<36633674140017

Der

Deutsche Krieg.

Historischer Roman

in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

Drittes Buch.

Herzog Bernhard.

Zweiter Band.

Leipzig

H. Haessel.

1866.

Herzog Bernhard.

Historischer Roman

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Leipzig
H. Haessel.
1866.

I.

Es lag im Interesse aller Betheiligten, die Verfolgung und Errettung des Herzogs von Rohan sorgfältig zu verschweigen. Wo eine Frage darüber auftauchte, da sagte Richelieu, da sagte Desnoyers, da sagte selbst Bernhard: wozu die Fabel wiederholen?! Rohan ist mit keinem Fuße in Paris gewesen, noch weniger ist er verfolgt worden! Die französische Regierung hat im Gegentheile neuerdings in der Schweiz freundschaftlichen Austausch mit ihm gepflogen, und ihm einen neuen wichtigen Auftrag anvertraut.

Bernhards Stellung freilich zu Richelieu war durch die Rohan'schen Vorfälle tief verändert worden. Die Herzogin von Aiguillon hatte sich bald überzeugen müssen, daß alle Aussicht verschwunden wäre, Herz und Hand des deutschen Herzogs zu erobern. Ebenso wenig blieb ihrer weiblichen Aufmerksamkeit verborgen, daß Bernhard jeden Abend das Hotel Rohan besuchte, und daß die Prinzessin Marguérite sechzehn Jahr alt wäre. Sie unterließ nicht, ihren Oheim von all ihren Bemerkungen in Kenntniß zu setzen, und ihn dahin zu vermögen, daß der deutsche Herzog so bald als

möglich aus Paris zu entfernen, und in die Zerstreuungen des Kriegs zu senden wäre.

Die Unterhandlungen zwischen dem Herzoge und dem Kardinale glätteten sich auch von da an mit einem Male, wenigstens wurden die Versprechungen des Kardinals geschmeidiger und günstiger, und Bernhard konnte mit guten Aussichten zu seinem Heere abreisen.

Er selbst war fröhlicheren, leichteren Sinnes als je. Liebesneigung verklärt uns ja die ganze Welt! Und mehr wie ein muthiger Ritter als wie ein durch Erfahrung mißtrauisch gemachter Feldherr erschien er unter seinen Truppen, Sold und Hoffnungen reichlich spendend.

Nicht daß seine Neigung zu Margueriten reichlich ein Aussprechen, eine Erwiderung gefunden hätte! Nein. Marguérite war ein fröhliches Kind geblieben, welches in voller Unbefangenheit und kindlich mit dem berühmten Kriegsmanne verkehrt hatte. Und vielleicht gerade dadurch hatte sie auf Bernhards Wesen nur erfrischend gewirkt, nicht aber drängend, treibend, beunruhigend. Es war Frühling in ihm geworden, und nur Frühling in ihm geblieben. Reife und Frucht begehrte er nicht. Dies ist ja ein wesentliches Merkmal der ersten Liebe.

Seiner Marguérite Vater, der Herzog von Rohan war glücklich nach der Schweiz entkommen, hatte dort sogar wirklich durch neue Vollmacht aus Paris größere Hilfsmittel erlangt, Bernhards nächstes und einziges Ziel ging also dahin: durch die burgundischen Berge hindurch bis an die Schweiz vorzubringen, und dann in neuer persönlicher Zusammen=

kunft mit Rohan die weiteren Schritte festzustellen. Die kaiserlichen Truppen also, die unter Gallas und dem Herzoge von Lothringen ihm den Weg verlegten, niederzuwerfen, das war jetzt sein nächster, sein einziger Gedanke.

Seine Truppen jubelten. Nie hatten sie ihn so jung, so ungestüm, so tapfer gesehen. Oft hatten sie ihn wohl auch früher den Feldherrnfehler begehen sehen, daß er sich persönlich in's wildeste Schlachtgetümmel hinein gestürzt — ein Fehler, den keine Truppe übel nimmt — jetzt aber sahen sie mit Entzücken, daß er ganz die Ritterschlacht wieder zu Ehren brachte, und wie der ungestümste Reitersmann ihnen voraus kämpfte.

Dazu brachte der Hochsommer eine wunderliche Genugthuung für diese Weimaraner. Der spanische Krieg brach endlich vollständig los gegen Richelieu und Frankreich, und Olivarez hatte eine große kaiserliche Heerabtheilung unter Piccolomini für diesen Feldzug gewonnen neben den spanischen Regimentern. Mit lawinenartigem Gefolge brach dies spanische und kaiserliche Heer in die Pikardie ein, eroberte sie, und drang bis zur Somme vor, ja drang über die Somme, nahm Corbie die letzte Festung, und streifte schon bis an die Oise. Pontoise selbst, die letzte Stadt vor Paris, leerte sich in Flucht und Schrecken, und schrie entsetzt: Jean le Wert ist da, und seine Reiter spießen uns! Ganz Paris zitterte vor Jean le Wert, und das Volk wollte Richelieu zerreißen, der König wollte ihn zu den Todten stürzen, ihn, der durch schlechte Politik Frankreich an den Abgrund gebracht. Reiter über Reiter flogen von Paris in's Kriegs-

lager Bernhards, dem Herzoge Bericht zu bringen über die steigende Noth, und Aufforderung über Aufforderung: er möge kommen und helfen!

— Wer ist Jean le Wert? — fragten feixend die Weimaraner, denn sie gönnten den Franzosen die Lection. — Johann von Wörth ist es! — lautete die Antwort — Euer Landsmann! — Da brach ein schallendes Gelächter aus, und es herrschte eine unangenehme allgemeine Zufriedenheit. Dieser Reitergeneral aus dem kölnischen Lande, welcher seit Jahren im Dienste des Bayerfürsten den protestantischen Truppen und diesen Weimaranern insbesondere ein höchst empfindlicher Feind gewesen, dieser Johann von Wörth war ihnen jetzt plötzlich nur der deutsche Landsmann, über dessen Tapferkeit sie sich unbändig freuten. So erkennt man eben erst in der Fremde, was zu uns gehört. Sie wären außer sich gewesen, wenn ihr Herzog Paris zu Hilfe gezogen wäre gegen Johanns von Wörth deutsche Reiter!

Bernhard aber empfand um kein Haar anders, als seine Soldaten: er schüttelte lächelnd sein Haupt, und deutete gegen Osten. Dorthin gehe seine Bestimmung.

Es war nicht wahrscheinlich, daß die Franzosen dies Lachen und Lächeln vergessen würden.

Richelieu hatte sich damals, geführt vom Pater Joseph, männlich gefaßt, hatte alle Hilfsmittel in Bewegung gesetzt, hatte den spanisch-kaiserlichen Vordrang gestaut, war wieder mächtig geworden bis zum Herbste, und hatte im Spätherbste sogar unerwartet aus dem fernen Osten des deutschen Reiches

eine große Genugthuung erlebt. Das letzte schwedische Heer, welches dort im pommerschen Lande nur noch mühsam Stand gehalten hatte vor den Kaiserlichen und ihren Prager-Friedensverbündeten, dies kleine schwedische Heer hatte unter dem lüderlichen, aber genialen Schwedengeneral Banér eine offene Feldschlacht gewonnen bei Wittstock im Brandenburgischen, und die Partisane des Prager Friedens in die Flucht geschlagen.

Dieser Ausgang des Jahres 1636 wurde ein Wendepunkt. Die Gegner des Kaisers athmeten zum ersten Male wieder auf, und Richelieus Agenten entwickelten nun auf günstig gewordenem Boden ihre Thätigkeit.

Man kann sagen: vom Schlusse dieses Jahres an bemächtigte sich französische Diplomatie und französisches Geld mit nicht mehr zu besiegendem Erfolge des deutschen Krieges. Und man muß hinzusetzen: dies französische Geld, und diese französische Thätigkeit ist tödtlich geworden für das deutsche Reich.

Jetzt war's ein völliger Hohn geworden, von einem deutschen Religionskriege zu sprechen!

Katholische Edelleute aus Frankreich reis'ten im nördlichen Deutschland umher, und waren die intimsten Bundesgenossen der protestantischen Fürsten. Nicht nur des protestantischen Schwedens und Dänemarks, auch der deutschen Reichsfürsten von Holstein bis nach Hessen. Diese französischen Agenten wühlten und knüpften und lös'ten in folgenschwerster Weise.

Hamburg war ihr Hauptsitz. Der Graf von Avaux,

und die Herren von St. Chamont und Charnacé waren die Künstler, welche in jener Zeit die protestantischen Reichsfürsten in Niedersachsen wie Schachfiguren bewegten.

Das nördliche Deutschland bis gegen den Main hinauf war jetzt der Hauptschauplatz des Parteikrieges, welcher von Religion und Reich nichts mehr erblicken ließ vor Sorgen und Planen der kleinen Fürsten, die sich eine Hausmacht gründen wollten. Das Welfenhaus spielte da die Hauptrolle, und Georg von Lüneburg war der männliche Führer neben der politischen Landgräfin von Hessen.

Und die deutschen Protestanten mußten hoffend dahin schauen, weil nur in jenen Ländern die Macht des Kaisers nicht völlig herrschte, während südlich vom Maine, im eigentlichen Gebiete des Heilbronner Bundes, die protestantische Fahne ganz am Boden lag. Von ihrem größten Kriegsführer vom Herzoge Bernhard sahen und hörten sie gar nichts mehr, er war wie verschollen. Kaiserliche Heere lagen zwischen ihm und Deutschland von der Schweiz bis in die Niederlande. Allerlei Mährchen liefen um über ihn: wie er französisch und katholisch geworden wäre, und an Leib und Seele verfallen.

Nur in Schwaben bewährte sich die Ewigkeit der Hoffnung, und sie erfand eine Sage, welche dem Barbarossa im Untersberge und im Kyffhäuser nachgebildet war. Da wo sich die schwäbischen Berge gegen die Schweiz hin abgliedern in einzelne Höhepunkte, da lag auf einzelnem Kegel die für unnehmbar geltende Feste Hohentwiel. In dieser Feste, hieß es, schlummert der Geist Bernhards, und eines Mor=

gens werden die Waldstädte am schwäbischen Rheinufer bedeckt sein mit evangelischen Kriegern, und der alte Schlachtgesang „eine feste Burg ist unser Gott" wird vom Rheine aufsteigen, und über die Mauern von Hohentwiel hinwegziehen. Da wird der schlummernde Bernhard aufwachen, wird auf die Zinne hinaufgehen, und nach allen Himmelsgegenden winken. Und da werden die Evangelischen aus allen Ländern herzuströmen, und furchtbare Schlachten liefern unter seiner Anführung, und das furchtbare Bollwerk des Kaisers in den österreichischen Vorlanden, die Festung Breisach, werden sie erstürmen und von da nach Bayern und Wien marschiren. Das evangelisch deutsche Reich aber wird dann auf ewigen Grundlagen errichtet werden.

Der arme Bernhard selbst war beim Ausgange dieses Jahres 1636 gar fern von der Erfüllung dieser Sage. Man hatte ihn von Paris aus gänzlich im Stiche gelassen mit Geld und Truppen — er hatte nicht die geringste Aussicht, den Wall zu durchbrechen, welcher in kaiserlichen Truppen zwischen ihm und dem Rheine lag. Richelieu rächte sich. Er wünschte durchaus nicht, daß Bernhard den Rhein erreichte, oder ihn wohl gar überschritte. In der Hand wollte er ihn behalten, und wenn der König fragte, warum der Weimar so kurz gehalten werde, da antwortete leise der Kardinal: Sire, dieser Weimar ist ein Antäus. Sobald er den vaterländischen Boden berührt, wächs't er aus unsern Händen zum Riesen empor, welcher uns zurückschleudert mit einem Fußstoße von unserer Eroberung Lothringens, der Freigrafschaft und der prächtigen Landgrafschaft Elsaß. Uns

soll diese Landgrafschaft an den Rhein bringen, für uns sollen diese Länder erobert werden, nicht aber für einen so gefährlichen Nachbar wie dieser Weimar wäre.

Bernhard knirschte unter diesen Zügeln, welche ihn nicht vorwärts ließen, und entschloß sich im Winter, nochmals nach Paris zu gehen. Seine Botschafter erhielten nur ausweichende Antworten, ihm selbst, meinte er, werde man Rede stehen müssen.

Man empfing ihn auch wirklich wieder mit allen Ehren, und entwickelte alle französische Höflichkeit, um die innerste Gesinnung zu verbergen. Aber es war nicht zu verkennen, daß er machtloser war. Selbst das Arsenal wurde ihm nicht mehr zur Wohnung angewiesen, im Palais des Marschalls von Schomberg wurde er einquartirt, und man versetzte sich nicht einmal in die Unkosten, seine heftigen Anklagen über Wortbrüchigkeit des Vertrages heftig zu erwidern. Man sprach achselzuckend von den schweren Lasten des spanischen Krieges, und verwies auf bessere Zukunft.

Selbst seine schlimmsten Feinde, die Jesuiten Desnoyers und Norbert von Zierotin ließen ihn diesmal ziemlich außer Acht. Norbert, welcher mit Blandini den Sommer über in Madrid gewesen, und kürzlich erst auf seine Station Paris zurückgekehrt war, Norbert sogar sagte zu Blandini: Da habt Ihr Euch wieder einmal umsonst gefürchtet! Es wird gar nicht nöthig sein, daß Ihr diesen Weimar in ärztliche Behandlung nehmt, er verkommt ohne Euer Zuthun, Richelieu vergiftet ihn langsam durch Versagung der Gelder und Truppen!

Bernhard litt schwer in diesen Wintertagen. Zu trauriger Ueberraschung hatte er gleich nach seiner Ankunft in Paris erfahren, daß die Herzogin von Rohan mit ihrer Tochter nach der Schweiz abgereis't sei zu ihrem Gemahl. Und wie wenig Aussicht hatte er jetzt, mit dem nächsten Frühlinge bis zur Schweiz durchzudringen durch den kaiserlichen Heereswall in der Freigrafschaft!

Nur die Herzogin von Aiguillon im Palais Kardinal machte eine Ausnahme von der gleichgültigen Behandlung. Sie begrüßte ihn herzlich, sie widmete ihm eine Aufmerksamkeit und Hingebung, als ob nie etwas Störendes zwischen ihnen vorgekommen wäre. Bernhard wußte ja auch nichts von einer solchen Störung, er hatte sich nie klar gemacht, daß ein Liebesverhältniß zwischen ihnen abgebrochen worden wäre. Für ihn war sie der zufällige Uebergang gewesen aus der Gleichgültigkeit gegen Frauen zu der erwachenden Neigung für Frauen; für ihn war es ganz in der Ordnung, daß er sie entgegenkommend, einschmeichelnd und liebenswürdig fand. Ihm that es wohl, denn sein Wesen war jetzt einer weichen Frauenhand gar sehr bedürftig.

So täuschten sie sich gegenseitig. Er aus Unbedacht, sie aus Klugheit, welche den leeren Moment in seinem Leben auszubeuten hoffte.

Der alte Kaiser in Wien veränderte diese Lage. Gegen Ende Februars 1637 kam die Nachricht von seinem Tode nach Paris, und — beim nächsten Feste im Louvre erschien Bernhard in Trauer.

Dies machte großes Aufsehen, und schärfte jegliche Miß-

stimmung. Der Weimarsche Herzog zeigte sich damit herausfordernd als deutscher Reichsfürst, der über allen politischen Hader hinweg Trauer anlegte um seinen Kaiser mitten unter den schlimmsten Feinden des österreichischen Kaiserhauses. Man steckte die Köpfe zusammen, man fragte, was das bedeuten sollte, man schloß: dieser Weimar will seinen Frieden machen mit dem neuen Kaiser!

Dies war nicht im Entferntesten Bernhards Absicht. Es war ihm ein Herzensbedürfniß, sich unter diesen Franzosen als ein Deutscher zu zeigen, der sich seiner heimathlichen Anhänglichkeit treu eingedenk erweise, auch gegen seine Feinde in der Heimath.

Indessen gab es auch bei diesem Abendfeste im Louvre wichtige Leute, welche dem Herzoge Bernhard näher traten wegen seiner Trauerkleidung. Schon vor dem Eintritte Bernhards in den hell erleuchteten Saal war ihm die Nachricht vorausgeeilt: er trägt Trauer um den deutschen Kaiser! und als die schlanke, schöne Figur des gebräunten jungen Mannes schwarz von der Hutfeder bis auf die Fußbekleidung, über die Schwelle trat, da wichen die Staats- und Hofmänner nach beiden Seiten vor ihm zurück. Durch eine breite Gasse schritt er langsam einher, das braune Augenpaar von tiefer, ernster Kraft blickte ruhig links und rechts über die unwilligen Franzosen hin, und da ihm Niemand entgegen kam, so schritt er immer weiter vor in die Tiefe des Saales hinein. Dort in der Tiefe weilte der König und die Königin. Stand eine unangenehme Scene bevor wie vor'm Jahre in St. Germain? Man vermuthete es. Aber

siehe da, der sonst schüchterne und zurückhaltende König Ludwig erhob sich, und eilte ihm entgegen. Er eilte, und sein sonst melancholisches Angesicht sah erheitert aus. Sein Königssinn war innerlichst erbaut von dem Zeichen dynastischer Treue, welches der deutsche Herzog für sein Reichsoberhaupt an den Tag legte. Mit freundlichen Worten begrüßte er Bernhard. Er sprach's nicht aus, weshalb er so freundlich wäre, aber er verkündigte ihm, daß die Königin sich freuen würde, ihn begrüßen zu können.

Die Königin Anna war ja Anna von Oesterreich. Es that ihrem Herzen wohl, diesen sonst unerbittlichen Kriegsfeind ihres Hauses jetzt in Trauerzeichen um den Kaiser zu sehen inmitten von Franzosen, welche darüber entrüstet waren. Die stattliche Frau mit den berühmten weißen Armen ging ihm sogar einige Schritte entgegen, und sie verschwieg es nicht was sie bewegte. Wenn auch mit leiser Stimme deutete sie auf ihre Rührung, daß ein politischer Feind ihres Hauses die Würde ihres verstorbenen Familienhauptes in der Fremde ehre.

Bernhard ging nicht näher darauf ein, aber er sprach freundlich mit der schönen Frau, in deren Gesichtszügen eine Trauer zu entdecken war, die ihn verwandt ansprach. Sie war fremd geblieben in Frankreich, ihre Ehe mit dem kränklichen Ludwig kinderlos. Man zweifelte überall an dem Glücke ihrer Ehe. Bernhard selbst, welchem die unerwartete Abwesenheit Marguéritens von Rohan schmerzlich überraschend gewesen, hatte innerlich ganz die Stimmung, mit dieser seit mehr denn zwanzig Jahren vermählten, leidenden

Frau zu sympathisiren. Fast noch Kinder waren Ludwig und Anna gewesen, als sie sich zu Bordeaux am Altare hatten die Hände reichen müssen, um Spanien und Frankreich einander näher zu bringen. Nach ihrem persönlichen Schicksale hatte dabei Niemand gefragt.

Während Bernhard mit der Königin sprach, entdeckte sein Auge seitwärts in einer Fensterbrüstung einen feisten Mann, und nach kurzem Besinnen sagte ihm sein gutes Gedächtniß, daß und wo er diesen Mann kennen gelernt. Die Königin war Bernhards Blicken gefolgt und unter einem leichten Erröthen sagte sie: das ist ein sehr unterrichteter Mann, dieser Arzt, und er hat mir neulich erzählt, daß er Euch einmal flüchtig bekannt geworden sei.

— In Frouard, Majestät! Aber ich glaube, ich habe seinen Namen nicht erfahren.

— Blandini heißt er. Er soll sich Euch vorstellen, Herr Herzog!

Der herbeigerufene Blandini, welchen die Königin dem Herzoge zum Gespräche überließ, war vom spanischen Minister Olivarez an Königin Anna empfohlen worden. Die Unfruchtbarkeit des königlichen Ehebettes beunruhigte die spanische Regierung, und Blandini's Rath wurde auch in solcher Angelegenheit eingeholt.

Bernhard machte ihm freundliche Vorwürfe, daß der kundige Doktor einen Besuch im Feldlager immer noch nicht abgestattet. Lagerfieber und Lagerpest rafften ihm viel Leute weg, und es sei ihm kein Preis zu hoch für Unterweisung

seiner Feldärzte durch einen so bewährten Mann wie Doktor Blandini.

Blandini verbeugte sich dankend, und versprach einen Besuch im Feldlager des Herzogs, sobald er einmal einige Wochen freier Zeit vor sich sähe.

Es war ihm jetzt nicht Ernst mit der Zusage, da Herzog Bernhard seine Furchtbarkeit verloren hatte. Aber er gab sie aus Höflichkeit, und weil man doch nicht wissen konnte, ob dieser Herzog nicht wieder einmal gefährlich würde.

Die Herzogin von Aiguillon, welche herzugetreten, bestärkte ihn in dieser Zusage. — Ich selbst — sagte sie heiter — bringe Euch einmal diesen bequemen Doktor im Wagen nach Eurem Heerlager. Ich muß Eure Krieger einmal sehen, wie sie unter Eurer Führung in die Schlacht stürzen, wovon man so reizende Wunderdinge erzählt.

Und nun bemächtigte sie sich Bernhards ganz wie früher, als ob gar keine Entfernung zwischen ihnen eingetreten wäre seit der traulichen Scene im Kabinet des Palais Kardinal. Sie scherzte über den Unwillen ihres Oheims, welchen die Trauertracht des Herzogs erregen würde, und versicherte Bernhard, daß sie der Politik nicht gestatte, zwischen sie und ihre Herzensfreunde zu treten. Politik sei vergänglich, das Herz sei ewig.

Wahrlich, sie hatte in diesem Tone leichtes Spiel, die Oberhand zu gewinnen, wenn nicht im Herzen, doch im Kopfe und in den Sinnen Bernhards. Die Oberhand über jenes gleichgültige junge Mädchen, welches seine Herzensstimme so ganz und gar überhörte. Diese Aiguillon, eine

reizende Frau von Geist und Bildung, hatte er schnöde hintangesetzt, und sie zeigte sich jetzt nicht nur ohne jegliche Bitterkeit, nein, treu und ergeben! Ihr Auge schimmerte feucht und in Sehnsucht, und es klang kindlich liebevoll, als sie ihn fragte: ob er sie hinüber begleiten wolle in's Palais Kardinal. Ihre Sänfte sei geräumig, sie biete Platz für zwei Personen. Nach einer Viertelstunde, binnen welcher die Höflichkeit genügend abgethan werde in dieser massenhaften Gesellschaft!

Sie entließ ihn mit einem Blicke, welcher alle Seligkeit einer weiblichen Umarmung versprach.

Und kaum war Bernhard einige Schritte von ihr entfernt, da stand er vor einer andern Frauengestalt, die in seiner Erinnerung auch wie eine Circe schwebte. Die ersten Regungen der Sinnlichkeit, welche damals machtlos verblieben, hatte in Regensburg Lady Ludmilla in ihm erweckt. Und sie stand jetzt vor ihm.

Ihre Verbindung mit Desnoyers hatte sie im Louvre eingeführt, nachdem sie wirklich zum Katholicismus übergetreten, und für den katholischen Hof ein Gegenstand angenehmer Genugthuung geworden war.

Sie begrüßte den Herzog warm und lieb. Der stattliche Kriegsheld war ihrem liebebedürftigen Wesen stets reizend erschienen, und er war ihr jetzt in der Trauer um den Kaiser eine volle poetische Erscheinung. Das Alles wehte dem Herzoge aus ihren Mienen, aus ihrer Haltung, aus ihren Worten entgegen wie süßer Duft von Anhänglichkeit und Neigung.

Dieser Abend schien dafür bestimmt zu sein, daß alle Mächte weiblichen Reizes sich des Herzogs bemächtigen sollten von den weißen Armen der Königin Anna bis zu den wollüstigen Tönen der Muttersprache, in denen ihm Ludmilla gestand, daß sie sich nach der deutschen Heimath sehne, und daß sie vorhabe, nach Wien überzusiedeln, wenn sich die Nachricht vom milderen Sinne des neuen Kaisers bestätigte.

Von ihrem Religionswechsel wußte er nichts, und unbedenklich gab er sich den angenehmen Eindrücken hin, welche die heimathliche Kokette in ihm zu wecken wußte. Erinnerung ist die begabteste Kupplerin, alle Reize der Vergangenheit stehen ihr zu Gebote, und die angekündigte Viertelstunde verging so schnell! Es war eine ganz andere Gattung weiblichen Reizes, welche von Ludmilla in ihn strahlte, eine heimathliche Mondesnacht voll warmer Luft. Aus der reifen Schönheit dieses ebenmäßigen Körpers, dessen matt glänzende Schultern nahe vor seinem Auge winkten, aus dem seelenvollen, halb gebrochenen Auge sprach die verunglückte Lebensgeschichte des deutschen Weibes. Verunglückt in Liebe und Glauben. Das irrende Herz flehte gleichsam um Gnade, als sollte und könnte es errettet werden aus Zweifeln und übereilten Gelübden. Die überreizte Phantasie Ludmillas mochte in diesem unberührten Feldherrn der Protestanten einen Erretter sehen, der sie mit starken Armen aus dem Wirrwarr der Sinne und der Seele emporheben könnte.

Die Herzogin von Aiguillon näherte sich eben dem Paare. Sie stand still. Wenn sie ihren Vortheil ohne thörichte Eifersucht verstand, mußte sie sagen: Recht so, recht so!

Dieser spröde junge Mann wird mir nun endlich erweckt und erweicht in die Arme geführt! Die Fremde lockt für mich.

Sie streifte an ihm vorüber, und ihr verführerisch sprechendes Auge sagte ihm: es ist Zeit, ich bewege mich dem Ausgange zu. Folge mir!

Bernhard folgte ihr, indem er mit Ludmillen weiter sprach. Es war keine klare Absicht in ihm, eine Untreue zu begehen an dem Bilde in seinem Herzen, aber Unmuth und sinnlich aufgeregter Wirbel flüsterten in ihm: räche Dich an herzloser Trockenheit, laß Dich tragen vom Strome, wer weiß, ob er nicht zu der Befriedigung führt, welche Dir immerwährend entzogen bleibt, weil Du sie gerade dort suchen willst, wo sie Dir versagt bleibt.

An der Thür des großen Saales erst verabschiedete er sich von Ludmillen — die Herzogin von Aiguillon schritt langsam durch einen kleineren Saal, umgeben von kourmachenden Kavalieren, der Thür zu, welche in die Vorzimmer führte. Er folgte ihr —

Da trat ihm ein kleiner Aufenthalt entgegen. In der Gestalt Mitzlau's.

Rudolph von Mitzlau war ihm näher gekommen durch die damalige Errettung Rohans. Die Warnung hatte sich begründet erwiesen, Tristan war an jenem Abende wirklich mit Trabanten in Groot's Hause erschienen, sich höflich entschuldigend wegen Verletzung des Gesandtschaftasyls, weil der Herzog von Rohan ja nicht im Gesandtschaftshause selbst, sondern im Nebenhause wohne. Man dankte also Mitzlau wirklich die Errettung Rohans. Dafür war Bernhard

erkenntlich, und da er bei jetzt eintretendem näherem Verkehre fand, daß Mitzlau ein kundiger Officier und ein antifranzösischer Deutscher wäre, dessen Trieb auf Lösung der wälschen Allianz gerichtet war, so hatte ihn Bernhard wiederum unter sein diesmal kleines Geleit nach Paris aufgenommen. Mitzlau's kleinen Bemerkungen war es auch vielleicht zuzuschreiben, daß der Herzog die Trauer anlegte um den Kaiser. Denn Mitzlau ging seit jenem Abende, als er Norbert bei Seite schob, die Bahn der Versöhnung mit Oesterreich ohne die Jesuitenhilfe Norberts. Er meinte: wenn eine solche Versöhnung mit dem gefürchteten Bernhard zu Stande gebracht werden, wenn ein Bernhard dem Kaiser zugeführt werden könnte — dann sei ein solcher Weg des Ausgleichs doch viel ergiebiger als der magere Begnadigungsweg durch Unterstützung vermittelst der Pfaffen. Brächte er einen Bernhard in's kaiserliche Lager, dann wachse er selbst in hohem Maaße.

In diesem Sinne gab er auf Alles Acht, was um den Herzog vorging, und schloß sich dem jungen Dietrich de Groot an, welcher im vergangenen Frühjahre als Kriegsvolontair mit dem Herzoge in's Feldlager gegangen war. Dieser Dietrich war durch seinen Vater tiefer eingeweiht in die persönlichen Angelegenheiten des Herzogs, und von ihm hatte Mitzlau erfahren, daß man von einer Hinneigung Bernhards zur Prinzessin Rohan wissen wollte, und daß die trübe Laune desselben seit seiner Ankunft in Paris wohl von der unerwarteten Abwesenheit Marguéritens herrühren könnte. Dies hatte Mitzlau lebhaft aufgegriffen. In seinem jetzigen

Wunsche, den Vermittler Bernhards mit dem Kaiser zu spielen, schien ihm nichts so gefährlich, als wenn die damals wohlbekannte Annäherung der Nichte Richelieus an Bernhard sich erneuere bei dem jetzigen Pariser Aufenthalte des Herzogs. Diese Circe, wie auch er sie nannte, hatte täglich in's Palais Schomberg geschickt, und sich nach Stimmung und Befinden des Herzogs erkundigen lassen. Es war Mitzlau ganz deutlich, daß sie ihn durch die Zuvorkommenheit wieder einfangen wollte, und daß es dem Herzoge auf die Länge nicht verborgen bleiben könnte, wie theilnehmend sie sich erwiesen, wenn ihm auch die täglichen Nachfragen nicht gemeldet würden. Deshalb hatte er die beiden Groot, Vater und Sohn — denn auch Dietrich war mit in Paris — dringend aufgefordert, Nachrichten einzuziehen über die Abreise der Herzogin und Prinzessin von Rohan, Nachrichten, welche irgend einen beschwichtigenden Grund für diese Abreise an die Hand geben könnten. Beschwichtigend für den Unmuth des Herzogs.

Diesen großen Gesellschaftsabend im Louvre hatte Mitzlau ganz besonders gefürchtet, weil er voraussah, daß die Herzogin von Aiguillon hier dem Herzoge zum ersten Male wieder begegnen würde, und darum hatte er gerade heute dringend darauf bestanden, daß Dietrich selbst in's Hotel Rohan ginge, wo am Ende doch etwas Näheres über den Beweggrund zu erfahren wäre, welcher die Herzogin und Prinzessin zur Abreise getrieben. Dietrich nämlich hatte ihm von einer alten Kammerfrau gesprochen, welche tief im Vertrauen der Herzogin stünde, und welche vielleicht Aus-

kunft geben könnte, wenn sie nicht mitgereis't wäre. Letzteres persönlich zu erkunden und mit der Frau vertraulich zu reden hatte Dietrich für diesen Abend übernommen.

Peinlich hatte Mitzlau auf Dietrichs Ankunft im Louvre gewartet, als er bestätigt gesehen, daß die Aiguillon dem Herzoge nahe träte. Der unzuverlässige Gesell Dietrich — hatte er ärgerlich gedacht — ist sicherlich einer Liebschaft drüben in der Vorstadt nachgegangen statt schleunig die alte Kammerfrau aufzusuchen, und schon war er im Begriff gewesen, den Herzog anzutreten, und mit einer dreisten Erfindung auf andere Gedanken zu bringen, da war Ludmilla an ihm vorüber gekommen dem Herzoge entgegen. Dies hatte ihn zurückscheuchen müssen. Diese Frau haßte ihn tief, ihr mußte er eilig aus dem Wege weichen — aber dies Ausweichen brachte ihm Glück, es führte ihn im Gedränge der Soirée vor den Vater de Groot, welcher eben erst gekommen war, und welcher, nach seinem Sohne fragend, in der Geschwindigkeit Mitzlau eine Mittheilung gemacht hatte.

Diese Mittheilung in Gedanken ausschmückend hatte Mitzlau die Nähe des Herzogs wieder aufgesucht, und mit Ungeduld hatte er auf den Moment gewartet, daß Ludmilla ihn endlich wieder frei geben würde. Er sah wohl, daß die Aiguillon an der Ausgangsthür des kleineren Saales auf den Herzog wartete, und daß nur eiligst ein Riegel vorgeschoben werden könnte —

Endlich schied Bernhard von Ludmillen, und Mitzlau beschleunigte seinen Schritt, um den Herzog zu erreichen, bevor dieser von der Aiguillon angeredet und fortgeführt würde.

Unvorsichtig im Vorgehen kam er dabei Ludmillen dergestalt in den Weg, daß er sie anschauen, und als höflicher Kavalier um Verzeihung bitten mußte — es war ein Augenblick arger Pein für Ludmillen. Sie wurde blutroth vor Zorn und Scham, und empfand die ganze Strafe für ein verfehltes Leben in dieser widerwärtigen Begegnung, welche ihre so eben versuchte Annäherung an Bernhard in das garstigste Licht stellte. Sie war fein genug, es augenblicklich und ganz zu empfinden, daß sie ihren Uebertritt wiederum verläugnet hätte, indem sie Bernhard warm und hoffnungsvoll nahe getreten, und daß die unmittelbar darauf folgende Erscheinung Rudolphs von Mitzlau, ihres Verführers und Verderbers, wie ein unmittelbares Strafurtheil des Himmels auf sie gefallen sei. Außer sich flog sie einem Seitenausgange zu, unbekümmert um die erstaunt vor ihr weichenden Hofleute. Sie fühlte sich vernichtet.

Mitzlau hatte ein gröberes Gewissen. Er behielt ungestört sein Ziel im Auge, und erreichte es, wenn auch nur einige Schritte vor der harrenden Aiguillon. Bernhard stand still auf seine dringende Anrede, welche in gedämpftem Tone eine wichtige politische Nachricht ankündigte.

— Welche? — fragte der Herzog. Der politische Lebensberuf fand ihn in jeder Lage aufmerksam.

— Aus der Schweiz, fürstliche Gnaden. Hugo Grotius hat sie vor einer Stunde erhalten, und sie betrifft den Herzog von Rohan.

— Nun?

— Das hiesige Ministerium hat ihn, wie Ihr wißt, mit

einer Aufgabe in Graubündten betraut. Damit die Alpenpässe nach Italien für die Spanier verschlossen blieben durch die Grisons. Es ist ein Uriasbrief gewesen, welchen ihm das Ministerium gesendet, wahrscheinlich um auf geschicktere Weise als hier in Paris sein Verderben herbeizuführen.

— Zur Sache! zur Sache!

— Die Aufgabe hat sich als eine Unmöglichkeit erwiesen. Es hat in Chur eine furchtbare Scene stattgefunden: man hat den Herzog von Rohan ergreifen und niedermachen wollen, weil er französischen Machinationen gegen die Freiheit der Grisons dienstbar sei; nur mit größter Anstrengung ist es den Freunden seiner ehrenwerthen Persönlichkeit gelungen, ihn dem Tumulte zu entreißen, und ihn auf fürchterlichen Bergpfaden des Kalanda-Gebirges in die Schweiz zu entführen. Auch dort in den katholischen Urkantonen ist er vom Aeußersten bedroht gewesen. Es hat sich deutlich offenbart, daß von hier aus Alles angelegt gewesen ist, den unliebsamen Hugenottenführer zu vernichten. In tiefer Erschöpfung ist der bejahrte Herr nach Genf gerettet worden, und noch kurz vor den Thoren dieser Kalvinistenstadt ist er nahe daran gewesen, den Streifpartieen des französischen Heerführers, des Herzogs von Bourbon in die Hände zu fallen. Aus Burgund hinüber hat dieser, unbekümmert um schweizerische Neutralität, Truppen über den Jura geworfen, um Rohans habhaft zu werden. Letzterer liegt erkrankt zu Genf darnieder, und das glücklicherweise wohlbefestigte Genf fühlt sich nicht sicher vor einem französischen Ueberfalle, weil es einem Manne wie Heinrich Rohan Schutz und Zuflucht gewährt.

Fürstliche Gnaden sollte bedacht sein, ein ernstes Wort an rechter Stelle hier zu sprechen über diese Verfolgung unsers Glaubensgenossen —

— Woher die Nachricht?

— Vom schwedischen Gesandten. Ein schwedischer Rath Müller, aus Stockholm vom Kanzler Oxenstierna an Euch, Herr Herzog, abgesendet, hat sie heut Abend gebracht. Er kommt über Basel, weil er gehofft hat, Euch in der Freigrafschaft zu finden.

— Dort kommt ja Dietrich aufgeregt. Vielleicht weiß er noch mehr —

Dietrich, ungemein zu seinem Vortheile verändert durch ein halbjähriges Kriegsnovizenleben, wurde durch die Aiguillon aufgehalten, welche ihm Komplimente machte über sein strafferes Aussehen und über den Fortschritt des lichtgelben Mantels zu lichtbrauner Kouleur. Sie war guter Laune, und konnte es nicht unterlassen, ihn aufzuziehen. Er versicherte recht kurz, daß eine Dame Schuld sei an der Lichtbräune, welche der Frau Herzogin auffalle, und daß er die nähere Erklärung sich jetzt versagen müsse, da er seinem Herzoge eine Nachricht zu überbringen habe.

Dabei grüßte er mit so scharf zusammen genommenen Gliedmaaßen, daß nicht zu verkennen war, sie seien jetzt geordneter als sonst, und schritt zum Herzoge. Immer noch mit langen Schritten wie früher, aber mit größerer Zuversicht in den Beinen.

Sein Bericht ging dahin, daß er aus dem Hotel Rohan komme, wo er die vertraute Kammerfrau der Frau Herzogin

gesprochen. Sie liege krank zu Bett, und habe deshalb die schnell abreisenden Damen Rohan nicht begleiten können. Sie wisse aber, daß die Abreise von Mutter und Tochter deshalb so jählings stattgefunden habe, weil ein Diener des Herzogs die Nachricht aus Genf gebracht habe, der Herr Herzog Heinrich liege schwer krank darnieder —

— Deshalb?! — rief Bernhard, und sein Auge leuchtete. Politik und Herz waren ihm nun auf einmal in Bewegung, und wenn er die harrende Aiguillon nicht hätte sehen müssen, er hätte sie vergessen.

Er ging auf sie zu, um ihr mitzutheilen, daß er sich die Begleitung versagen müsse, weil dringende Geschäfte — da sah er aus der Seitenthür, durch welche Ludmilla geflüchtet, den Kardinal Richelieu eintreten. Sein Anblick wirkte, als ob er die Hauptmacht des Feindes auf dem Schlachtfelde erscheinen sähe, und er ging stracks auf ihn zu. Er fühlte das Bedürfniß eines Angriffs.

Richelieu desgleichen. Er erschien jetzt erst in der Gesellschaft, aber man hatte ihm doch schon erzählt, daß der Herzog von Weimar das größte Aufsehen machte und König wie Königin für sich gewonnen hätte durch die Trauer, welche er für den Kaiser zur Schau trüge. Solch ein Anhänglichkeitszeichen war sehr gegen die Neigung des Kardinals. Es verrückte die Stellung des Herzogs, welche er ihm in Frankreich angewiesen sehen wollte, es bestärkte den König in dynastischen Formen, welche Richelieu geringschätzig behandelte, weil sie gar oft in wichtigen Schritten störten.

Richelieu schwoll also jetzt die Galle, als er den schwarzen Herzog auf sich zukommen sah. Von Wiederanknüpfung des Verhältnisses mit seiner Nichte wußte er nichts, die ganze Maschine also, diesmal im wallenden Kardinalpurpur, war geladen, als Bernhard ihn scharf ansprach und zur Rede stellte über die „nichtswürdige“ Behandlung des Herzogs von Rohan.

Richelieu fragte schneidend zurück, was einen Herzog von Weimar berechtigte, mögliche oder nicht mögliche Schritte des französischen Ministeriums nichtswürdig zu nennen.

— Mein Glaube, meine Freundschaft für Rohan, mein Verhältniß zu Frankreich berechtigen mich dazu.

Frankreichs Feinde zu schlagen, nicht aber sie zu beschützen ist Euer Verhältniß zu Frankreich!

— Was gehen mich denn Eure Freunde und Eure Feinde an! Ich verkehre mit Euch, um den deutschen Kaiser zu bekriegen. Aus keinem andern Grunde, zu keinem andern Zwecke. Nur in diesem einzigen Punkte bin ich Euch verbündet. Und was ist der Kern meines Krieges gegen den Kaiser? Mein protestantischer Glaube, welchen der Kaiser unterdrückt. Hat es nun einen Sinn und Verstand, daß Ihr als mein Verbündeter den protestantischen Glauben unterdrückt und sogar in meinen Freunden verfolgt, selbst in den Freunden verfolgt, welche wie Rohan auf dem Kriegsschauplatze gegen den Kaiser wirken? Hat das einen Sinn? Nein, es ist die offenbare Verhöhnung unsers Bündnisses. Es zeigt, daß Ihr mich und die Schweden nur gebrauchen wollt um poli=

tische Pläne gegen das deutsche Reich in's Werk zu setzen. Wohl denn! Der Schwede und ich werden diese Erfahrung nützen, und werden Euch sachgemäß antworten.

Bernhard's Ton war immer lauter geworden, die Gesellschaft aus dem großen Saale war herzugeströmt, und es war ein glücklicher Gedanke, daß Hugo Grotius die Thür des Nebengemaches schließen ließ, in welches die beiden Wortfechter während des Streites eingetreten waren.

Grotius selbst, sein Sohn und Mitzlau von der einen Partei, Richelieu und der ihn begleitende Abbé Boisrobert von der andern Partei waren nun abgesondert, und der Streit konnte gründlich zu Ende geführt werden.

Dazu wäre Richelieu ganz geneigt gewesen; denn er meinte jetzt des deutschen Herzogs nicht mehr in dem Maaße zu bedürfen wie früher. Beim Vordringen des spanischen Heeres bis gegen Paris im verflossenen Sommer hatte dieser deutsche Herzog den gefährdeten Kardinal nicht im Mindesten unterstützt, der Kardinal hatte diese große Gefahr allein bestehen müssen. Er hatte sie bestanden, und war nun um eine Kopflänge gewachsen an Macht und Zuversicht. Jetzt kam ihm diese Gelegenheit fast erwünscht, den unbequem fordernden Bernhard einmal nachdrücklich in die Schranken zu weisen. Die letzte Rede Bernhards draußen vor so viel Zuhörern zudem hatte ihn ergrimmt, seine Nerven bebten in Wuth, und er begann eine Erwiderung, welche in die giftigste Spitze ausgehen sollte — da wurde er inne, daß der schwedische Gesandte zugegen war. Sie waren inmitten des nächsten Zimmers stehen geblieben, und Grotius trat ihm

jetzt erst deutlich vor die Augen. So groß aber war seine diplomatische Schulung, daß sie ihn abhielt, für eine augenblickliche Genugthuung die nächste Zukunft preiszugeben. Er gewann es über sich, in eine mäßige Sprache einzulenken, und Grotius zur Theilnahme am Gespräche aufzufordern. Dadurch — meinte er ganz richtig — wird die Spitze des Streites abgebrochen werden. Er kannte ja Grotius als einen sehr vorsichtigen Mann.

Diesmal war aber auch Grotius rücksichtsloser als sonst. Die Ankunft eines außerordentlichen Abgesandten aus Stockholm in der Person des Raths Müller war gegründet; Grotius war dadurch befugt, kräftiger aufzutreten, und seine Neigung für Bernhard und Rohan unterstützte ihn in dem längst gehegten Wunsche, dem Kardinal einmal nachdrückliche Vorstellungen zu machen über die ungenügende Unterstützung der protestantischen Sache. Er sprach ruhig, gemessen, aber logisch stark, indem er alle die Widersprüche der Richelieuschen Politik bloß legte.

Richelieu kochte vor Ingrimm, und als nun Bernhard die Beweisführung de Groots für sich in Anspruch nahm, und auf unmittelbar praktische Folgerungen überging, als er die Summen nannte, die versprochen und nicht gezahlt worden wären für seine Kriegsmacht, als er die Truppenzahl anführte, die verheißen und nicht gestellt worden, als er die unfähigen Generale bezeichnete die ihm aufgedrängt wurden zum Schaden des Krieges, da riß auch dem diplomatischen Meister Richelieu die Geduld, und er entgegnete mit geringschätziger Heftigkeit, welche mit den Worten schloß: Wohl

denn! Da Ihr von Frankreichs Beistand so abfällig denkt, so entbehrt ihn, erlaßt ihn uns, wir sind Dessen ganz froh. Unser Geld kann ersprießlicher zu unserm Vortheil verwendet werden. Die Millionen, welche der deutsche Krieg unserm Lande alljährlich kostet, werden ja doch der Kultur unsers Landes entzogen. Sie wird sich Glück wünschen, wenn man sie ihr von jetzt an ausschließlich zuwendet. Sie wird sich bedanken bei Euch, Herr Herzog von Weimar. So sei's denn! Wir wollen hier in Frankreich mit gefalteten Händen zusehen, wie der Kaiser Euch bis zum Schlusse dieses Jahres zu Paaren treibt. Ach, was spreche ich „bis zum Schlusse des Jahres"! Bis zum Sommer wird es ein Ende haben mit all den mittellosen Haufen, die noch dazu alle untereinander uneinig sind, ein Ende mit Schrecken. Und Schweden wird Gott danken, wenn es die pommersche Küste rettet. Es wird auch die nicht retten. Der jetzige Kaiser wird Stralsund nicht mehr umsonst belagern. Schweden ist längst erschöpft. Geld hatte es nie; es holte sich's in Deutschland. Seit Deutschland auch keins mehr hat, hat auch Schweden keins mehr. Französisches Geld ist's, mit welchem auch der schwedische Krieg geführt wird. Selbst Truppen hat Schweden nicht mehr, das wenig bevölkerte Land ist jetzt an streitbaren Männern aufgezehrt. Deutsche Söldner, die wir bezahlen, führt es in die Schlachten. Der ganze Plunder zerstiebt, wenn wir nicht mehr zahlen, und Eure Herrlichkeit, Herr Herzog von Weimar, wenn Frankreich nicht mehr hinter Euch steht, ist Euch ja ohne meine Aufklärung sehr wohl bekannt. Ihr haßt uns ja recht herz=

lich, und wär't all Euer Lebtag nicht zu uns gekommen, wenn Ihr anderswo Mittel zur weiteren Kriegführung gefunden hättet. Sucht sie denn anderswo, da unser Gold und unsre Truppen Euch nicht sauber genug erscheinen. Ihr findet sie nirgends, nirgends! Das wißt Ihr so gut wie ich, und das Ende vom Liede wird sein, daß Ihr Euer ganzes Leben kläglich verläugnen und Euren Frieden mit dem katholischen Oesterreich machen müßt, wenn man das Friede nennen darf, was erbärmliche Unterwerfung ist, erbärmlich, denn unter Fußtritten für Euren sogenannten Glauben, unter Fußtritten für Eure sogenannte Libertät des deutschen Reichs werdet Ihr hinschmachten zu einem ruhmlosen Grabe. Ihr wollt es aber, und des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Habt es! Glückliche Reise!

Hochaufgerichtet stand er da im weiten, faltigen Kardinalspurpur, der bisher so höfliche Richelieu, welcher den Herzog Bernhard immer nur schmeichelnd gestreichelt hatte. Aus dem braunen Auge blitzte Genugthuung, daß er endlich einmal die wahre Schärfe herausgekehrt, und aus den feinen Zügen um Mund und Nase und weißen Bart blitzte Zufriedenheit. Zufriedenheit darüber, daß er einmal vor diesen Fremden habe schnöde abweisend auftreten können, ohne der Klugheit und Vorsicht was zu vergeben. Im Gegentheile! — Du hast sie — dachte er — von nun an ganz anders in der Hand. Sie können Dich nicht entbehren, und ihr ewiges Mäkeln und Fordern ist nun für immer in Schranken gewiesen, welche Du bestimmst.

Hugo Grotius war auch wirklich betroffen. Er sah das

Kopfschütteln des Kanzlers Oxenstierna vor sich, daß der schwedische Gesandte solch eine abschätzige Sprache Frankreichs habe hervorrufen können, er hörte das Murmeln Oxenstierna's: Man muß eben nicht einen Gelehrten an solche Stelle senden, einem Gelehrten bieten die Staatsmänner Alles.

Bernhard dagegen hatte die Rede mit Kopfnicken begleitet; ihm schien sie geradezu willkommen zu sein. Und er antwortete in auffallend ruhigem Tone. — Bravo, Herr Kardinal — sagte er — bravo! Ehrlich währt am Längsten. Nun weiß man doch deutlich was unsre Allianz zu bedeuten hat. Unsere Schmerzen und unsere Ziele haben für Euch nicht die mindeste Bedeutung in diesem Kriege gegen den Kaiser. Euer Geld ist das einzige der Rede Werthes. Das gebt Ihr je nach unsrer Stärke. Sind wir stark, so gebt Ihr's artig und mit lieblichen Aussichten für die Neugestaltung des deutschen Reiches. Sind wir schwach, so werft Ihr es uns wie ein Almosen zu, verächtlich und mit dem Zusatze: Ihr seid im Grunde nichts als unsre Söldner. Eure Hoffnungen und Pläne sind für uns Chimären, und über sie wird kein Wort verloren werden bei einem etwaigen Frieden! Ich bedanke mich bei Eurer Eminenz für die endlich hervorbrechende Aufrichtigkeit. Sie soll nicht weggeworfen bleiben. Mich quält das Verhältniß lange, und mein Gewissen war gepeinigt von dem Gedanken, daß ich Euch nur zum Werkzeuge dienen könnte. Nun ist jeder Zweifel gehoben. Nehmt an, daß ich das schriftliche Dokument unsers Vertrags in dieser meiner Hand hielte. Da!

Zu Euren Füßen hin schleudert sie das Dokument! Wir sind geschiedene Leute. Ich eile stehenden Fußes zu meinem Heere. Wollt Ihr mich etwa nach Eurer beliebten Manier aufhalten, so habt Ihr Schritte von mir zu gewärtigen, welche Euch die weißen Haare zu Berge treiben werden. Und außerdem würden Eure schlaffen Truppen, die im Heerlager neben den meinigen liegen, dergestalt von meinen Kriegsleuten beim Schopfe gefaßt werden, daß von den Tausenden kaum einer den Rückweg nach Paris finden dürfte. Darnach bemeßt Eure Schritte. Gott befohlen!

Ruhigen, festen Schrittes ging er durch den Seiten-Ausgang hinweg, einer harrenden Aiguillon nicht im Mindesten mehr eingedenk, sogar Ludmillen nicht bemerkend, die vorhin gerade in dies Zimmer geflüchtet, die jetzt vom einsamen Sitze in einer Fenstertiefe Zeugin der Unterredung geworden, und die nun unwillkürlich hervorgetreten war, als müßte sie ihm die auflodernde heimathliche Zustimmung durch Geberden ausdrücken. Denn wie verwirrt und pfadlos sie auch geworden war, die Jugendeindrücke, der Sinn ihres Vaters hatten doch nicht so sehr in ihr zerstört werden können, daß sie nicht zustimmend hätte ausrufen müssen: das ist die Sprache eines Mannes gegen Tücke! — Sie sprach's nur leise vor sich hin, und der Anblick Mitzlau's, welcher neben Dietrich dem Herzoge Bernhard folgte, scheuchte sie vor jedem weiteren Schritte zurück.

Richelieu und Hugo Grotius waren stehen geblieben inmitten des Zimmers. Beide waren betroffen. Richelieu ungemein durch die positive Absage Bernhards. Die war

durchaus nicht in seinem Sinne, die verrückte all seine Pläne, ja, sie war nicht ohne Gefahr für ihn. Wenn Bernhard ein Abkommen traf mit dem kaiserlichen Heere, welches nach der Saone hin nur einige Meilen entfernt von Bernhards Truppen unter Gallas in Winterqartieren lag — dann, dann — oh, der sonst so kluge Politiker hätte sich in's Gesicht schlagen mögen, daß er so weit gegangen war. Grotius war ihm ein willkommener Stab, den er ergreifen konnte. Achselzuckend machte er ihm bemerklich, daß solch ein Kriegsmann doch Alles gleich auf die Spitze treibe, und daß der Herr Gesandte ihm nacheilen und ihn beschwichtigen möge. Schöne Redensarten für Schweden blieben nicht aus — und Grotius ging in der Richtung von dannen, welche Bernhard eingeschlagen hatte, Richelieu ging in den Saal zurück, und kam zerstreut bei seiner harrenden Nichte an. Als sie nach Bernhard fragte, und als er erfuhr, daß er sie hätte nach Haus begleiten wollen, da wurde er doppelt zornig gegen sich selbst und gegen seine ungeschickte Politik. Wir haben kein Glück mit dem Manne — sagte er knirschend mit leiser Stimme zur verstimmten Aiguillon — und das muß man sich zum Fingerzeig dienen lassen. Wer uns als Freund durchaus nicht nützen kann, der ist vielleicht bestimmt, uns als Feind zu nützen. Behandeln wir ihn von nun an ganz als solchen!

— Warten wir damit noch einige Tage — sagte eben so leise die Aigillon — wenn er noch einige Tage in Paris bleibt.

Es sah nicht darnach aus, als ob Bernhard auch nur noch einige Tage in Paris bleiben würde. Entschlossen zu baldigster Abreise kam er in's Palais Schomberg, und er fühlte sich leicht und frei in diesem Entschlusse. Das Bündniß mit Frankreich lastete schwer auf ihm, und Hans von Starschädels Warnung war tief in seine Seele gedrungen. Er versuchte sie wohl abzuschütteln diese Warnung und Gewissenslast, indem er ausrief: Es ist nicht schwer, tugendhaft zu bleiben, wenn man sich gestatten darf, unthätig zu bleiben, und schweigend zuzuschauen! Aber dennoch athmete er an diesem Abende in tiefer Erleichterung. Es giebt eben ein Gewissen im Menschen, welches feiner hört als alle Verstandeskräfte hören. Der Verstand wußte auch jetzt noch nicht Bernhard zu sagen: was aus ihm und seinen Truppen werden sollte ohne Frankreichs Hilfe? Und trotzdem war ihm wohl zu Muthe.

Die erste Person welche er rufen ließ war der Bartkonrad. Ihm trug er auf, am nächsten Morgen schon nach Deutschland zu reiten, und seinen alten Herrn Hans von Starschädel aufzusuchen. Er traute diesem Konrad einen gesunden Menschenverstand zu, und machte ihn ohne irgend was Schriftliches zu einem wichtigen Botschafter. — Du wirst Alles gut bestellen — schloß er — wenn Du deine Leidenschaften zügelst, und Dich vor Ausbrüchen derselben hütest.

— Der Punkt unsers Zusammentreffens — das sage Herrn Hans, und das laß Dir gesagt sein — ist der Sundgau, da wo der Rhein sein Knie macht gegen Norden, die

Gegend von Basel. Wie lange ich Zeit brauche, und ob es mir gelingt, bis dorthin durchzureißen, daß weiß Gott. Aber Gott wird uns nicht verlassen, da wir wieder ehrliche Deutsche werden.

— Endlich!

— Und reite nordwärts durch's Luxemburgsche und durch Westphalen. Du kommst da leichter durch. Erlach wird Dir Reisegeld zahlen. Behüt Dich Gott!

Erlach stand dabei. Dieser Schweizer hatte durch militairische und praktische Tüchtigkeit im Laufe des letzten Feldzuges das Vertrauen Bernhards in hohem Grade gewonnen. Er war jetzt des Herzogs rechte Hand.

Aber Erlach war nicht erbaut von dem Bruche mit Frankreich. Der deutsche Widerwille gegen die Franzosen war nicht stark in ihm, und er sah nicht ab, wie der Herzog ohne große Geldhilfe sein Heer zusammenhalten und ergänzen könnte. Das Geld war ihm hochwichtig.

Und jetzt kam Hugo Grotius an, und brachte die letzten versöhnlichen Aeußerungen des Kardinals. Er wie Erlach also redeten dem Herzog eifrig zu, den Bruch zu vermeiden.

Bernhard hörte sie schweigend an. Er wußte nur zu gut, wie sehr sie Recht hatten mit allen militairischen Gründen. Aber er ließ sich in seinem Inneren nicht mehr stören.

Feldherr war er indessen genug, um das hinzunehmen, was ihm den Rückzug erleichtern konnte. Er sagte deshalb endlich: Gut. Uebernehmt Ihr also, Herr Grotius, den Riß zu stopfen so gut es geht. Seid officieller Vermittler

zwischen mir und Richelieu. Ich selbst mag nichts mehr mit ihm zu thun haben. Erlach hier mag mich vertreten.

Dies war eine unglückliche Wahl. Diesem praktischen Schweizer hätte er nicht so große Vollmacht geben sollen für die Franzosen!

Es war tiefe Nacht geworden, und sie schieden.

Der Herzog blieb allein. Hoffmann entkleidete ihn, und drückte in zuversichtlichen Worten seinen Stolz aus, daß der Herr Herzog endlich seinem Rathe gefolgt sei, und sich von den nichtswürdigen Franzosen losgemacht habe.

— Und nun wirst Du das Geld vorschießen zum Kriege, hoff' ich!

— Wie?!

— Wir wollen sehen, wie weit Deine Ersparnisse reichen. Sie sind nicht gering, ich weiß es.

— Fürstliche Gnaden!

— Geh schlafen, -- und — schick mir noch den Dietrich herein.

Das patriotische Herz Bernhards war endlich beruhigt, ein anderer Theil des Herzens wollte auch seine Befriedigung. Marguérite Rohan war jählings abgerufen worden von Paris; das war ihm eine große Erquickung gewesen. Sein Geist war mit ihr beschäftigt, wie das zarte Geschöpf in noch rauher Jahreszeit die Reise hatte machen müssen durch die Berge bis an den Rhonefluß, wo er aus der Schweiz bricht, und in Genf trifft sie den geliebten Vater krank und in gefährlicher Bedrängniß, und für Hilfe erblickt sie sammt der Mutter ringsum am politischen Horizonte gar

keine Aussicht. Dorthin nach Genf, in's Rohansche Familienzimmer wollte er Trost und Hoffnung senden. Der junge Groot, ein Bekannter im Rohanschen Hause, ein zuversichtlicher Enthusiast, sollte sie hinbringen.

Dietrich trat ein. Der Herzog hatte sich schon in's Bett gelegt, und rief ihm heiter die Frage zu: ob er sich jetzt fest genug im Sattel fühle, um eine Reise zu machen auf scharfem Pferde?

— Der Konrad versichert, fürstliche Gnaden, ich ritte jetzt schon wie ein Dragoner.

— Nun denn, junger Dragoner, habt Ihr Lust, eine Botschaft zu reiten nach Genf zu den Rohans? Ihr wart ja doch früher ein Liebhaber der Prinzessin Marguérite!

— Ein Liebhaber? O ja. Ich habe alle jungen Damen lieb von der Herzogstochter bis zur —

— Kaufmannstochter! Man spricht davon. Wie steht's also? Wollt Ihr morgen früh Abschied nehmen von der — was weiß ich! — und eiligst nach Genf reiten?

— Nach Constantinopel, wenn Herzog Bernhard mich beauftragt.

— Euer Auftrag ist nur mündlich. Die Spanier könnten Euch in Burgund anhalten und durchsuchen. Ich lasse die herzogliche Familie herzlich grüßen. Sie sollte guten Muthes sein. Mein Feldzug würde zeitig beginnen, und die Spitze der Schweiz wäre sein Ziel. Gelänge Alles wie ich es vorhätte, so befreite ich den Herzog von der Gefangenschaft in Genf, und holte ihn sammt den Seinen nach der nördlichen Schweiz. Die Familie Rohan sollte fest rechnen

auf mein Herz und mein Schwert. Der Prinzessin sagt: ich würde ihr den Rhein zeigen und den Schwarzwald. — Euren Rückweg, junger Herr, nehmt über Bourg und Chalons; an der Saone, denk ich, werdet Ihr mich finden, um frische Bergschlachten mitzuschlagen. Ihr seid ja noch in keine Schlacht gekommen und brennt darnach. Nicht?

Dietrich antwortete unverständlich.

— Also auf Wiedersehen an der Saone! schloß der Herzog.

— An der Saone! wiederholte Dietrich mit einem tapfern Seufzer und ging.

Bernhard überließ sich dem Schlummer in einer heitern Seelenruhe, als ob er wieder ein Knabe im Weimarschen Schlosse unter dem Schutze seiner Mutter einschliefe, als ob die politische Sorge der letzten Kriegsjahre wie Wolke und Nebel aufgeflogen wäre vor einem linden, erfrischenden Lufthauche. Das ist die Macht einer reinen, jungen Liebe: sie breitet immer wieder neu einen Frühling über Alles, was grau und abgestorben erschienen ist um uns her. Gering und nichtig erscheinen alle Schwierigkeiten des Lebens, schöpferische Zuversicht schwellt unsre Brust, wir meinen, die Gottheit selbst sei persönlich in uns eingekehrt, und habe es übernommen, uns über Höhen und Abgründe zu tragen.

Am andern Tage begannen die Anfragen und Botschaften Richelieus. Bernhard blieb seinem Vorsatze völlig getreu. Er lehnte jeden weiteren Verkehr völlig ab, und verwies jede fernere Unterhandlung an Erlach und an den schwedischen Gesandten Grotius.

Er selbst ließ Alles zur Abreise bereit stellen. Nur ausreiten sah man ihn, und zwar rings um die Mauern von Paris, als wollte er die Stadt in Augenschein nehmen zum Behufe einer Belagerung.

Das blieb nicht unbeachtet, und Richelieu wurde mit Fragen bestürmt, ob der allgemein bemerkte Streit zwischen ihm und Bernhard in einem Zimmer des Louvres Folgen gehabt habe.

Richelieu wurde immer unruhiger, und sandte endlich Desnoyers in's Palais Schomberg. Auch er wurde abgewiesen. Trotz eines Briefes, welchen Bernhard eben erhalten hatte, als man ihm den Minister Desnoyers meldete.

Dieser Brief warnte ihn namentlich vor Desnoyers, und beschwor ihn, gerade diesen kleinen Graukopf freundlich zu behandeln, denn er wäre Bernhards gefährlichster Feind.

Dieser Brief kam von Ludmillen. Sie hatte sich gedrungen gefühlt, ihm ihre Bewunderung auszusprechen über seine patriotische Haltung gegenüber dem Kardinale, von welcher sie zufällig Zeugin gewesen, und sie hatte ihn in diesem Briefe um eine Unterredung gebeten.

Bernhard ging zu ihr. Eine wohlwollende Frau aus der deutschen Heimath war jetzt der Stimmung seines Wesens zusagend.

Es war der zweite Abend nach jener Scene im Louvre. Am andern Morgen wollte Bernhard Paris verlassen. — Er hatte seinen Abschiedsbesuch bei Hugo Grotius gemacht, und er wußte aus Ludmillens Briefe, daß sie dicht neben dem Hause des schwedischen Gesandten wohnte.

Er trat in die Wohnung Ludmillens, und fand sie allein.

Norbert war damals nicht in Paris, sondern in Madrid, wohin Olivarez ihn neuerdings beschieden.

Ludmilla war jetzt dem Herzoge Bernhard gegenüber nicht mehr in jener leichten Stimmung einer gefalllustigen sinnlichen Frau. Ihre edelsten, ihre besten Regungen hatten jetzt die Oberhand in ihr. Zerfallen mit sich selbst, das heißt eben zerfallen mit ihren edelsten und besten Regungen war sie längst, und der Religionswechsel hatte ihr keinen dauernden inneren Segen gebracht. Die Bewunderung, welche ihr Bernhard im Louvre eingeflößt, hatte ihre tief bewegte Stimmung gehoben — sie trat ihm entgegen mit dem innigsten Wunsche, ihm zu nützen.

Sie konnte es. Das ahnte sie, das wußte sie halb und halb. Sie war eine in politischen Maaßregeln wohlerfahrene Frau, sie verstand auch die leisesten Andeutungen. Nun hatte zwar Norbert weislich unterlassen, trotz seines intimen Verkehrs mit ihr, sie jemals einzuweihen in seine jesuitischen Pläne. Aber ein vertrauter, täglicher Umgang stumpft die Vorsicht ab, und nachdem Ludmilla wirklich zur katholischen Kirche übergetreten war, ergingen sich die Gespräche zwischen Norbert, Blandini und Desnoyers doch öfter als sonst mit geringerem Rückhalt über die Hauptfeinde der Kirche, und über die Wünsche und Möglichkeiten, diese Gegner zu lähmen oder zu beseitigen. Der deutsche Herzog, wie Bernhard kurzweg genannt wurde, war da öfters unter Andeutungen erwähnt worden, welche für das feine Ohr Ludmillens längst beschlossene Voraussetzungen verriethen. Kurz, es war ihr

allmählig — besonders wenn die Herrn nach der Tafel ohne sie sprachen und die entfernt sitzende Dame des Hauses nicht beachteten — klar geworden, daß dem gefürchteten Weimar eine Galgenfrist gesetzt wäre, und daß ein Attentat auf sein Leben eintreten könnte, wenn er Miene machte, ihnen über den Kopf zu wachsen. — Gestern nun, als auch Desnoyers persönlich im Palais Schomberg abgewiesen worden, hatte er ihr bei seinem täglichen Besuche den Eindruck hinterlassen, als hätte diese Galgenfrist plötzlich einen großen Schritt gemacht. Er war sonst sehr ruhigen Temperamentes, und es gehörte zu seiner Tageserholung, mit einer schönen Frau leichte, spielende Unterhaltung zu führen in französisch galantem Tone, welcher auch einem älterem Herrn kleine zweideutige Entschädigungen zukommen läßt in einem schäkernden Umgange — gestern aber war er sehr ernsthaft gewesen. Er hatte von nichts gesprochen, als von dem übermüthigen Benehmen dieses deutschen Herzogs, welcher sich jeglicher Leitung entziehen wollte, und der in sein Verderben springen würde. Sein Untergang könnte plötzlich eintreten, wenn er sich nicht bei Zeiten besänne.

War er absichtlich so weit gegangen, um Ludmilla aufmerksam zu machen, damit sie ihren Landsmann warne? Er wußte, daß sie ihn vorgestern im Louvre gesprochen. Meinte er, durch solche Warnung den Herzog abzuhalten von entscheidenden Schritten? Ludmilla war darüber im Unklaren. Aber wenn sie Desnoyers' Aeußerungen zusammenhielt mit all den Bemerkungen, welche sie schon früher gemacht, so ward es ihr sonnenklar, daß Bernhard persönlicher Lebens-

gefahr entgegen ging, wenn er unter einem Bruche Paris verließ, und sich frei machen wollte von den bisherigen Banden der französischen Allianz.

Da saß er neben ihr der lebensfrische Feldherr, und fragte heiter: warum sie glaube, daß Desnoyers so gefährliche Feindschaft gegen ihn hegte?

Das Zimmer war wie herkömmlich nur matt beleuchtet, und Ludmilla konnte den Gedanken nicht los werden, daß dieser gebräunte Kopf da vor ihr binnen Kurzem von der gelbbraunen Farbe einer Leiche bedeckt sein könnte.

Sie hatte das tiefe Bedürfniß, zu warnen und zu helfen und doch konnte und durfte sie nicht Alles sagen, was sie dachte. Sie mußte auf Umwege bedacht sein.

— Die französischen Minister — antwortete sie denn — haben sich an den Gedanken gewöhnt, der Herzog von Weimar werde die Herzogin von Aiguillon heirathen, und sich so dem französischen Interesse dauernd verbünden.

— Ah?

— Und nun heißt es, Ihr wolltet auch ohne Abschied von dieser Nichte des Kardinals Paris verlassen. Ich mag das nicht glauben. Ein kluger Feldherr läßt nicht in seinem Rücken einen unberechenbaren Feind. Eine beleidigte Frau aber ist ein schlimmer Feind.

— Und Ihr meint —?

— Ihr müßt in Frieden von ihr scheiden, und ihr nicht jede Aussicht benehmen.

— Das würde den jesuitischen Desnoyers umstimmen?

— Wenn Ihr wißt, daß er zu den Jesuiten hält, so

wißt Ihr auch, daß er in manchem Betrachte mächtiger ist, als der Kardinal. Die Jesuiten sind gefährlich in — Eurem Zimmer, in Eurem Zelte.

— Dahin dringen sie nicht. Und meine liebe Freundin kann mir doch kaum im Ernste rathen, daß ich mit meiner Person Kuppelei treibe. Herz und Hand erhält man sich frei inmitten schmutziger politischer Geschäfte. Nicht wahr?

— Nun dann, lieber Herzog, stellt Euch wenigstens auf der andern Seite sicher, damit Ihr doch einen Anhalt gewinnt.

— Was nennt Ihr die andere Seite?

— Die kaiserliche.

— Oho! So spricht Lady Ludmilla, die tapfere Erbfeindin des Habsburgers, welcher ihren Vater zu Prag enthaupten ließ? So spricht die eifrige Protestantin?!

Diese Anrede bestürzte Ludmillen. Das Wort versagte ihr, sie zuckte in Schmerz zusammen.

— Es hat mich schon gewundert — fuhr Bernhard fort — Euch hier unter Katholiken gleichsam heimisch zu finden. Was sucht Ihr hier? Ist Euer einstiger Widerwille gegen die Papisten so abgestumpft worden?

Ludmillens edler Untergrund des Charakters duldete es nicht, daß der Herzog in dieser Täuschung befangen bliebe. Unter Schluchzen gestand sie ihm, daß sie keine Ruhe, keine Befriedigung mehr gefunden habe im Glauben der protestantischen Kirche, und daß sie kürzlich — übergetreten sei.

Herzog Bernhard stand jählings auf. In diesem Punkte war er unnahbar. Sein lutherischer Kirchenglaube war ihm heilig. Er stand auf, und wendete sich zum Fortgehen.

— Ich beschwöre Euch, Herr Herzog — rief Ludmilla — verwechselt nicht meinen persönlichen Werth mit dem Werthe meines Rathes, meiner Warnung! Ich mag gefehlt haben, ich fühle es selbst an der dauernden Unruhe meiner Seele, die ich beschwichtigen gewollt; aber ich fühle ebenso, daß ich eine reine Empfindung habe für Recht und Unrecht. Und Euch seh' ich von gräßlichem Unrechte bedroht, wenn Ihr Euch heftig Euren jetzigen Verbindungen entzieht, ohne in den Schutz der kaiserlichen Verbindung einzutreten. Denkt an die letztere, weis't die Versöhnung mit dem Kaiser nicht von Euch, wenigstens nicht geradezu! Schon das Eingehen auf eine Unterhandlung mit den Kaiserlichen kann Euch retten, denn es lähmt die jesuitische Partei, und der junge Kaiser ist mild, Trautmannsdorf, sein Hauptminister, ist patriotisch, ist kein Verehrer der Jesuiten. Tretet in Verkehr mit ihm, dann wird Euer Bruch mit den Franzosen leicht und ungefährlich. Hört auf mich, Herzog Bernhard, ich weiß was ich sage, wenn ich auch den Ursprung meiner Kenntnisse nicht enthüllen darf.

Es lag ein Accent der Wahrheit in Ludmillens Rede, welcher den Herzog traf. Er blieb stehen, und sah sie forschend an. Attentate auf sein Leben kümmerten ihn nicht besonders. Wer sein Leben täglich auf dem Schlachtfelde preisgiebt, der wird gleichgültig gegen vermuthete einzelne Angriffe. Dennoch war er feinhörend genug, um hinter dieser sichtlichen Verzweiflung der katholisch gewordenen Lady eine Pfaffenmachination gegen sich zu vermuthen. Er sagte also mit langsamer Betonung: — Mylady! Euren Glau=

benswechsel beklag' ich. Euer Gewissen wird Euch richten, und mir scheint: das Gericht hat schon begonnen. Seid denn wenigstens ganz aufrichtig gegen Euch und gegen mich. Was wißt Ihr von den feindlichen Absichten gegen meine Person? Nennt mir die Namen. Nur einer vollen Aufrichtigkeit glaube ich irgend etwas.

Ludmilla fühlte sich außer Stande, Namen zu nennen. Was sie bloß vermuthete, konnte sie nicht als Gewißheit einem Manne nachsagen, welcher wie Norbert sie so nahe anging.

Ihre Verwirrung und ihr Schweigen aber war für Bernhard Veranlassung genug, die ganze Warnung gering zu achten. Hart sagte er schließlich: daß eine Dame wie sie, welche den Glauben ihres Vaters unbegreiflicherweise gewechselt, kein Vertrauen ansprechen dürfe, so lange ihre Mittheilungen keine näheren und greifbaren Angaben enthielten. Und nachdem er so verletzende Worte gesprochen, ging er hinweg.

Ludmilla war niedergeschmettert. Aber der gute Grund ihres Wesens war doch so stark, daß sie sich vergessen konnte über dem Wunsche, den Herzog zu erretten. Den wichtigsten, den entscheidenden Namen wollte sie ihm nennen, es koste, was es wolle. Blandini, das wußte sie, werde die Hauptrolle spielen in dem Attentate auf das Leben des Herzogs. Diesen Namen wenigstens wollte sie ihm nachrufen, vor diesem Manne wenigstens wollte sie ihn warnen. Und das wäre allerdings eine wesentliche Hilfe gewesen.

Sie raffte sich auf, und wollte durch das Zimmer eilen.

Der schwere moralische Schlag aber, welchen Bernhards verletzende Schlußworte ihr versetzt, hatte ihr Nerven und Sehnen gelähmt. Ihr Gang schwankte und stockte. Nur in Pausen erreichte sie die Thür, und ihre Hand versagte den Druck, welcher sie öffnen sollte. Als sie endlich auf den Vorsaal gelangte, war Herzog Bernhard schon unten im Hausflure, er hörte es nicht mehr, daß die gebrochene Frau da oben mit schwacher Stimme rief: Herzog! — Blandini —

Er hörte es nicht mehr. Die ganze Scene hatte auch keine andere Wirkung auf ihn gemacht, als daß er mit Widerwillen an den Religionsübertritt Ludmillens dachte, und die Andeutungen auf seine persönliche Gefährdung für nichts erachtete. Eine unwahre Kokette wolle sich bedeutend machen durch geheimnißvolle Winke — fort damit!

Er dachte nicht mehr daran, als er in's Palais Schomberg kam, und Erlach seine letzten Instruktionen gab. Denn des anderen Tages wollte er fort, und er blieb leider bei dem unseligen Gedanken, diesen Schweizer zur Mittelsperson zwischen sich und dem französischen Ministerium zu machen.

Der Morgen dieser Abreise brach an. Fluthender Regen ergoß sich vom Himmel herab, die Luft aber war schon durchweht von warmen Strömungen des nahenden Frühjahrs.

Im Hofe des Palais wurden Reitpferde und Wagen vorgeführt. Mitzlau bewegte sich da als Anordner. Der Herzog hatte ihn während der letzten Zeit näher an seinen Hausdienst gezogen. Oben in den Zimmern las Bernhard

ein Memoire Leders, welches dem Kardinal Richelieu heute Mittag durch Erlach überreicht werden sollte, nachdem der Herzog und sein Gefolge seit einigen Stunden Paris verlassen hätte. Der Herzog las es stehend, er war schon im Fortgehen begriffen, und nickte mehrmals mit dem Haupte zu großer Erbauung Leders, welcher mit Erlach neben ihm stand. Das Memoire war in stolzem deutschem Sinne abgefaßt, und Erlach, welcher schon mit dem Inhalte desselben bekannt war, billigte es nicht ganz. Als der Herzog es ihm endlich einhändigte, und fortschreiten wollte, sagte der schweizerische Oberst trocken: Diese Schrift kostet zwei Millionen Livres. Denn nachdem Richelieu sie gelesen, wird die Geldrate für den diesjährigen Feldzug gewiß zurückbehalten.

Herzog Bernhard antwortete nicht, sondern schritt nach der Thür. Sie ging auf vor ihm, und in derselben stand — der Kardinal Richelieu.

— Es ist nicht möglich, Herzog — sagte er mit freundlichem Ernste — daß wir ohne Abschied von einander scheiden. — Es ist auch nicht schicklich, daß Ihr wie eine Privatperson Paris verlaßt. Die königlichen Equipagen und das königliche Reisegeleit fahren so eben in Euer Palais. Sie erwarten Euch, wenn Ihr wirklich schon heute abreisen wollt, sie erwarten Euch, wenn Ihr meinen Bitten nachgebt, und eine Audienz beim Könige annehmt, welcher Euch im Louvre erwartet. Schenkt mir, ich bitte, eine viertelstündige Unterredung, ehe Ihr die Wahl trefft, ob Ihr zum Thore hinaus, oder ob Ihr in den Louvre fahren wollt.

Bernhard deutete schweigend auf das nächste Zimmer,

welches offen stand. Der Kardinal schritt rasch hinein, Bernhard folgte. Es war ein kleines Gemach, welches auf den Garten des Hotels ging.

Bernhard deutete auf einen Lehnsessel; Richelieu aber ergriff beide Hände des Herzogs, und sagte im gutmüthigsten Tone: — Ihr seid wirklich ein „mauvais coucheur“ mit Eurer kriegerischen Wildheit, und wißt noch immer nicht, wie eng ich Euch in mein Herz geschlossen habe, oder doch in meinen Geist, wenn Euer ungläubiges Auge andeuten will, daß Ihr mir kein rechtes Herz zutrauen wollt. So laßt uns eine Viertelstunde wahrhafte Politik sprechen, und thut dann was Ihr nicht lassen zu können glaubt. Unklar über mich wenigstens werdet Ihr dann nicht mehr sein.

Und dabei sah er Bernhard in die Augen wie ein zärtlicher Vater; drückte ihm die Hände, und ging zur Thür, welche offen geblieben war hinter ihnen. Er schloß sie, und schob dann einen Sessel neben den seinen, Bernhard stumm einladend, daß er sich auf denselben setze. Nicht einmal den Vortheil des Lichtes nahm er in Anspruch, wie Diplomaten zu thun pflegen: er ließ das volle Tageslicht aus dem Garten herein sein Antlitz bescheinen, und gönnte Bernhard die Schattenseite. Man durfte auf seine größte Ehrlichkeit gefaßt sein.

— Wofür leben wir denn, lieber Herzog? Ich meine Leute wie wir. Nicht wahr, wir leben dafür, Tüchtiges und Großes zu bewirken, wie?

— Allerdings.

— Jeder auf seine Weise. Wir sind zu einander ge-

treten, weil wir gemeinschaftliche Zwecke haben. Soll diese Allianz zerbröckelt werden, weil wir uns zuweilen über die Mittel und Wege zanken? Ich denke.: nein! Und Ihr solltet's auch nicht denken. Das Große und Tüchtige, was wir erstreben, zerrinnt uns ja sonst zwischen den Händen. Ich allein bring es nicht zu Stande, Ihr allein bringt es nicht zu Stande. Ist das nicht die Wahrheit?

— O ja!

— O ja? Seid nicht so kühl! Ihr seid's gegen einen wirklichen Freund, den Ihr verkennt, weil er andere Kleider trägt als Ihr ihn tragen sehen möchtet, den Ihr verkennt, weil er Fehler hat und Schwächen, arge Fehler und Schwächen. Aber diese Kleider und Schwächen verrücken in mir keineswegs unser gemeinschaftliches Ziel. Keineswegs! Betrachtet sie genau, und urtheilt dann selbst. Ich bin Kirchenfürst und Franzose, katholischer Kirchenfürst und eitler Franzose. Beides ist Euch zuwider. Kann ich das ändern? Und widerstreitet Beides wirklich im Wesentlichen Euren Interessen? Ich sage Nein. So wenig als es meinen Interessen widerstreitet, daß Ihr ein strenger Protestant seid und ein stolzer Deutscher. Wer Großes und Tüchtiges erstrebt, den beirrt nicht Kleidung und Name und äußerlicher Unterschied. Er schiebt die Falten auseinander, und ergründet das Innere. Nun denn, was steckt hinter meinen Falten? Der eitle Franzose und der stolze Deutsche halten einander wenigstens die Wage im Vorurtheile. Wenigstens! Die Eitelkeit ist sogar leichteren Gewichtes als der Stolz. Und wir müssen darin einander nachsehen. Ich Euch,

weil Ihr Achtung und Zustimmung der Deutschen braucht, Ihr mir, weil ich die Franzosen brauche. Hierin liegt in der That nichts, was ernstlich stören könnte. Heinrich der Vierte hat ja in Frankreich gelebt und regiert, und hat die Idee einer europäischen Republik gehegt, und hat angefangen, diesen großen verbindenden Gedanken in's Werk zu setzen. Es ist nicht mehr neu, daß die Kulturvölker zusammen gehören und ihre Unterschiede ausgleichen sollen. Und woher ist dem vierten Heinrich dieser große Verbindungsgedanke entsprungen? Aus Eurer Gedankenwelt, lieber Herzog, aus Eurer evangelischen Gedankenwurzel. Er war Protestant wie Ihr. Glaubt Ihr, daß ein reifer Mann den Grundgedanken seines Lebens ändern kann, weil er ein Paar Formeln seiner Redeweise ändern muß. „Paris ist eine Messe werth" sagte der praktische Bearner, und wurde katholisch. Wurde er's wirklich? Wird man so was aus so weltlich eigennützigem Grunde? Gewiß nicht. Die Jesuiten und Ravaillac hätten ihn sonst nimmermehr erstochen. Er gehörte zu Eurem evangelischen Glauben bis zu seinem letzten Hauche, und aus diesem seinem Glauben stammt die französische Politik, welche die Völker verbinden will, und welche ich — glaubt es mir getrost! — mit vollem Bewußtsein fortsetze. Ein Kardinal?! ruft Ihr? Mit vollem Bewußtsein! wiederhole ich Euch, und ich setze hinzu: gerade der römische Purpur, der um mich hängt, erleichtert mir meine Aufgabe. Ein Kardinal ist ein Kirchenfürst, kein Kirchenknecht. Als Fürst hat er Macht und findet er Glauben. Das ist sehr wichtig. Den Mönch verbrennt man, den

Kardinal fürchtet man. Fragt nur im inneren Vatikan nach: wie man über den Kardinal Richelieu denke. Man wünscht dort herzlich, daß ich ein Mönch wäre.

— Ich sollte nicht meinen — schaltete hier Herzog Bernhard ein, — daß man im Vatikan unzufrieden sein könnte über Eure Behandlung der Hugenotten. Ihr verfolgt sie ja mit Feuer und Schwert, wie der Vatikan sie verfolgt sehen will. Ist das auch eine Erbschaft Heinrichs des Vierten?

Richelieu war bestürzt. Er sah mit Schrecken und Aerger, daß seine politisch-religiöse Bonhommie keinen empfänglichen Boden gefunden bei dem deutschen Herzoge. Aber er faßte sich schnell. Eine wohlwollende Traurigkeit zog über sein Gesicht, und wehmüthigen Tones erwiderte er: Aber, lieber Freund, warum verhärtet Ihr Euch gar so sehr, mich zu verstehen?! Man muß mich verläumdet haben bei Euch. Lieber Gott, ich habe sehr viel Feinde, das ist richtig, und mein freundschaftliches Verhältniß zu Euch verhundertfacht ihre Anzahl. Wer schaffen will auf neuen Wegen und mit neuen Mitteln, der muß auf die ausgiebigste Feindschaft gefaßt sein. Daß Ihr in meinem Hause Freundschaft, ja Liebe gefunden, das hat die Feindschaft erst recht vergiftet. Denn das hat ihre Furcht erhöht. Wenn Weimar und Richelieu familienhaft verbunden wären, dann hätten die Gegner unsers europäischen Bündnisses die letzte Hoffnung eingebüßt. Ihr wißt ja am Besten, daß diese Furcht unsrer Feinde noch recht schwach begründet ist. Laßt mich nicht auch noch bezahlen was ich gar nicht erhalten habe an inn-

rer Stärkung unsrer Allianz. Vergeßt nicht, daß Ihr in Frankreich seid, dem Lande unerschöpflicher Kombination und Intrigue. Und vergeßt nicht, daß ich, unbekümmert um Enttäuschungen, durchzuführen habe was ich begonnen. Meinen Ruf, meine Stellung, mein Leben hab' ich dafür eingesetzt, unsre Allianz gegen die katholische Gewaltherrschaft des deutschen Kaisers zum Siege zu führen. Millionen Goldstücke sind bereits dafür ausgegeben vom französischen Schatze, Tausende von Franzosen sind bereits dafür in den Tod gejagt worden — was würde aus mir, wenn ich auf halbem Wege umkehren wollte ohne die Habsburgische Macht besiegt zu haben? Was würde die römisch katholische Partei in Frankreich, welche mich ingrimmig haßt, was würde sie aus mir machen?! Mit einem Worte: Ihr seid mir eben so nöthig, als ich Euch es bin. Kann ich mehr zugestehen? Kann ich undiplomatisch offenherziger sein?

— Ihr könnt offenherziger sein, Herr Kardinal: Ihr könnt meine Frage nach den Hugenotten beantworten.

— Ist diese Frage wirklich so dunkel? Seid Ihr, sind die Euren denn Hugenotten?

— Was soll das? Allerdings sind wir Protestanten.

— Lutheraner seid Ihr. Das ist ein großer Unterschied. Luther steht uns ja himmelweit näher als Calvin. Und die Hugenotten sind Calviner. Luther wollte unsre Kirche säubern und vereinfachen. Aber seine Seele blieb in der Kirche. Das geheimnißvolle Band zwischen Gott und der Kreatur blieb ihm heilig. War es so mit Calvin? Ist es so mit den Calvinern? Keineswegs. Eine nüchterne

Moral ist ihr sogenannter Glaube. Er ist kein Glaube, er ist ein Verstandesprodukt. Kann ein Staatsmann die Folgen solch einer nichtigen Kirche übersehen? Sprecht ehrlich! Neun Zehntheile der Menschen — ach, was sag ich! neunundneunzig von hundert Menschen sind nicht regierbar, wenn man nur an ihren Verstand appelliren kann, wenn man ihre Phantasie frei läßt. Sie brauchen ein Bild des großen Geheimnisses, welches Himmel und Erde verbindet, sie brauchen den Himmel selbst, um ihre untergeordnete Stelle auf der Erde zu ertragen. Diesen Himmel giebt ihnen der katholische Glaube, und der lutheranische desgleichen; die calvinische Lehre kann ihn nicht geben, sie giebt kaum Linien zu Gesetzen. Was muß die politische Folge sein für Calviner, für Leute, welche kein Geheimniß der Macht anerkennen? Die Republik muß es sein. Können wir das in Frankreich dulden, wo wir die monarchische Macht aus allen Kräften erhöhen müssen, um der machtbedürftigen Seigneurs Herr zu werden? Wir können's nicht. Unser Reich würde gesprengt, und zerfiele in machtlose Länder wie das Eurige. Ja, wie das Eurige! Weil wir das zeitig gewußt, ist unser Religionskrieg zeitig erdrückt worden; weil Ihr das nicht einseht, nimmt Euer Religionskrieg kein Ende, und kann Euer Reich zu Grunde gehen. Denn die Religion wird dann immer Vorwand für die Fragen der Macht. Steht's denn auch bei Euch in Betreff der Lutheraner und Calviner anders als ich gesagt? Der mächtigste Herr der Lutheraner, der Kurfürst von Sachsen hat längst seinen Frieden gemacht mit dem Kaiser. Ihr selbst seid dadurch auf's Tiefste vereinsamt in

Eurer Heimath. Ihr braucht deshalb, lieber Freund, unsre Hilfe zum Allerdringendsten. Und daß ich, gerade ich diese Hilfe gewähre, sollte Euch unschätzbar sein. Warum? Weil ich ein Kardinal und doch ein freier Geist bin, weil ich reformiren kann und reformiren will. Mein Verhältniß zu Rom, wo ich verhaßt bin wie Luther und Calvin, kann Euch belehren, daß ich eine Reform der römisch gewordenen Kirche ebenfalls für nothwendig halte. Ich leite sie ein, indem ich Euch Protestanten des deutschen Reiches unterstütze. Eins nach dem Andern! Ist die römische Macht in Wien gestürzt, dann ist die Zeit da für ein Concil, auf welchem Reform-Katholiken und Lutheraner eine große, nicht römische Kirche gründen. Soll ich davon jetzt öffentlich sprechen vor unserm Siege? Ich würde mich dadurch in Frankreich vernichten. Sobald wir aber gesiegt haben, wird der evangelisch lutheranische Bernhard von Weimar vom deutschen Reiche aus und der evangelisch katholische Richelieu von Frankreich aus das Concil berufen und leiten. Könnt Ihr jetzt noch Ursache haben, an meiner innern Lauterkeit in Glaubenssachen zu zweifeln? Könnt Ihr jetzt noch zögern, unsern Bund fester zu schlingen, statt ihn zu lockern durch plötzliche und brüske Abreise? Sprecht, Freund! Eure Miene ist ja streng und verschlossen geblieben trotz meiner Enthüllungen, die ich in so vollem Maaße noch keinem Menschen mitgetheilt —?!

Bernhard hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Besonders die Stelle über Luther und den Lutheranismus, zu welchem er selbst ja gehörte, hatte ihm geschmeichelt. Aber er war ein kriegerischer Staatsmann. Mit bodenlosen

Spekulationen war ihm nicht beizukommen. Die schimmernden Aussichten auf solch ein Concil erschienen ihm wie Luftgebilde, welche Richelieu erfände, um ihn zu bestechen und von den näher liegenden Fragen abzulenken. Bernhard war ein solider Charakter. Was langsam in ihm gereift war zur Ueberzeugung, das ließ er sich nicht verwirren durch blendenden Schimmer. Langjährige Noth hatte ihn zur Allianz mit Frankreich gedrängt, und auch als er mitten in derselben gestanden, hatte ihn sein Gewissen gepeinigt über die Mißlichkeit dieser Allianz. Hans von Starschädel hatte im vorigen Jahre bei der Unterredung im Arsenale eigentlich nur Bernhards eigenem Gewissen wohlbekannte, erschreckende Worte geliehen. Seit der Zeit hatte Alles, Alles nur dazu beigetragen, Bernhard gründlich zu lösen von dem Bunde mit Frankreich. Was da Richelieu eben gesprochen, das änderte nichts mehr in seinem Entschlusse der Trennung. Im Gegentheile! Sein gesundes Naturel fühlte heraus, daß solche Pläne organisch unpassend wären zum Charakter und zur Handlungsweise des Kardinals Richelieu; es fühlte heraus, daß ein geistvoller, aber tief verlogener Mensch neben ihm säße. Außerdem fand er auch in all diesen Plänen gar nichts Greifbares und Brauchbares für das deutsche Reich — Richelieu hatte also nicht nur keinen günstigen, er hatte einen ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht.

Bernhard ging deshalb in seiner Erwiderung gar nicht ein auf die scheinbar weiten Gesichtspunkte des Kardinals. Er äußerte trocken, daß sie über den Horizont eines Kriegsmannes reichten. Einen Kriegsmann kümmere zunächst,

wie der Sieg zu erreichen sei, nicht was nach dem Siege vorgehen werde.

Richelieu kniff die Lippen zusammen, und verfärbte sich.

Bernhard war aber auch jetzt vorsichtig genug, einen Bruch nicht herauszufordern. Er setzte also hinzu, daß er alle Schritte thun werde, um den weiten Gesichtspunkten Seiner Eminenz näher zu rücken. — Dazu ist es nöthig — schloß er — daß wir uns nicht begnügen, den Kaiser an der französischen Grenze zu bekämpfen, sondern daß wir in's Reich eindringen. Nur dort besiegen wir ihn. Die Losung des diesjährigen Feldzugs muß also lauten: Uebergang über den Rhein —

— Ueber den Rhein?

— Allerdings. Wenn Eminenz mich hinreichend unterstützen mit Geld und Truppen, so erzwing' ich ihn, erobere die vorderösterreichischen Lande, erstürme Breisach, die große Zwingburg des Kaisers, und bin dann bereit, die großen Reformpläne Eurer Eminenz kräftig zu unterstützen.

Beide waren aufgestanden bei Erwähnung des Rheins. Richelieu sah gläsernen Auges in den Garten hinaus. Der Regen schlug klatschend an die Fenster.

— Also in Hoffnung auf den Empfang hinreichender Hilfsmittel, und dann in Hoffnung auf große Erfolge ade! Und Gott befohlen!

— Und Ihr besteht wirklich darauf, so jählings abzureisen?

— Ich nehme dankbar Wagen und Geleit des Königs an, und lasse den Oberst Erlach zurück, die Subsidienfrage

mit Eurer Eminenz in Gang und Ordnung zu bringen. Empfehlt mich dem Könige, grüßt Eure liebenswürdige Nichte von mir, die ich in besserer Stimmung wiederzusehen hoffe. Jetzt lastet die Kriegssorge schwer auf mir. Die Kaiserlichen, wird mir gemeldet, machen alle Anstalten, über die Saone zu rücken; sie haben mehr Aussicht nach Paris zu kommen als wir über den Rhein. Es muß nachdrücklich gehandelt werden. Das sagt dem Könige zu meiner Entschuldigung. Nochmals Ade!

Richelieu hatte sich mit erstaunlicher Anstrengung bezwungen: sein Blick, welchen er dem Herzoge wieder zuwendete, war nicht mehr gläsern, nein, er war freundlich und wohlwollend, und mit einem Accent wehmüthiger Traurigkeit sagte der nervös zitternde Kardinal: — Ade, starrköpfiger Freund! Die Zukunft wird Euch erweisen, daß Ihr wohl gethan hättet, meinen Worten zu vertrauen.

— Wer sagt denn, daß ich ihnen mißtraue?

— Eure Miene, Euer kaltes Wort, Euer Fortgehen.

Und dabei streckte ihm Richelieu beide Hände entgegen.

Bernhard schüttelte die weichen Frauenhände des Kardinals und — ging. Er konnte sich aber wirklich der Frage nicht erwehren: Thust Du am Ende diesem Manne doch Unrecht? Und spekulirt er nicht am Ende wirklich in so großem Stile?

Hinter der Thür des Kabinets stieß er auf Desnoyers. Oder vielmehr die Thür stieß beinahe den kleinen Mann, welcher eben gekommen sein wollte, um dem tapfern Herrn Herzoge Adieu zu sagen. Seine Kleidung wenigstens war

noch ganz naß, denn er war seiner Gewohnheit nach trotz des Regens zu Fuße herbeigeeilt.

Herzog Bernhard that nicht gut, ihn sehr kurz abzufertigen, und auf Erlach zu verweisen, der beim harrenden Gefolge stand.

Während Bernhard hinab schritt zu dem Wagen, trat Desnoyers in das Kabinet, in welchem Richelieu noch verweilte.

Der Kardinal stand auf derselben Stelle. Er zitterte am ganzen Leibe.

Desnoyers kannte Richelieus Natur genau. Der Anblick belehrte ihn ganz über den Erfolg der Unterredung, und er war der Mann dafür, diesen Erfolg auf der Stelle auszunützen. Ehe Richelieu sich wieder fassen konnte, wollte er ihm einige feindliche Aeußerungen gegen den deutschen Herzog entreißen. Auf diese Aeußerungen konnte man sich berufen, wenn der Kardinal späterhin wieder milder wurde, und feindliche Schritte tadeln wollte, die gegen den Herzog in's Werk gesetzt worden wären.

Desnoyers schob also eilig den Sessel herbei, um dem konvulsivischen Kardinal das Hineinfallen zu erleichtern. Dann sagte er trocken: — Der Ketzer ist frech gewesen?

— Frech! stammelte Richelieu.

— 's ist eben doch ein beschränkter deutscher Kopf, an den Eminenz die hohe, weitsichtige Politik verschwendet.

— Verschwendet —

— Man muß ihn wie einen Lanzenknecht behandeln. Weiter ist er nichts.

— Weiter nichts —

Mehr glaubte Desnoyers nicht zu bedürfen. Er versprach dem Kardinal, ihm sogleich Diener und Arzt zu senden, und ging.

In den Zimmern draußen war es leer. Alles war in den Hof hinab zur Abfahrt des Herzogs. Nur die Diener des Kardinals und ein Diener Desnoyers' waren noch da. Nicht im wörtlichen Sinne des Worts ein Diener Desnoyers', sondern ein Vertrauter, den er bei sich zu haben liebte für augenblickliche Aufträge.

Die Diener schickte er in's Kabinet des Kardinals; den Vertrauten winkte er zu sich an's Fenster, von welchem er der Abfahrt des Herzogs zusah.

— Du bist ja wohl aus der Gegend von Troyes zu Hause? — sagte er halblaut zu diesem Vertrauten.

— Etwas weiter nach Burgund zu — antwortete dieser.

— Diese deutschen Ketzer hier unten im Hofe sind bei Euch nicht beliebt?

— Verhaßt sind sie. Besonders in meiner Vaterstadt.

— Wie heißt Deine Vaterstadt?

— Chaumont.

— Du hast noch viel Bekannte da?

— Die ganze Stadt ist mit mir verwandt, und kennt mich.

— So? — Laß sogleich einen Kourier rüsten, und

komm dann in mein Kabinet. Du sollst einen Brief schreiben. Geh!

Der Vertraute schritt eilig von dannen. Desnoyers warf noch einen Blick in den Hof, aus welchem die königlichen Equipagen so eben unter großem Geräusch mit dem Herzoge und seinem Gefolge davon rasselten. Der Oberst Erlach nur blieb zurück. Desnoyers sah, daß er aus dem Regen herein trat in's Palais. Ihm ging er entgegen. Es war ihm angenehm, daß der zurückbleibende Unterhändler ein Schweizer war.

Auf der Treppe begegnete er ihm und fragte ihn: wo der Herzog Nachtquartier machen, welche Orte er berühren werde?

— Troyes wird die Hauptetappe sein. Dann geht er über Bar an der Seine und über Chaumont.

— So, so! Ich hoffe, Euch morgen zu sehen, Herr Oberst. Wir haben die heikelsten Geschäfte mit einander abzumachen, die Geldgeschäfte. Also morgen!

Herzog Bernhard war sehr frischen Muthes. Er kam sich leicht und verjüngt vor, seit er das französische Verhältniß in sich bereinigt fühlte. Er meinte, einer peinlichen Last entledigt zu sein. Hinaus! hinaus aus dieser fremden romanischen Atmosphäre! rief es in ihm. Und auch die ziemlich klare Ueberzeugung, daß die französischen Hilfsgelder und

Hilfstruppen nun wohl noch ärger versiegen würden als bisher, machte ihm geringe Sorge. Eine Erleichterung des Gewissens erleichtert uns Alles.

Man hatte ihn lange nicht so fröhlich gesehen als in Troyes, wo die letzte königliche Begleitung von ihm scheiden sollte, und diesen Abschied mit einem Gastmahl feierte.

Am andern Morgen ritt er allein mit den Seinigen an der Seine aufwärts. Er ritt langsam. Milde Frühlingsluft wehte, und er unterhielt sich leutselig mit Rudolph von Mitzlau, welcher diese Stimmung bestens zu benützen suchte. Mitzlau hatte jetzt nichts vor Augen, als eine Versöhnung Bernhards mit dem Kaiser zu ermöglichen. Er wußte wohl, daß er weit ausholen, daß er sehr vorsichtig sein müßte. Die Intriguen und Verräthereien in Frankreich dienten ihm zum Uebergange. Heute Nacht zum Beispiele, sagte er, sei ein Kabinetskourier aus Paris durch Troyes gekommen, und habe ungestüm sogleich Pferde verlangt nach Bar sur Seine. Was heißt das? Was haben die französischen Minister so eilig dorthin zu melden, wohin wir reiten? Jenseits von Bar zwischen Chaumont und Langres liegen unsre Truppen. Links und rechts von da weithin ist nicht ein einziges französisches Regiment. Was haben sie dahin zu melden? Jagt der Kourier nach rechts hin, so findet er an der Saone die Kaiserlichen. Verkehrt Richelieu mit diesen ohne Wissenschaft Eurer fürstlichen Gnaden?

— Schwerlich.

— Das läge doch uns näher. Sie sind unsre Landsleute, und sie suchen vertraulichen Verkehr mit uns.

— Wie das?

— Der Oberst Mercy, welcher jetzt neben dem Kommandanten der Kaiserlichen, neben dem Herzoge von Lothringen zu stehen scheint, und welchen ich einmal bei einem Auswechselungsgespräche in Niedersachsen kennen gelernt habe —

— Und der ein guter Soldat ist —

— Ein sehr guter Soldat! — der hat mir in Paris während der letzten Tage durch einen wallonischen Herrn sagen lassen: ich möchte zum Ausgleiche rathen, wenn der Herzog von Savelli im Auftrage des Kaisers sich an Euch wenden würde —

— Savelli, der schlechte General?

— Derselbe.

— Die Wahl wäre recht ungeschickt. Zwischen mir und dem Kaiser ist überhaupt ein Ausgleich nur auf dem Schlachtfelde möglich — merkt Euch das, Mitzlau! — ein talentloser Zwischenträger wie dieser wälsche Savelli aber ist ganz abgeschmackt. Was kommen da für Reiter? Die kommen ja flott daher wie die Unsrigen — ja wohl! So reiten Franzosen nicht.

— Es sind Weimarsche!

So war es auch. Es war der Graf von Nassau, der diesmal den Herzog nicht nach Paris begleitet hatte, und der ihm jetzt aus dem Lager entgegenkam. Das Lager der Weimarschen war wirklich zwischen Chaumont und Langres, und der Graf von Nassau eilte herbei, um den Herzog zu warnen. Wovor? — Vor den Bewohnern Chaumonts. Sie zeigten eine ausgesprochene Feindseligkeit gegen die deut-

schen Truppen, und es wären kürzlich sogar geheime Ermordungen vereinzelter Dragoner vorgekommen. Eines solchen Falles wegen — fuhr Nassau fort — ritt ich heut morgen nach Chaumont hinein, um Rechenschaft zu fordern. Ich war auf heftige Widersetzlichkeit gefaßt, und — fand sehr höfliche Aufnahme! Fand eine gleißnerische Artigkeit, die mich mißtrauisch machte. Sie wußten schon, daß Ihr, Herr Herzog, heut oder morgen in Chaumont eintreffen würdet, und versicherten, daß Euch ein glänzender Empfang bereitet werden sollte. Was bedeutet das? — Es hat mich dies Räthsel veranlaßt, Euch bis diesseits Bar entgegen zu eilen, und dabei habe ich eine noch ärgere Erfahrung gemacht.

— Welche?

— Halbwegs zwischen Bar und Chaumont ist ein öder Wald, der ziemlich weglos ist. Wir — wie Ihr seht etwa ein Dutzend Reiter — verlieren einmal die Richtung, und sehen uns genöthigt eine Strecke wieder rückwärts zu reiten, um den Hauptweg wieder zu finden. Eben als wir endlich den Hauptweg erreichen, stürzen an die zwanzig vermummte Reiter mit Hieben und Schüssen auf uns ein. Wir wehren uns nach Kräften und bald mit gutem Erfolge, da höre ich rufen: Rückwärts! Galopp! Er ist nicht dabei! — Und in einem Nu läßt die vermummte Bande von uns ab, und sprengt in die Büsche.

— Wer sollte dabei sein?

— Offenbar Ihr, Herr Herzog. Unser Fehlreiten hatte ihnen die Meinung beigebracht, wir kämen von Troyes und Bar, von wo man Euch erwartete. Sie haben über Euch

herfallen wollen. Ich komme deshalb, um Euch den Weg von Bar nach Langres anzurathen, damit Chaumont vermieden werde.

Der Herzog Bernhard war kein Bramarbas. Er sagte nichts dagegen. Als er aber Mittags in Bar erfuhr, daß der ohnehin schlechte Weg nach Langres durch den Regen ganz ungangbar geworden, der sandige Boden nach Chaumont zu aber keine Schwierigkeit biete, und Nassau außerdem berichtet hatte, das Hauptquartier der Generale Rosen und Ehm liege in Andelot, links seitwärts von Chaumont, da verwarf er den Umweg nach rechts über Langres, und jagte den Nachmittag auf Chaumont zu.

Es war finstre Nacht, als er vor der Stadt ankam. Die Thore waren geschlossen. Jeder Ort war damals Festung. — Es wurde Einlaß verlangt für den Herzog von Weimar.

Nassau erhob keine Gegenvorstellung, obwohl er es ganz unrathsam fand, daß der Herzog sich und die Seinigen den Gefahren aussetzte, welche von einer so feindlichen Stadtbevölkerung wahrscheinlich bevorstanden. Langes Kriegsleben macht eben auch gegen Lebensgefahr gleichgültig, weil man diese Lebensgefahr täglich, ja stündlich zu bestehen hat.

Der Einlaß ließ lange auf sich warten. Die Nacht war finster, und es regnete leise. Da aber der Herzog ruhig auf seinem Rosse hielt, so verhielt sich auch die zahlreiche Begleitung ganz ruhig. Bernhards Gedanken gingen in's Weite: nach dem Rheine und nach der Schweiz. Seine Stimmung war behaglich, und er suchte den Ort am Rheine, wo er für

die Rohansche Familie einen anmuthigen Aufenthalt gründen wollte. Die Feindschaft der Stadt Chaumont war ihm keines Gedankens werth.

Da endlich ging das Thor auf. Unter Fackelbegleitung erschien der Bürgermeister und entschuldigte die Zögerung. Man habe einen so vornehmen Besuch, der unerwartet eintreffe, doch würdig empfangen wollen. Es sei also die Bürgergarde zusammen berufen worden, um Spalier zu bilden bis an's Stadthaus, welches den Herrn Herzog beherbergen werde.

Schweigend ritt der Herzog mit den Seinen durch das enge Thor in eine enge Straße. Letztere war noch verengert durch die Bürger, welche mit Schießgewehren ausgerüstet an beiden Seiten aufgestellt standen. Sie regten sich nicht, kein Laut der Begrüßung erhob sich von ihnen, und da nur die Paar Fackeln um den vorschreitenden Bürgermeister die Finsterniß auf wenig Schritte erhellten, so hatte der Einzug etwas Unheimliches.

Als der Herzog über die Mitte der Straße hinaus war, krachte plötzlich eine Gewehrsalve hinter ihm, vor ihm und neben ihm. Schwache Nerven mochten zusammenfahren. Der Herzog und die Weimarschen sahen links nnd rechts nach den Bürgern, welche ihre Feuerröhre in ziemlich gleichmäßigem Tempo abgeschossen hatten.

Nassau hatte den richtigen Eindruck. Er rief deutsch dem Herzog zu: sein Pferd in Galopp zu setzen, denn er könnte im ruhigem Schritte ein bequemer Zielpunkt werden.

Der Herzog erwiderte nichts, und ritt in gleichmäßigem langsamem Schritt weiter.

Die enge Gasse mündete auf den Marktplatz. Quer über denselben schritt der Bürgermeister mit den Fackelträgern auf das Stadthaus zu. Das Fackellicht reichte kaum hin, um den Kreis zu zeigen, welchen auch hier bewaffnete Bürger bildeten. Es war todtenstill.

Der Zug war bereits nahe am Stadthause, da krachte ein neues Gewehrfeuer. Diesmal unregelmäßiger — und der Graf von Nassau stürzte mit seinem Pferde.

Bernhard hielt still. Ein vereinzelter Schuß fiel noch, und ein schießkundiges Ohr konnte bemerken, daß eine Kugel in die Mauer des Stadthauses einschlüge.

— Seid Ihr getroffen, Nassau? fragte der Herzog.

— Nein; mein Pferd aber ist getroffen! antwortete dieser, indem er sich frei machte von dem zuckenden Thiere.

Herzog Bernhard sagte kein Wort weiter, sondern ritt bis an die Schwelle des Stadthauses.

Dort stieg er ab, und trat in den Hausflur hinter dem voraus gehenden Bürgermeister. An der Stiege rief er: — Halt! und winkte den Bürgermeister zu sich.

— Was habt Ihr zu sagen, Herr, über die scharfen Schüsse? sprach er in ruhigem Tone französisch.

— Scharfe Schüsse — —?

— Antwortet. Das Bestehen der Stadt Chaumont hängt an Eurem Worte.

— Mein Gott, Hoheit! Es ist eine alte Sitte, daß man

auch zu Freudensalven wohl scharf ladet, um das Krachen zu verstärken —

— Und daß man nicht in die Luft schießt, sondern horizontal — wie?

Bürgersleute sind ungeschickte Schützen; beim Abdrücken fahren sie wohl mit dem Kopfe zurück, und das Gewehr sinkt —

— Wohl gesprochen, Herr Bürgermeister. Meine schweren Geschütze kommen morgen früh von Andelot hier vorbei. Wenn bis zu meiner Abreise morgen früh noch der kleinste solche Irrthum in dieser Stadt sich ereignet, so werden meine Stückknechte morgen früh auch horizontal schießen, und so lange schießen, bis von der guten Stadt Chaumont kein Stein mehr auf dem andern, kein Mensch mehr am Leben ist. Theilt dies Euren braven Bürgern mit, und begleitet mich morgen bis zu meinen Truppen. Gute Nacht!

Es ereignete sich nicht das Mindeste mehr in Chaumont, und der Bürgermeister wünschte, es hätte sich nie etwas ereignet, als er am andern Morgen mit fort mußte. Die Stadt ließ ihn — wohl auf seinen eig'nen Rath — völlig im Stiche: die Straßen waren wie ausgestorben.

Gegen Mittag begegnete man wirklich dem Heerzuge der Weimarschen, die ihren Herzog mit donnernden Zurufen begrüßten.

Der Herzog entließ den Bürgermeister mit dem Bescheide,

daß bis zum Abende tausend Rationen Fleisch, Brot und Wein vor den Thoren Chaumonts bereit sein sollten, widrigenfalls die Stadt geplündert würde!

— Die Stadt des Königs von Frankreich?!

— Die Stadt des Königs von Frankreich, welche einen Freund und Bundesgenossen des Königs mit meuchelmörderischem Gruß empfangen. Vorwärts!

— Nun, Ihr Freunde — fuhr Bernhard fort gegen Rosen und Ehm, die sich eingefunden — die französische Komödie ist zu Ende. Es bleibt zunächst unter uns; aber wir handeln demgemäß.

Sie handelten denn auch alle wie Männer, die nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben.

Das kleine deutsche Heer, welches die Zahl von siebentausend Kriegern nicht überstieg, ordnete und stählte sich während der nächsten Monate mit Kraft und Enthaltsamkeit. Es ließ sich durchdringen von dem Geiste seines Führers, welcher ihnen einfach und ehrlich sagte: Wir sind nichts und werden nichts als eine Bande, wenn wir nicht mit aller Entsagung und mit Todesverachtung einem höhern Ziele zustreben. Dies Ziel ist der Rhein, dies Ziel ist unser Vaterland. Dorthin müssen wir dringen, während die Sommersonne die Wege trocknet. Gleichgültig, ob die Franzosen uns schlecht oder gar nicht unterstützen; gleichgültig, ob kaiserliche Heere uns in Ueberzahl die Pässe verlegen. Wir müssen durch! Das deutsche Reich wartet unser. Unsre Sache, unser Glaube liegt dort in den letzten Athemzügen. Wir allein können retten. Darben wir, hungern wir, bluten wir, bis

wir den Rhein und den Schwarzwald erblicken. Dort wird sich Alles zum Guten wenden. Die schwäbischen Völker werden uns zuströmen, sobald sie unsre verloren geglaubte Fahne erblicken, und mit Gottes Hilfe werden wir die reichen vorderösterreichischen Lande erobern. Ganz Würtemberg hinter dem Schwarzwalde, das Land Melanchthons, welches kernhaft zum lutherischen Glauben hält, wird dann aufstehen wie ein Mann, und wir werden stark genug sein, Krieg und Sieg an der Donau hinab zu tragen bis nach Wien, und einen Frieden zu erzwingen, der unserm Vaterlande bitterlich noth thut.

Wie verwildert auch diese Weimarschen Truppen waren, sie erwiesen eine volle Charakterkraft für diese Aufgabe, welche ihnen Bernhard stellte, und es begann ein Feldzug wie ihn die lange Kriegszeit kaum gesehen. Ohne Aufmunterung, denn das Vaterland sah und hörte nichts davon: der Feind stand zwischen den Weimarschen und dem Vaterlande. Ohne Unterstützung, denn die Franzosen waren voll Mißtrauen und Ungunst gegen den Herzog von Weimar. Das kleine Heer kämpfte wie zwischen dunklen Wolken.

Schloß Romagne wurde erstürmt, die Stadt Champlitte wurde genommen und die Bahn gebrochen nach der Saone. Nach dem Passe von Gray hin eilt das Heer — die Nachrichten lauten, daß dieser wichtige Uebergang über die Saone nur schwach besetzt sei.

Es war ein warmer Tag, als Bernhard gegen Mittag Schloß Ray erreicht, von wo man hinab sieht auf den Strom und die Stadt Gray am andern Ufer. Hier hält er still,

um zu rekognosciren. Da kommt Nachricht von der Vorhut: es sei ein Irrthum von der schwachen Besatzung Gray's. Das ganze kaiserliche Heer unter dem Herzoge von Lothringen sei im Anmarsche, der größere Theil sei schon da, und der gefürchtete Oberst Mercy sei neben dem Lothringer!

Bernhard gab dennoch Befehl, das Heer so zu ordnen, daß es den Paß erzwinge. Durch! durch! war das Losungswort.

Er ritt an's Ufer, und schaute hinüber. Richtig! Ein kaiserliches Heer war da und pflanzte seine Stücke auf.

Die Sonne schien warm; einige Stückkugeln sauf'ten schon über den Strom und gruben sich in der Nähe des Herzogs in den Boden. Da wurde gemeldet, ein junger Mann harrte schon seit einigen Tagen auf Schloß Ray des Herzogs; er ließe anfragen —

— Freilich! Freilich! rief Bernhard. Sein Herz ahnte, daß dies sein Bote aus Genf sein könnte — und er war es. Es war Dietrich van Groot, welcher eiligen Schrittes vom Schlosse herabkam. Wörtlich hatte er sich an sein Losungswort gehalten „an der Saone" und der Hauptpaß zwischen Schloß Ray und Stadt Gray war sein Zielpunkt geworden. Herzog Heinrich von Rohan hatte ihm gesagt, dort werde und müsse das deutsche Heer erscheinen, und hier harrte Dietrich seit mehreren Tagen.

Der Herzog winkte ihm schon von Weitem nach einem kleinen Wäldchen, damit er den Kugeln nicht ausgesetzt bleibe.

Dort trafen sie zusammen, dort stieg der Herzog ab. Die Mahlzeit auf Schloß Raty sollte warten, der Aufmarsch der Truppen, das Anfahren der Geschütze sollten beschleunigt werden —

Er nahm Dietrich bei der Hand, und führte ihn unter die Bäume unter wiederholtem Zuruf: Willkommen! und: Erzählt! erzählt!

Dietrich erschien zusammengefaßter als früher. Die Gesichtszüge waren fester, will sagen minder beweglich und unruhig als früher. Die Reise hatte ihn gebildet. Allein und selbständig hatte er sich durchbringen müssen; das ist lehrreich. Da können die Gedanken nicht mehr so eigenmächtig schweifen; denn wenn sie's thun wollen, da stößt sich der Schweifende zum Oeftern an die Nase. Schon bis nach Genf war dies Dietrich mehrmals begegnet und hatte ihn vorsichtig gemacht. In Genf aber hatte die Frau Herzogin von Rohan seinen mißlichen Gewohnheiten eine wohlwollende Aufmerksamkeit gewidmet. Alles Frühere hatte sie ihm verziehen: er war ja jetzt so gut und aufopferungslustig für das Wohl des Rohanschen Hauses!

So erzählte er denn mit großem Behagen von dem häuslichen Leben der Rohanschen Familie, und Bernhard drängte ihn gar nicht, auf die politischen Fragen überzugehen. Er hörte theilnahmsvoll zu, wie die Familie wohnte und wie sie den Tag verbrächte. — Am Walle gegen Südosten — sagte Dietrich — liegt das Haus, und man sieht auf die fruchtbare Ebene, welche sich rechtshin zieht, und nach linkshin sieht man auf die savoyischen Berge. Auf

jener Ebene ritt ich fast täglich mit der Prinzessin Marguérite, die sehr fest und gut zu Pferde sitzt und lachende Geduld bewies mit meiner geringen Fertigkeit im Reiten. Ich war immer noch ein schwacher Reiter, und der Stallmeister der Prinzessin gab mir Unterricht. Zuletzt konnte ich schon den Herrn Herzog zu Pferde begleiten, der auf der andern Seite seine Promenade suchen mußte, am See entlang nach Nordosten. Denn nach der französischen Grenze hin war er in Gefahr. Dort wurde ihm aufgelauert. Der Herzog von Bourbon haus't an der Grenze und wir haben deutliche Anzeichen, daß er's auf die Gefangennahme des Herzogs Heinrich abgesehen hat, selbst auf Genfer Gebiet. Der Genfer hohe Rath, kalvinisch wie Herzog Heinrich, und diesem sehr zugethan, hat ihn zu wiederholten Malen warnen lassen vor jener französischen Seite, und dabei ehrlich gestanden, daß der Genfer Staat zu schwach wäre, ihn über seine Mauern hinaus zu schützen. Dies verleidet dem Herzoge den Genfer Aufenthalt, und er will fort —

— Das soll er auch!

— Ich hab' ihm natürlich mitgetheilt, was fürstliche Gnaden mir in Paris aufgetragen, und das hat Alle sehr gefreut. Sie warten ungeduldig auf den Augenblick, wo Euer Heer bis an die Schweizer Grenze vorgedrungen sein wird. Die Prinzessin Marguérite will dann selbst mit in's Feld ziehen —

— Wahrhaftig?

— Zusehen wenigstens will sie, wie Ihr auf dem schwarzen Riesenrosse Allen voraus in die Schlacht sprengt

ganz wie zur Ritterzeit. Man hat ihr erzählt von diesem Rosse und von Eurem Ungestüm, welchen Herzog Heinrich furor teutonicus nennt. Das ist ungemein ansprechend für junge Damen; Prinzeß Marguérite wurde immer roth dabei, und ich habe mir in solchen Momenten stets mit Vergnügen ausgemalt, daß Weimar und Rohan da ein prächtiges Paar abgäben. Einmal hab' ich das laut gesagt, und da fragte Herzog Heinrich, ob ich so was von Euch, Herr Herzog, gehört hätte?

— Nun, was habt Ihr geantwortet?

— Ich wußte ja nichts! Ich konnte nur sagen, daß wir Protestanten uns alle sehr freuen würden über solch eine Verbindung.

— Und was sagte Prinzeß Marguérite dazu?

— Die lächelte und sagte nichts. Beim Ausreiten Tags darauf aber fragte sie mich plötzlich, ob es denn wahr wäre, daß Ihr bei Eurer zweiten Anwesenheit in Paris der Herzogin von Aiguillon lebhaft die Cour gemacht?

— Nun?

— Umgekehrt! — sagte ich — sie hat ihm die Cour gemacht, aber —

Hier wurde das Gespräch unterbrochen. Officiere kamen herzu gesprengt, um die Befehle des Herzogs einzuholen. Unter ihnen die beiden Obersten Ehm und Rosen. Letztere berichteten, daß der Feind von Nordosten her, von Vesoul und Mümpelgard her, immer neue Zuzüge erhalte —

— Dann losbrechen, wenn die Stücke alle aufgefahren sind. Sind sie's?

— Sie sind's, wie fürstliche Gnaden befohlen, alle der Furth gegenüber —

— Recht. Auf die linke Ecke Grays von hier gesehen soll das Stückfeuer ununterbrochen wirken, ich sage ununterbrochen. Dort muß Platz gefegt werden, dort hat der Feind seine Zuzugs- und Rückzugslinie. Du, Ehm, gehst zweitausend Schritte links von hier über den Fluß und fällst dem zumarschirenden Feinde in die Flanke. Ihr, Rosen, geht zweitausend Schritte rechts — ich hatte Euch dorthin geschickt zur Anschauung, wie ist das Ufer?

— Steil auf beiden Seiten — antwortete Rosen, ein hellblonder, scharf und kühl drein sehender Vierziger aus Kurland — schwer praktikabel, eigentlich gar nicht.

— Um so besser. Das hindert uns eine Thorheit zu begehen. Wir haben nicht Leute genug zu dreifachem Angriff. Rosen! Ebenfalls links hinter Ehm hinüber, sobald Ihr merkt, daß er Nachdruck braucht. Ihr werdet Fühlung an mir finden, wenn es schwer geht. Denn alsdann komm' ich durch die Furth auf die linke Flanke von Gray. Verstanden?

— Verstanden! antworteten beide Obersten.

— Eine heftige Kanonade von den Weimarschen Stücken brach eben los. Bernhard winkte mit der Hand, alle beritt'nen Officiere schwenkten, und saus'ten von dannen. Nur einer blieb, der Ordonnanzofficier des Herzogs.

— An die Spitze des Gehölzes — rief ihm der Herzog zu — und meldet mir nach zehn Minuten, was sich ereignet!

Der Herzog und Dietrich waren wieder allein. Aber der Aufenthalt war für Dietrich nicht mehr ganz behaglich. Aeste krachten von allen Seiten und fielen nieder. Die kaiserlichen Geschütze drüben von den Wällen Grays antworteten heftig den Weimar'schen; er mußte schreien, um dem Herzoge verständlich zu werden. So nahe Kriegsmusik war ihm doch neu, obwohl er schon eine Saison beim Herzoge, vorzugsweise in dessen Kanzlei verlebt hatte, und sie blieb nicht ohne Einfluß auf seine körperliche Stimmung. Er brauchte auch mehr Muth als ein Andrer, denn ein Phantasiemensch sieht tausend Gefahren mehr als ein Andrer.

— Faßt Euch, junger Freund, und berichtet weiter. Man gewöhnt das allmählig. Ist's Euch noch Ernst, wie Euer Vater sagte, ganz in mein Heer zu treten?

— Aller—dings!

— Nun dann könnt Ihr gleich mitten in einen Tanz kommen, und all die peinlichen Vorspiele überspringen. Ihr seid ja zu Pferde gekommen?

— Ja, aber es ist ein sanftes, friedliches Thier, und steht oben im Schlosse —

— Ich geb' Euch ein feuerfestes. — Wiedenbruch! Meine Pferde hierher rufen!

Dem Ordonnanzofficier an der Spitze des Gehölzes galt dieser Ruf, welcher in ausgiebigster Kommandostimme ausging und vom Officier verstanden wurde.

— Nun also, was läßt mir Herzog Heinrich antworten?

Dietrich schüttelte sich, als ob er alle Nerven abschütteln wollte, und erwiderte allmählig mit ganz guter Haltung:

— Er läßt antworten, daß er mit Allem einverstanden sei. Er wird die Sendung an Wiederhold auf Hohentwiel bestens besorgen; er wird sich leise aber fest mit den protestantischen Kantonen in's Einvernehmen setzen, daß Euer Rücken frei sei, wenn Ihr bei den Waldstädten einschwenkt, und daß Euch Nahrungsmittel zugänglich bleiben. Er lobt den Punkt Rheinfelden und wird Vorsorge treffen. Er selbst aber wird Lenzburg zum Aufenthalt wählen, um nahe zu sein.

— Allein, oder mit den Seinen?

— Mit Frau und Tochter —

Wiedenbruch, der Ordonnanz-Officier, unterbrach ihn mit der Meldung: — Oberst Ehm werde von großen Massen des Feindes zurückgedrängt, und Oberst Rosen, welcher ebenfalls über die Saone hinüber sei, könne sich nicht mehr halten, Ehms Rückgang verwirre seine Glieder —

— Rosen soll halb rechts vorgehen und angreifen! — rief Bernhard — und Schafalitzky wie Nassau sollen sich fertig halten, durch die Furth hier vor uns überzusetzen! — Genug, junger Freund, wir sprechen weiter, wenn wir am Leben bleiben. Jetzt hinaus!

Bernhard ging zu Fuß aus dem Gehölze nach seinen Geschützen hin. Dietrich fühlte sich verpflichtet zu folgen. Links und rechts flogen hier im Freien die Kanonenkugeln über sie und um sie. Dietrich fühlte das Bedürfniß, mit dem Kopfe auszuweichen. Dadurch wurde aber der Taumel nur erhöht, welcher ihm den Kopf verrückte. Als er hinter

Bernhard bei den Geschützen ankam, sah und hörte er kaum noch.

Die Leute, welche die Geschütze bedienten, schrieen dem Herzoge entgegen, daß sie in schändlichem Nachtheile arbeiteten gegen die drüben. Die drüben seien durch die Wälle besser gedeckt!

— Warum deckt Ihr Euch nicht auch?! Warum faullenzt der Troß!? Herbei die Fuhrknechte mit Spaten! Graben, graben! In zehn Minuten deckt Euch ein Erdhaufen.

Dann trat er an den Uferrand, und hielt die Hand vor die Augen, um der Sonnenblendung zu begegnen. Die Sonne schien hell und warm, aber sie stand schon im Nachmittage, und da sein Hauptaugenmerk gegen Nordosten ging, wo Ehm und Rosen drüben fochten, so störte sie ihn eigentlich nicht, sondern beleuchtete grell den dick aufwirbelnden Staub.

Drüben auf den Wällen von Gray erkannte man ihn wohl, oder erkannte wenigstens, daß er ein Mann von Bedeutung wäre. Kanonen und Musketen — auch für Musketenschüsse war die Entfernung nicht zu groß — wurden auf ihn gerichtet. Ein Hagel von Geschossen umsaus'te ihn, und Dietrichs Phantasie beging eiligst die kleine Nichtswürdigkeit, leise zu flüstern: Hinter ihn, dicht hinter ihn! Dadurch deckst Du Dich!

Da ging aber der Herzog weiter. Er hatte bemerkt, daß Rosen und Ehm geworfen wurden. Er rief nach dem Grafen von Nassau, und schritt abwärts. Das Ufer nämlich hatte hier einen Einschnitt, den eigentlichen Paß von

Gratz. In dieser abfallenden Bodenwelle war ein Zugang für Reiterei möglich.

Nassau mit einem Reiterregimente kam herab getrabt an die Furth, hörte mit gespannter Aufmerksamkeit auf Bernhards Befehl, und sprengte dann mit seinem Regimente in den Fluß.

Bernhard sah ruhig zu, bis das Regiment drüben aus dem Wasser war, sich unter dem Kugelregen der Kaiserlichen geordnet hatte, und dann im Galopp links von den Wällen Gratzs vordrang. Eine Staubwolke verhüllte es.

Der Staub bewegte sich nicht mehr. Sie dringen nicht durch! sagte Bernhard vor sich hin, und ging raschen Schrittes aufwärts zurück auf das Gehölz zu. Dort winkte er. Ordonnanzen flogen zu ihm. Er verlangte seine Musketier-Kompagnie, und die Starschädel'schen Regimenter, und seine Pferde.

Die Musketiere waren gleich zur Hand. Er führte sie zu den Geschützen, und postirte sie hinter die indessen aufgeworfenen Erdhaufen. Sie bestanden zumeist aus guten Schützen vom Thüringer Walde, und ihre Aufgabe bestand hier darin, die Kanoniere drüben wegzuputzen. In spätestens zehn Minuten — rief er ihnen zu — gehe ich selbst durch's Wasser. Sorgt, daß alsdann die feindlichen Stücke zur linken Hand nicht mehr bedient werden können!

Nun wendete er sich zu den Pferden, die vorgeführt wurden. Ehe er sie erreichte, schlug eine Stückkugel hinter ihm ein, und Dietrich flog an ihm vorüber. Fälschlicher Weise war er auch jetzt h i n t e r dem Herzoge gewesen, also den

feindlichen Schüssen zunächst. Dicht vor den Pferden fiel er der Länge lang nieder, das Gesicht am Boden. Ein großer Haufe Erde bedeckte ihn; Fall und Begräbniß war eins.

— Seht zu, ob noch Hilfe möglich! — sprach Bernhard zu den Reitknechten, und winkte Ordonnanzen, welche von rechts heransprengten.

Ihre Nachrichten lauteten ganz schlecht. Ehm und Rosen müßten zurück. Es würde eine Niederlage, wenn sie ungeschützt durch den Strom mit steilen Ufern retiriren müßten. Der Herzog möge Geschütze an's diesseitige Ufer senden. Nassau werde mit seinem Regimente von Oberst Mercy zusammengehauen —

— Zurück zu Euren Obersten! — rief Bernhard — ich komme selbst, und befreie Nassau. Kein Mann und kein Pferd soll über den Fluß zurück. Durch! ist die Losung. Eh' Ihr bei den Obersten seid, bin ich drüben. Sie sollen also gleich wieder vorwärts halb rechts. Ich reiße das nöthige Loch. Wer nicht vorwärts will, soll sterben. Fort!

Bei den letzten Worten hatte er schon den Fuß im Bügel. Das riesige schwarze Roß war ihm vorgeführt, welches in den schweren Schlachtmomenten an die Reihe kam. Es wieherte und bäumte sich, als er sich aufschwang. Die wohlbekannten Trompeten der herzu trabenden Starschädel'schen Regimenter ermunterten es.

Ehe ihm Bernhard die Sporen einsetzte, bemerkte er seitwärts, daß Dietrich wieder aufrecht stand. Er war sorgfältig in Koth gehüllt von oben bis unten, und gewährte

einen ganz aparten Anblick. Der aufgewühlte Erdhaufe hatte ihn fortgeschleudert, nicht die Kugel.

Die Reitknechte lachten, und selbst Bernhard lächelte. — Auf's Pferd, junger Grotius — rief er — so kann das Schlachtenfieber nicht zur Besinnung kommen, und verrichtet Heldenthaten, die später die nüchterne Seele einholen muß: Auf's Pferd!

Die Reitknechte hoben ihn fast hinauf. Er hatte die Augen voll Staub, und sah wenig. Fort ging's zur Furth hinab, er hatte keine Zeit für seine Phantasie — und das war ihm vortheilhaft. Denn er hatte natürlichen Muthes genug; nur alle die Möglichkeiten welche sein schweifender Geist herbeischaffte, bedrängten und schwächten seinen natürlichen Muth. Jetzt wo er wenig sah und kaum hörte und eigentlich nur Pferd war, jetzt war er so tüchtig wie ein anderes gedankenloses Wesen. Und sein schwarzer kothiger Anblick konnte noch dazu erschrecken.

Dicht hinter dem Herzoge schwamm er durch die Saone, dicht hinter ihm sprengte er drüben aufwärts, und dann mit an der Spitze der erprobten Regimenter quer durch die aufgelös'ten Nassau'schen Reiter in den Feind hinein. Mechanisch zog er sogar mitten unter den Feinden seinen Degen, mechanisch saß er fest, und hieb er um sich, und als er merkte, daß diese mechanische Thätigkeit sich ganz gut bewährte, da kam er allmählig sogar zu Fassung und bewußter Handthierung. Was ihm der allzu bewegliche Geist versagte, das schenkte ihm die herausgeforderte gesunde Körperkraft — nach einer Viertelstunde war er tapfer.

Nach einer Viertelstunde war aber auch die Schlacht gewendet. Bernhards persönlicher Angriff hatte in seinem grimmigen Ungestüm die schon ermüdeten und in Verfolgung halb aufgelös'ten Reih'n der Kaiserlichen gebrochen, gesprengt, geworfen. Vor dem riesenhaft erscheinenden schwarzen Ritter wich Alles links und rechts — zwischen der Stadt Gray und dem kaiserlichen Heere hatte er eine breite Lücke erzwungen. Und nun kam siegreich zum Vorschein, was ihn zum furchtbaren Feldherrn machte. Mitten im Furor blieb er kalten Blutes, klaren Verstandes für das Ganze.

Er riß seinem mächtig ausgreifenden Rosse in die Zügel, daß es, in allen vier Beinen zusammenknickend, stehen mußte. Dann rief er nach Mörshäuser, seinem Generalquartiermeister, rief nach dem Rheingrafen Johann Philipp, die in seiner Nähe gewesen waren. Die Ordonnanzen ritten und schrieen nach den verlangten Männern. Dann befahl er seinem Trompeter den siegreich verfolgenden Starschädel'schen nachzusprengen, und ihnen abzublasen von weiterer Verfolgung.

Mörshäuser war der erste, welcher herbeigeschafft wurde, ein feister, behaglich aussehender Vierziger mit sonnverbranntem Antlitze. Bernhard befahl ihm, Alles herüber zu holen von Truppen und Geschütz, was noch jenseits der Saone geblieben, und Alles zu Rosen und Ehm zu führen, die Geschütze voraus. — Im Fluge, Dicker! — setzte er hinzu, und lachend galoppirte Mörshäuser auf schwerem, friesischen Hengste rückwärts nach der Furth hinab.

Unterdessen war der Rheingraf aufgefunden, und parirte

sein springendes Roß vor dem Herzoge. — Philipp! — sprach Bernhard — zusammenrufen was bei der Hand ist, ein Paar Compagnieen genügen, und nach Gray hinein, ehe sie sich besinnen, und das Thor schließen. Drinnen Alles gefangen nehmen und entwaffnen, und eilig vier geladene Stücke des Feindes mir herausschicken. Auch ohne Munitionskasten, wenn's aufhält; ich brauche nur Schreckschüsse. Vorwärts!

Dann jagte der Herzog drei Ordonnanzen an Nassau, an Rosen, an Ehm, damit sie unterrichtet wurden vom Riß in das feindliche Heer. Sie sollten sich sammeln, und langsam, in geschlossener Haltung gegen den Feind vorrücken, mit aller Furie aber auf ihn einstürzen, sobald Bernhards Trompeter das Sturmsignal blasen würden. Nassau zunächst werde sie hören, er solle das Signal an Rosen, Rosen es an Ehm geben lassen.

Die Ordonnanzen flogen von dannen. Die Starschädel'schen Regimenter kehrten zurück und stellten sich auf, jetzt mit den Köpfen gegen Norden. Die Geschütze kamen aus der Stadt. Im Trabe vorwärts! kommandirte der Herzog, und gegen Norden bewegte sich erderschütternd die Masse.

Der zerrissene Feind war im Begriff sich wieder zu sammeln. Als Bernhard seiner ansichtig wurde, ließ er die Geschütze abfeuern und das Sturmsignal blasen.

Wie er vorausgesehen machten die Kanonenschüsse den erschreckendsten Eindruck. Geschütze diesseits! Und auf der Operationslinie der Kaiserlichen! Gleichzeitig Sturm von

allen Seiten — da wurde die Zersprengung das Werk einer Viertelstunde.

Bernhard blieb hierbei hinter den stürmenden Reitern; jetzt brauchte das Werk keines besonderen Antriebs. Nach linkswärts ritt er, um passend nachzusenden, was Mörshäuser von drüben brachte.

Die untergehende Sonne beleuchtete einen vollständigen Sieg — von allen Seiten bliesen die Trompeter Viktoria —

Da jagte ein Reiter auf den Herzog Bernhard zu. Er kam von Ehm gesendet. Von Marnay her, meldete er, auf der Straße nach Besançon näherten sich weithin reichende Staubwolken, wahrscheinlich frische Truppen des Herzogs Karl von Lothringen!

— Willkommen! — rief Bernhard, und gab Befehl, Alles zu sammeln und zurückzunehmen was in der Verfolgung begriffen wäre, und zurückzuweichen von beiden Seiten der Straße auf zweitausend Schritt. Erst wenn man seine, des Herzogs Stücke feuern höre, vorzugehen mit allgemeinem wildem Geschrei.

Jetzt wurden die Geschütze, welche Mörshäuser gebracht, inmitten der Straße aufgepflanzt, Ruhe und Stille wurde nach allen Seiten mit halblauter Stimme geboten, und überall wurde hinzugesetzt: eine Mausefalle!

Der Abend sank dunkel hernieder. Bald sah man kaum noch auf hundert Schritte vor sich. Aber man hörte das geräuschvolle Anrücken des Feindes —

Bernhard hielt neben den Geschützen, den Oberkörper vorbeugend über den Hals des Pferdes. Er horchte wie ein

Jäger, welcher den Auerhahn jagt. Fertig machen! sprach er leise — Feuer! — kommandirte er plötzlich, und die Feuerschlünde brüllten und spieen, die Trompeten schmetterten, die Truppen schrieen, von allen Seiten stürzte Alles auf den noch unsichtbaren Feind.

Dieser, so unerwartet von überall angefallen, war unfähig Stand zu halten. Er machte Kehrt und setzte sich in wilde Flucht.

Herzog Bernhard folgte langsam mit den Geschützen. Für die Verfolgung war kein weiterer Befehl nöthig, es war nur ein Kern in der Mitte zusammenzuhalten. Mit diesem Kern marschirte der Herzog tief in die Nacht weiter auf der Besançoner Straße bis der Mond aufging, und die Stadt Marnay zeigte. Er war in ruhiger, heitrer Stimmung, und hatte Dietrich an seine Seite berufen, der ihm weiter erzählen mußte vom Leben der Familie Rohan in Genf.

Dieser Sieg an der Saone war von großer Bedeutung für Herzog Bernhard und für den deutschen Krieg. Es fand sich, daß der Feind sein ganzes Gepäck, fünfzehnhundert Gefangene, darunter sechsundvierzig Officiere, achthundert Todte, sechzehn Standarten und — was besonders ersprießlich war für das kleine Heer Bernhards — zweitausend Pferde verloren hatte. Das kaiserliche Heer war zersprengt, der Herzog von Lothringen mit dem Reste nach Besançon

geworfen, Oberst Mercy verwundet, die Straße in's deutsche Reich war frei.

Das „Durch!" des Weimar'schen Heeres war gelungen, nach wenigen Tagen lag es schon vor dem letzten festen Platze in den Bergen, vor Lüders, dem Verbindungspasse zwischen Hochburgund und dem Elsasse.

Mit stürmender Hand wurde er genommen, und an einem hellen Sommerabende stand Bernhard mit seiner Umgebung oben auf jener Citadelle, welche den Blick frei giebt auf den Sundgau, die südlichste Spitze des Elsaß. Ein Silberband am östlichen Horizonte, dahinter blaue Bergumrisse — das ist der Rhein! das ist der Schwarzwald! rief Alles wie aus einem Munde. Sie betrachteten Bernhard wie ihren Moses, der sie auf hohen Berg geführt, um ihnen das gelobte Land zu zeigen. Niemand aber dachte daran, daß Moses bald darauf starb.

Bernhard war ja auch voll Lebenslust und Lebenskraft wie kaum je zuvor. Die Pforte der Zukunft, während der ganzen französischen Zeit traurig verhüllt, stand weit offen, und die kühnsten Pläne gingen auf in seiner Seele.

Ein neuer Ankömmling war ganz geeignet, ihn darin zu bestärken. Erlach kam den Festungsweg herauf geritten, und stand bald darauf vor ihm. Er kam von Paris und hatte die Resultate seiner Verhandlung zu melden.

Er schilderte sie günstiger als sie wirklich waren. Desnoyers war ihm sehr freundlich begegnet, und Erlach hatte nicht zu unterscheiden gewußt, daß diese Freundlichkeit seiner Person, nicht seiner Sache gegolten. So hatte er denn zu

melden, daß Generallieutenant du Hallier den Auftrag erhalten würde, das Heer des Lothringers im Schach zu erhalten, Bernhard also den Rücken frei haben würde, wenn er gegen den Rhein und über den Rhein vordringen wollte.

Das war allerdings wichtig, und veranlaßte Bernhard, an eine Aenderung seines ursprünglichen Planes zu denken. Sein ursprünglicher Plan war gewesen, von Süden her, von der Schweizer Seite bei Rheinfelden, einem festen Orte mit fester Brücke, über den Rhein zu dringen, und sich dann im Vormarsch auf die Feste Hohentwiel zu stützen. Der Herzog von Rohan hatte es übernommen, in der Stille alle Anknüpfungen bei Rheinfelden zu besorgen, und den Kommandanten von Hohentwiel, Wiederhold, im Namen Bernhards zu gewinnen.

Jetzt, nach Erlachs Mittheilung, flog Bernhards Kriegsgenius weiter. Seine Fähigkeit im Entwerfen und Verfolgen eines großen Planes war unbestritten. Sein Auge haftete auf dem Mittelpunkte des ganzen deutschen Landes da unten, auf Breisach. Näher an Breisach über den Rhein zu gehen, mitten unter den Feinden, die dadurch gesprengt und zertheilt würden, das schien ihm jetzt erreichbar. Er entfernte sich dadurch von einer Zusammenkunft mit Rohans, die nach der nördlichen Schweiz kommen wollten, und sein Herz sehnte sich warm nach dem Anblicke Marguéritens — aber zuerst und zuletzt war er doch Feldherr, politischer Feldherr —

— Glaubt Ihr, Erlach, daß man sich auf das protestantische Straßburg stützen könnte?

— Im Dunklen, Herr Herzog! Die Welt darf's nicht bemerken. Diese Reichsstädter wollen nichts opfern.

— Zunächst doch Schiffe, die man ihnen wegfängt.

— Wenn Ihr sie fangt, dann sind die Straßburger nicht verantwortlich. O ja!

Da in der Gegend von Benfeld — Kenzingen liegt eine Strecke weit drüben am rechten Ufer — da ist der Rhein von großen waldigen Inseln getheilt —

— Bei Rheinau?

— Ganz recht, bei Rheinau. Die Arme des Rheins sind schmal, die Inseln gewähren Deckung, und drüben kommt ein Flüßchen in den Rhein —

— Die Elz! — rief der Rheingraf.

— Die bietet sich trefflich zum Wassergraben für das Hauptschanzwerk. Dort könnte man ein mächtiges Werk anlegen, das beide Ufer beherrschte, und den Mittelpunkt abgäbe für alle Operationen, auch gegen Breisach. Fängt man den Straßburgern Fruchtschiffe ab, so hat man Brücken, und stellt sich in ein Paar Tagen sicher, eh' von Breisach Truppen da sein können. So sei's!

Und er gab Augenblicks Befehle in dieser Richtung.

Bernhard war äußerst schnell in seinen Entschlüssen. War er leicht bestimmbar, war er oberflächlich? Nein. Aber er war eine vorzugsweise zum Handeln organisirte Natur. Er sprach nicht viel, er war auch kein eigentlicher Denker — er war ein Erwäger. Nach allen Seiten hin erwog und prüfte sein Geist Alles was in den Bereich seines Thuns gelangen konnte, und so überraschte ihn dann nicht leicht

eine plötzlich nahe tretende Möglichkeit. Kaltblütig änderte er dann mitten im Laufe seine Richtung. So in der Schlacht wie auf dem Marsche, wie in politischer Action. Und gerade dadurch war er seinen Gegnern furchtbar — er war die wandelnde That.

Ueber eine Grundlage mochte er sich an jenem Sommerabende auf der Citadelle von Lüders täuschen: über die Grundlage in Erlach's Wesen.

Erlach von Kastelen der Berner Patrizier machte ihm den Eindruck eines viel versuchten und erprobten politischen Kriegers. Das war er auch. Er hatte schon am weißen Berge gefochten und alle Feldzüge auf protestantischer Seite mitgemacht. Er war ein unerbittlicher Gegner des katholischen Kaisers, und war ein Widersacher aller Unternehmungen, welche keinen festen Hintergrund, keine solide Grundlage hatten.

Dies ganze solide Wesen mußte ihn dem Herzoge Bernhard nahe bringen. Aber Bernhard übersah einen Fehl an ihm, den Mangel an nationalem Elemente. Bernhard selbst befreite sich so eben erst von dem unnationalen Irrthume, welcher ihn unter die französischen Ränke hinein geführt hatte, und erkannte doch nicht, daß dieser deutsche Schweizer der eingefleischte Vertreter dieses unnationalen Wesens war. Erlach war kein voller Deutscher; seine Heimath gehörte nicht zum Reiche, sein Sinn war in nationaler Hinsicht gleichsam neutral. Nun hatte er in zwanzigjährigem Kriege die schreiende Erfahrung gemacht, daß der protestantischen Sache der Stützpunkt eines großen Staates

fehlte; Frankreich bot jetzt, gleichviel aus welchem Grunde! diesen Stützpunkt, und so war er gründlich entschlossen, an diesem Stützpunkte fest zu halten. Dazu war er nicht ohne Habsucht. Sie fand ihre Rechnung bei großen Staatsverhältnissen wie Frankreich sie darbot, sie fand lockende Aussicht bei Ministern wie Richelieu und Desnoyers — das hatte Erlach jetzt in Paris deutlich erkannt. Denn er hörte in diesem Punkte sehr fein.

Deshalb rieth er zu einem Kriegsplane, welcher seinen Stützpunkt an der französischen Armee suchen und finden mußte.

Kurz, wie tüchtig er an sich war, Erlach war ein bedenklicher Mann neben dem Herzoge Bernhard.

Hatte Bernhard selbst doch eine Ahnung davon? Ehe er herunterstieg von der Citadelle, sah er eine Zeit lang schweigend auf Erlach. Dann deutete er gegen Südosten in die ferne Landschaft, und fragte ihn: — Ist jener Thurm da Mümpelgard?

— Ja, Herr Herzog. Die Wälschen nennen es Montbéliard, sowie sie dies Lüders Lure nennen.

— Mörshäuser! — fuhr der Herzog fort — nach Mümpelgard soll alle Beute geschafft werden, alles Getreide, alles Schlachtvieh; es wird unser Hauptmagazin, so wie dies Lüders unsre Pforte wird. Der Rheingraf wird dafür sorgen, daß beide Punkte fest in unsern Händen bleiben. — Ihr staunt, Erlach, weil Mümpelgard zu weit von Rheinau liege? Jeder Fuchsbau braucht eine Fluchtröhre.

Die Sonne ging unter hinter den Hügeln, welche die

Freigrafschaft vom Lande Bassigny trennen, und der Herzog schritt langsam von der Citadelle hinab. Die Generale und Obersten, welche ihm folgten, sahen erstaunt auf ihn. Warum so ernst, so gedankenschwer — schienen ihre Blicke zu sagen — nach so glänzendem Siege und beim Einmarsch in's deutsche Reich unter so viel versprechendem Plane?

Bernhard war wirklich gedankenschwer, und als sie unten in der Stadt angekommen waren, wo ein großes Gastmahl ihrer harrte, rief er Erlach bei Seite. — Setzt Euch zu Tisch — rief er den Uebrigen zu — und wartet nicht auf mich!

Er stand auf einem kleinen Platze in Lüders, der schon ganz in Dunkelheit gehüllt war, und sprach da absatzweise und in Pausen folgende Worte:

— Ihr baut zu fest auf die Franzosen, Erlach. Sie werden mir den Rücken nicht decken gegen den Lothringer. Sie wollen mich nicht über den Rhein lassen. Gerade deßhalb will ich's. Aber gerade deßhalb muß ich mir einen zweiten Zugang sichern, welcher den Rücken frei hat gegen die protestantische Schweiz. Rohan ist darüber eingeweiht. Eilt zu ihm nach Genf; geleitet ihn und die Seinen in die Nähe der Waldstädte. Wie er mir schon angedeutet, soll er seine Wohnung in Lenzburg nehmen. Dorthin komm' ich selbst, sobald eine Pause eintritt in meinen Operationen. Bereitet Alles vor mit Rheinfelden. Dieser feste Ort mit seiner Brücke muß unser werden. Dann laßt Euch unterrichten: wie weit die Unterhandlung gediehen ist mit Wiederhold auf Hohentwiel. Diese Festung muß ebenfalls unser

werden. Wiederhold ist mir und unsrer Sache ergeben. Versichert ihn, daß er auf mich rechnen könne in Noth und Tod. Und dann kommt zu mir nach Rheinau. In acht Tagen denke ich dort zu sein, in vierzehn Tagen mich festgesetzt zu haben. Halten wir's, so ist Nördlingen ausgewetzt, und ein Riesenschritt gethan. Halten wir's nicht, so seid Ihr schuld mit Euren Franzosen, und unsre Sache geräth in Lebensgefahr. — Auf Wiedersehen in vier Wochen. Die werdet Ihr brauchen, um Euch nach und von Hohentwiel durch die kaiserlichen Posten durchzuschleichen. Sie werden wohl alle nach dem Rhein stürzen, sobald sie von meinem Uebergange bei Rheinau hören, und Ihr werdet den Weg frei finden. Natürlich auch rückwärts über die Waldstädte. Ade!

Der Herzog ging in das erleuchtete Haus, wo seine Officiere schmaus'ten.

Am andern Morgen brach er auf zu dem gefährlichen Zuge, welcher den nur noch unter Aschenhaufen glimmenden deutschen Krieg neu entzünden, die Fahne der Protestanten wieder hoch erheben, den Fahnenträger aber auch mit seinem kleinen Heere in den Untergang führen konnte.

II.

Im Hochsommer des Jahres 1637 wurde dieser Heereszug ausgeführt, welcher ganz Europa in Allarm setzte.

Aus den burgundischen Bergen stürzte sich ein kleines Heer herab in die ebene Abdachung des Elsasses, stürmte Ensisheim und erschien am Rheinstrome — aller Welt zur Ueberraschung. Denn die Welt wußte kaum etwas von den Gefechten, welche in den Thälern und auf den Bergen der Freigrafschaft und Hochburgunds vorgefallen waren, für die Welt war der einst so gefürchtete Feldherr Bernhard von Weimar so gut wie verschollen.

Jetzt erschien er plötzlich, wie aus einer Wolke hervorspringend, auf deutschem Boden, überbrückte mit Straßburger Schiffen die Rheinarme zwischen den Inseln bei Rheinau, drang hinüber bis an's rechte Ufer, und befestigte sich gleichsam im Handumkehren, Tag und Nacht arbeitend, so nachdrücklich und so furchtbar, daß die österreichischen Vorlande des Breisgaus im Herzen gepackt und von Erwürgung bedroht erschienen.

Der deutsche Krieg flammte von Neuem auf wie vor acht Jahren, als Gustav Adolph auf der Insel Usedom gelandet war.

Und auf welchem Hintergrunde geschieht das? Welcher Hintergrund rückt ihm nach? fragte man sich erschreckt in Wien, in Madrid, in Brüssel. Tritt Frankreich offen ein in die Heereslinie gegen den deutschen Kaiser?

Wer wußte das! Zu Paris selbst wußte man es nicht. Dort war man fast ebenso erschrocken wie in Wien und Madrid.

Nur der König zeigte sich erfreut. Er war nicht eingeweiht in die Bedenken und Hintergedanken seines Ministe-

riums; er betrachtete den sächsischen Herzog als seinen Feldherrn; ihm gefiel das kühne Unternehmen, die glänzende Waffenthat.

Richelieu war betäubt. Die großen Schritte gehörten nicht zu seiner Politik gegen das deutsche Reich; die offenen Schritte wenigstens gewiß nicht. Sie brachten zu große Konsequenzen mit sich. Der Rhein! der Rhein! Bis an den Rhein! Das war wohl sein idealer Wunsch. Aber damals war das ein sehr idealer Wunsch. Lothringen, Elsaß und Hochburgund lagen noch unfranzösisch dazwischen — der Schritt war zu weit, zu haltlos. Und so wie Richelieu den Herzog Bernhard kennen gelernt hatte, war dieser Zug bis über den Rhein keineswegs im Sinne und Interesse Frankreichs unternommen. Im Gegentheil! Dieser Bernhard befreit sich von uns! rief Richelieu, er errichtet sich mit dieser Eroberung eine selbständige Macht, und schiebt uns zurück!

— Was thun? — Abwarten! Die Unterstützung versagen.

Die dritte Macht in Paris, die geistliche, die jesuitische wußte allein, was sie wünschen und wollen müßte. Sie war in Desnoyers verkörpert.

Dies kleine graue Männchen schritt an einem warmen Augustabend langsam unter den Bäumen der place royale umher. Er hatte sich dort ein Stelldichein gegeben mit Doctor Blandini, welcher immer noch in Paris verweilte, von der Königin und von Richelieu in Anspruch genommen.

Der Doctor ließ auf sich warten. Desnoyers setzte sich

auf eine Bank zwischen den Bäumen, und unterhielt sich mit Betrachtung der hübschen Bürgermädchen, welche da herum schlenderten, und unter welchen sich Louison hervorthat. Sie hatte nicht vergessen, daß ihr Courmacher da drüben auf seine Mutter gedeutet hatte, sie hatte sich erkundigt, und war ganz im Klaren, daß er der Sohn des schwedischen Gesandten, und in den Krieg gezogen wäre in unmittelbarer Nähe des Herzogs Bernhard. Er war ihr doch recht interessant jetzt der wunderliche gelbe Kavalier mit seinen gutmüthigen Augen, und sie ging jetzt öfters hier auf der place royale spaziren. Vielleicht kam er doch einmal zurück. Oder vielleicht machte sie doch einmal die Bekanntschaft dieser holländischen Mutter, welche selbst auf den Markt ging zum Einkaufen, obwohl sie eine Gesandtin war. Auch den Vater, den Herrn Gesandten selber kannte sie bereits. Das heißt äußerlich. Gesprochen hatte sie ihn noch nicht — und so eben kam er unter den Bäumen daher, um in sein Haus hinüber zu gehen.

Sie sah, daß Herr Hugo de Groot neben dem kleinen Graukopfe, der auf einer Bank saß, stehen blieb, und sie veranlaßte ihre Begleiterin sich in der Nähe niederzulassen. — Es sind vornehme Herrn — flüsterte sie ihrer Begleiterin zu — man hört da immer was Apartes!

Das war auch so. Grotius hatte neueste Nachrichten vom Kriegsschauplatze am Rheine, und erzählte sie Desnoyers. — Mörderische Kämpfe, Kämpfe Mann an Mann wie im Mittelalter — sagte Grotius — geschehen dort auf den Inseln und in den Wasserlöchern des Rheins. Der

wilde Johann von Wörth, der bayrische Feldhauptmann, ist der erste gewesen, der auf den Herzog Bernhard losgefahren ist wie eine Furie. Es ist grimmig hergegangen, schwimmend sogar haben sie sich wie im Zweikampfe herumgeschlagen. Mein Sohn hat mir die merkwürdigsten Einzelnheiten geschrieben, er ist fast immer dicht neben dem ritterlichen Herzoge, und es regnet da Tod und Wunden. Das Letzte war, daß der Wörth einen Schuß durch Hals und Kopf bekommen, und daß der Herzog sich wie ein Löwe behauptet hat. Man erwartet, daß er nun um sich greifen, und nächstens vor Breisach rücken werde.

— Ja, 's ist ein mächtiger Kriegsmann! — sagte Desnoyers — und Euer Sohn ist in guter Schule. Der wird auch ein Josua werden.

— Ist nicht meine Absicht. Betracht' es nur als Lebensschule. Hab' ihn mit meiner Frau zu friedlicher Laufbahn bestimmt, und denke, ihn bald heimzurufen. Guten Abend, Excellenz!

— Auf Wiedersehen, Herr Ambassadeur! Danke für so wohl klingende Mittheilungen.

Sie klangen ihm, diese Mittheilungen, abscheulich, sie klangen ihm entscheidend. Er war nicht bloß französischer Minister, er war dem großen Orden zugetheilt, welcher den Untergang der Ketzer zu seiner Aufgabe machte. Er wußte, daß dies erfolgreiche neue Auftreten des sächsischen Herzogs durchgreifende Befehle bringen würde gegen die Existenz dieses sächsischen Herzogs. Unwillkührlich richteten sich seine Blicke auf die Fenster neben dem Hause, in welches de Groot

schritt. Dort am Mittelfenster saß Ludmilla, und sah über die grünen Bäume hin, unter denen das graue Männlein saß. Er hatte vor, sie aufzusuchen, sobald er Blandini gesprochen. Er wußte, daß dort oben die Parole für ihn ausgegeben werden sollte, eine Parole, welche ihm wichtiger war als ein Beschluß der französischen Regierung. Norbert von Zierotin wurde heut Abend dort oben erwartet. Er war seit Monaten abwesend von Paris. Er war wieder in Madrid. Von dort wurde er heute Abend erwartet. Ihm mußte die Mittheilung de Groots getreulich erzählt werden; ihm ordnete sich der französische Minister unter; denn dieser österreichische Edelmann vertrat eine größere Macht als die Macht Frankreichs.

Zu Herzen nahm er sich's übrigens nicht der kleine graue Minister, daß es sich nun um die Tödtung des ketzerischen Herzogs handeln würde. Wer einer großen Verbrüderung angehört, der überläßt den Häuptern dieser Verbrüderung die Verantwortung, der überläßt ihnen sein Gewissen. Ein Geschäft werde vorliegen, ein Geschäft wie ein anderes. Der Herzog, täglich unter Kugeln und Schwertern, sei ja alle Tage dem Tode ausgesetzt! So oder so — das Resultat sei dasselbe. Man müsse nur dafür sorgen, daß die Handlung selbst undeutlich verbleibe, um üble Nachrede zu vermeiden. Und Blandini sei der Mann für solche Undeutlichkeit und Unscheinbarkeit.

So blickte denn Desnoyers trotz so mißlicher Gedanken mit leiblichem Behagen auf die beiden hübschen Mädchen, auf Louison und ihre Begleiterin, welche in seiner Nähe

standen, und dem verschwindenden alten Grotius nachschauten. Sie gingen dem alten Herrn nach, und Desnoyers, welchen das weibliche Geschlecht lebhaft beschäftigte wie kümmerlich auch sein alterndes Körperchen sein mochte, sprach leise vor sich hin: Sollte der alte Ketzer auch noch —

— Liebesabenteuer pflegen? — ergänzte eine Stimme neben ihm den angefangenen Satz.

Doctor Blandini stand neben ihm. Desnoyers hatte die Seelenruhe, Blandini neben sich auf die Bank einzuladen, und des Gründlichen mit ihm zu verkehren über die Liebesfähigkeit alter Männer, ehe er zu dem Thema überging, um dessen willen er den Doktor berufen, und welches die Kleinigkeit einer Ermordung in sich begriff.

Sie hatten schon eine halbe Stunde dagesessen, der neue Mond, welcher vom Horizonte aus einen Lichtschimmer auf den Platz geworfen, war verschwunden, und es war ganz dunkel und leer unter den Bäumen, als Desnoyers mit der Frage darauf einlenkte: — Ihr wißt, daß Herr von Zierotin für heute angekündigt ist?

— Ja — antwortete Blandini — es ist mir heute Mittag angekündigt worden, noch ehe ich die Bestellung von Eurer Excellenz erhielt. Sie hängt wohl mit Zierotins Ankunft zusammen?

— Allerdings. Zierotin bringt Aufträge der Oberen. Sie billigen gewöhnlich was Olivarez anordnet, und Zierotin kommt aus Madrid, kommt von Olivarez. Ich zweifle nicht, daß man sich entschlossen hat, ein Ende zu machen mit

dem gefährlichen Manne. Und ich weiß, daß Ihr, lieber Doktor, schon früher die Aufgabe übernommen.

— Uebernommen? Das ist zu Viel gesagt. Ich wäre gern damit verschont!

— Verschont? Das glaub' ich. Wir sind Alle faul, und möchten lieber bloß genießen. Aber wir stecken Alle in der großen Tretmühle, wir müssen gern oder ungern ihrem Umschwunge fo'gen. Wollen wir's nicht, wollen wir zurückbleiben, so zermalmt uns der Mechanismus der großen Mühle eben erbarmungslos. Und Ihr seid so geschickt! Ihr wißt Eure Aufgaben so hübsch zu verfeinern! Dazu wollt' ich Euch Hilfsmittel an die Hand geben. Ich habe als Minister nichts damit zu thun. Unser König wie unser Premier würden kaum Ja dazu sagen. Nur der alte Desnoyers kann Euch behilflich sein durch — Nachweise, durch Zuweisungen. Da ist zunächst ein Herr von Mitzlau im Gefolge des Mannes. Herr von Zierotin hat mir ihn damals vorgestellt und empfohlen. Später hat er wohl die Empfehlung zurückgenommen, weil der Mitzlau sich nicht bewährt habe, und eigne Ziele verfolge, ich glaube eine Versöhnung des „Mannes“ mit dem Kaiser. Aber solche Versöhnung halte ich für chimärisch. Der „Mann“ ist zu sehr Ketzer und zu ehrgeizig. Wie Dem aber auch sei, der Mitzlau ist ein Agent gegen ihn, und wenn er, wie ich nicht zweifle, scheitert, so braucht er doppelten Anhalt. Bringt ihm freundliche Worte von mir und die Versicherungen meiner Unterstützung, sobald er deren bedürfe. Dies wird ihn

Euch nähern. Wenn auch nur für Unverfängliches. Denn über Euer Ziel dürft Ihr ja doch nichts ahnen lassen.

— Um Gotteswillen nicht!

— Dann ist ein Schweizer, Erlach geheißen, neben dem „Manne". Der wird standhaft für ihn wirken, so lange Aussicht auf Erfolg vorhanden ist. Stirbt aber der „Mann", dann kann die Habgier dieses Schweizers Euch zu statten kommen. Wir werden sie befriedigen, und er wird Euch im Nothfalle schützen aus Gefälligkeit für uns. Ihm also sagt, daß ich ihn begrüßen lasse, daß ich Euch empfehle. Ich werd' es bestätigen bei gelegentlicher Zuschrift. Am Besten bei einer Geldsendung. Denn diese ist ihm die Hauptsache. — Alsdann — Ihr werdet nicht direkt zu dem „Manne" gehen wollen —

— O nein!

— Ihr werdet einen Umweg suchen —

— Allerdings!

— Ihr braucht einen nahen und sichern Aufenthaltsort, eine Zufluchtsstätte. Die nahe Schweiz muß ihn bieten. Die Kantone in der Mitte sind fest katholisch, und in Luzern haben wir sichre Leute. Zierotin muß Euch dahin sichre Anknüpfungen des Ordens geben; ich unterrichte unsern Agenten dort. Er wird Euch ansprechen, und Euch die Hand bieten. Schlagt in Luzern Euer Hauptquartier auf. — Ah — unterbrach er sich — da erscheint Licht in den Fenstern der Lady! Gehen wir hinauf, und erwarten wir dort den Herrn von Zierotin. — à propos! Vor der Lady kein unbedachtes Wort von dem „Manne!" Sie ist neuerdings kurios

excentrisch in Betreff desselben. Eine germanische Sympathie rumort in ihr. Wenn sie nicht eine schöne Frau wäre, so stünde sie in Gefahr, langweilig zu werden. Ihr Liebhaber, Herr von Zierotin, wird nicht sehr erbaut von ihr sein, er wird sie sehr verändert finden. Man muß eben die Weiber nie so lange allein lassen; sie verfallen dann immer auf Dummheiten. — Steigen wir hinauf!

Desnoyers hatte ganz recht gesehen. Ludmilla war seit ihrer Scene mit Herzog Bernhard verändert. Alle die Wandlungen, welche sie zum Glaubenswechsel geführt, erschienen ihr jetzt in falbem, ungünstigem Lichte. Die Welt ihrer Jugend und ihrer Heimath war ihr mächtig vor die Seele getreten in der strengen Haltung Bernhards, und der abwesende Jaromir stand seitdem verwandelt vor ihrer Einbildungskraft. Ihre Phantasie brachte jetzt immer wieder den Pater Norbert vor ihre Augen — sie fürchtete sich vor seiner Wiederkehr. Und Eins hatte sich wunderbar in ihr verdichtet: der Argwohn, daß man irgend etwas Gewaltsames vorhabe gegen den deutschen Herzog. Alle Aeußerungen Norberts, Blandinis, Desnoyers' über Bernhard und dessen Zukunft, Aeußerungen kleinster Art mitunter, waren in ihrem Gedächtnisse aufgetaucht. Sie gingen zurück bis auf Bernhards erste Ankunft in Paris, und es waren zufällige und unwillkührliche Aeußerungen zahlreich darunter. Aber eben weil sie zufällig und unwillkührlich gewesen, erschienen sie ihr jetzt wichtig, und bestätigten jetzt ihren Argwohn, daß der Herzog durch geheimnißvolle Schritte gefährdet sein könnte.

So war es ihr nicht entgangen, daß Desnoyers die großen Siegesnachrichten über Bernhard mit einem wunderlichen Lächeln begleitet hatte. So war es ihr heute Abend von düsterm Effekte, daß der Diener Desnoyers und den Doktor Blandini meldete. Jaromir hatte ihr geschrieben, daß er heute Abend in Paris einzutreffen, und in ihrer Wohnung abzusteigen gedächte — und da erschienen auch schon Desnoyers und Blandini bei ihr! Blandini besonders, welcher höchst selten bei ihr zu sehen war.

Unheimlich muthete sie der Eintritt dieser beiden Männer an. Ernst und ängstlich begrüßte sie dieselben, und Desnoyers mußte die ersten Kosten des Gespräches tragen. Denn auch Blandini, der sonst so behagliche, war schweigsam und zerstreut.

Dazu drang eine schwüle Nachtluft in's Zimmer durch die offenen Fenster. Es war ein drückender Zustand, welcher Desnoyers in seiner Meinung bestärkte, daß mit dieser Lady eine absonderliche Wandelung vorgegangen sein müßte.

Er athmete auf, als Geräusch im Vorzimmer entstand, als die Thür auf ging, und Jaromir von Zierotin auf der Schwelle erschien.

Aber der drückende Zustand erhielt durch Jaromirs Eintritt nur eine andere Färbung, er erhielt keinen anderen Charakter.

Ludmilla blieb festgebannt auf ihrem Sessel; sie begrüßte ihren nach langer Abwesenheit zurück kehrenden Freund nicht, sie sah mit weit geöffneten Augen auf ihn, sie schien

zu beben, als er sich ihr nahte, und ihre Hand küssen wollte. Sie zog die Hand zurück, als fürchtete sie jede Berührung.

— Ihr seid nicht wohl, Mylady? fragte er.

— Nicht wohl! antwortete sie kaum hörbar.

Er selbst sah erschöpft aus. Angestrengt war er gereis't während der heißen Jahreszeit von Madrid bis Paris. Sein Antlitz war gebräunt, aber die dunklere Farbe verschönte ihn nicht, sie vergröberte nur die Furchen der Leidenschaft in seinen Zügen. Staub lag auf dem dunklen Haare und dem jetzt ungepflegten Barte. Sein ermüdetes Auge hatte nicht die Kraft, die Welt von Bosheit in ihm zu beherrschen und durch geistiges Leben zu beglänzen.

— Wie hast Du je — dachte Ludmilla — auf diesen Mann günstig blicken können?! Und muß nicht Alles falsch sein, was Du von ihm angenommen?!

Jaromir wurde von diesem Eindrucke wenig gewahr. Er warf sich ermüdet in einen Lehnsessel. Er wurde auch nicht gewahr, daß Desnoyers seine niederhängenden Augenlider ungewöhnlich aufriegelte, und den Blick von ihm auf Ludmilla zu lenken suchte, gleichsam mit den Augen flüsternd: Gieb Acht! Nimm Dich in Acht!

Die verhüllten Kerzen, welche in den Zimmern Ludmillens eingeführt waren, kamen ihr jetzt zu statten: Jaromir sah nicht deutlich genug, um Physiognomieen zu erforschen.

Er beklagte sich über die Last dieser eiligen Reise.

— Warum seid Ihr geeilt bei dieser Hitze? sagte Ludmilla.

— Warum? Wißt Ihr denn nicht was vorgeht? Bleibt

denn Paris hartnäckig zurück hinter Madrid in diplomatischer Kunst? Wahrhaftig, jetzt stehen doch die Zeichen dick genug am Gesichtskreise! Es sieht ja aus, als hätten wir umsonst gearbeitet seit dem Prager Fenstersturze, und als müßten wir ganz wieder von vorne anfangen. Der deutsche Krieg fängt ja von vorne an durch dieses siegreiche Vordringen des sächsischen Herzogs!

— Das meint Olivarez? fragte Desnoyers.

— Das meint er; das meint die ganze hohe Schule der Staatskunst in Madrid, und Eurem Richelieu hat man vor, den Kardinalspurpur abzureißen, denn er liefert Geld und Waffen für den Feldzug am Rheine. Diesen Richelieu wird man —

— Mäßigt Euch — unterbrach ihn Desnoyers — ich bin sein Kollege, und Ihr genießt nur Gastfreundschaft in Frankreich. Auch thut Ihr ihm hierin Unrecht. Bernhards Erscheinung am Rheine war für ihn so überraschend und bestürzend wie für uns alle. Verschonen wir übrigens die unwohle Dame mit trauriger Politik! Ihr selbst seid angegriffen, Euch thut Ruhe Noth. Also auf Wiedersehen!

Er stand auf, ging zu Ludmillen, um ihr die Hand zu küssen, und flüsterte Jaromir im Vorübergehen zu: ein Wort!

Jaromir begleitete ihn bis zur Thür. Dort sagte Desnoyers leise: Olivarez hat's beschlossen?

Jaromir nickte.

— Und die Oberen haben zugestimmt?

Jaromir nickte.

— Nehmt Euch in Acht vor der Lady! Sie ist verstört. Mir scheint ihre Bekehrung erschüttert. Sie darf nichts ahnen.

Er ging. Jaromir winkte Blandini, entschuldigte sich bei Ludmillen mit erschöpfender Müdigkeit, und verließ ebenfalls das Zimmer. Blandini folgte ihm nach der kleinen Wohnung hinüber, in welche Medardo das Reisegepäck schon gebracht hatte.

Ludmilla stand schwer athmend allein in dem großen Gemache. — An Blandini heftete sich ihr Sinn. Sie erinnerte sich deutlich einiger cynischer Aeußerungen, wenn Jaromir und Blandini nach Tische gescherzt hatten. — Dieser Doktor ist das Instrument, das gefährliche! — flüsterte es in ihr — warum nähm' er ihn jetzt mit sich?! — Das mußt Du erfahren!

Hastig schritt sie in's Nebenzimmer. Vorsichtig und leise öffnete sie die Thür zum nächsten. Dies Zimmer stieß an die kleine Wohnung Jaromirs. Hier konnte sie vielleicht ihr Gespräch hören.

Jaromir war eingedenk gewesen, daß er damals in seinem Schreibzimmer die Reden Rohans drüben gehört hatte. Er trat also mit Blandini in's Schlafzimmer. An dies stieß unmittelbar dasjenige, in welchem Ludmilla horchte. Er war aber auch eingedenk der Worte, welche ihm Desnoyers zugeflüstert über Ludmillen. Sie sollte „nichts ahnen". Er sprach leise.

Medardo war fortgeschickt; Jaromir entkleidete sich, und legte sich in's Bett. Blandini mußte sich zu ihm setzen.

Jetzt wurde das besprochen, was der deutschen Geschichte, ja der europäischen Geschichte eine unerwartete Wendung geben sollte.

Ludmilla strengte umsonst ihr Gehör an — sie verstand kaum einzelne Laute.

Eine Viertelstunde hatte sie in so peinlicher Spannung ausgeharrt, und eben wollte sie in ihr Zimmer zurückkehren, da wurde das Gespräch im anstoßenden Schlafzimmer mit einem Male laut, es steigerte sich zum Zank, und sie verstand die Worte Blandini's: — Zumuthung — mitten unter seinem Heere — man zerreißt mich ja! —

Jaromir mochte ihn bedeutet haben, die Stimme zu dämpfen; sie verstand nichts weiter.

Aber sie meinte, genug zu wissen. Sie ging in ihr Zimmer.

Dort umher gehend, und nur manchmal erschöpft sich in einen Lehnsessel fallen lassend verbrachte sie die ganze Nacht. Eine furchtbare Nacht der Prüfung und Reue.

Das Antlitz und Auge des Jugendgeliebten, Hansens von Starschädel, wurde der Spiegel, vor welchem diese Prüfung und Reue sich abspielte. „Junge Freudenmädchen, alte Betschwestern“ war der fürchterliche Refrain, welcher durch all ihre Betrachtungen hindurch schwirrte wie der Mißton einer verstimmten Saite.

Als der Tag heraufdämmerte, faltete sie die Hände, und betete sie das Vaterunser, wie sie es einst an jedem Abende ihrem Vater hatte vorbeten müssen.

Sie war ruhig geworden; sie schloß die Fenster, und verhüllte sie. Dann suchte sie ihr Lager, auf einen kurzen Schlummer hoffend.

Sie hatte Entschlüsse gefaßt. Im Laufe des Tages wollte sie ihren Nachbar, den schwedischen Gesandten aufsuchen, und ihm Mittheilungen machen für Herzog Bernhard. Dann wollte sie abschließen mit ihrem jetzigen Leben, und nach Deutschland zurückkehren.

Was sind unsre Entschlüsse?! Absichten, weiter nichts. Ein Lüftchen kann sie verwehen.

Der nächste Mittag kam heran, und als bis dahin Ludmilla kein Lebenszeichen von sich gegeben, trat ihre Dienerin in's Zimmer und an's Bett. Ludmilla lag besinnungslos in hitzigem Nervenfieber. Der herbeigerufene Arzt war Blandini. Er zuckte die Achseln, und erklärte: die Natur selbst müsse helfen; die Kranke sei nur zu hüten. Denn Delirien heftigster Art würden eintreten, das Nervenleben der Lady erscheine tief zerrüttet. Wenn die Lebenskraft all die bevorstehenden Stöße überdaure bis zum Eintritt der kälteren Jahreszeit, so werde die frischere Luft vielleicht eine langsame Genesung möglich machen.

Er stand allein mit Jaromir an ihrem Bette, als er dies aussprach, und Ludmilla war ihm dergestalt aus der Reihe der Lebendigen und Verständigen ausgeschieden, daß er dicht neben ihr von seiner Reise nach Luzern sprach und von den Mitteln, unscheinbar in die Nähe Bernhards zu gelangen. Sie

vernahm nichts davon, und ihre Gegenwirkung war in einen dunklen Abgrund gefallen.

Der Herbst flog rauh auf Thal und Höhen im Jahre 1637. Ein scharfer Winter schien bevorzustehen.

Die schon damals zahlreichen Obstgärten in der Schweiz wurden zeitig kahl, die Laubholzränder oberhalb der Matten wurden zeitig gelb und roth, und stachen malerisch ab von den schwarzgrünen Nadelhölzern auf den Höhen.

Die nordwestliche Schweiz, das Land von Aarau und Basel, welches die Aar durchströmt und der Rhein begrenzt, gleicht ganz und gar nicht den herkömmlichen Vorstellungen von der Schweiz. Hier giebt's keine hohen Berge, noch weniger Schneekegel und Gletscher. Hier giebt's nur Hügelland, von zahlreichen kleinen Waldungen beschattet. Aber auch hier wehte in diesem Jahre der Wind zeitig rauh und kalt durch das Thal der Aar.

Unweit der Aar im Städtchen Lenzburg hatte sich die Rohansche Familie mit Eintritt des Herbstes niedergelassen. Verkleidet und vorsichtig war Herzog Heinrich bei nächtiger Weile aus Genf geritten mit seiner Tochter und dem treuen Mathieu. Seine Frau mit der übrigen Dienerschaft war ihm erst nach einigen Tagen gefolgt. Sie hatte in Genf die Meinung erhalten wollen, der Herzog wäre noch da, als er mit Margueriten schon über Bern hinaus war. Die französischen Aufpasser hatten getäuscht werden müssen.

In Lenzburg waren sie zusammen getroffen. Hier hatte der Herzog ein Haus mit Garten dicht vor dem Städtchen gemiethet; von hier aus hatte er die Aufgaben betrieben, welche er für Herzog Bernhard übernommen hatte.

Die eine betraf Hohentwiel, die andere betraf die Waldstädte. — Diese Waldstädte am Nordrande der Schweiz waren Oesterreich unterthänige Orte, und waren militairisch von großer Wichtigkeit. Von Basel ostwärts am heftig strömenden Rheine gelegen war Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg bis Waldshut hinauf diejenige Landschaft, welche mit der neutralen Schweiz im Rücken den günstigsten Zugangspunkt bildete für einen kriegerischen Einbruch in's kaiserliche Deutschland.

In Lenzburg war Herzog Heinrich nur eine starke Tagereise entfernt von diesen Rheinstädten, und von hier aus konnte er leicht seine Verbindungen anknüpfen.

Diesen Angriffspunkt hatte er schon in Paris mit Bernhard besprochen. Es war also für ihn eine große Ueberraschung gewesen, als Bernhard plötzlich von der Seite des Elsaß bei Rheinau über den Rhein gegangen war und sich dort unterhalb Breisach unter blutigen Kämpfen festgesetzt hatte. Erstaunt und erschrocken hatte er dies vernommen, als er sich in Lenzburg niedergelassen. Erschrocken, weil er als sorgfältiger Stratege die Rückendeckung Bernhards für höchst gefährdet hielt, und den Franzosen nicht zutraute, daß sie diese Rückendeckung gegen die Kaiserlichen unter dem Herzoge von Lothringen durchführen würden. Erstaunt über die Kühnheit des Plans, über die Tapferkeit der Waffenthat.

Er fand die Durchführung genial. Und vor dem Kriegsgenius Bernhards beugte er sich. Er selbst war schon in vorgerückten Jahren, und war durch herbe Schicksale zu der Ueberzeugung gekommen: nur das gründlich Erwogene und das reiflich Vorbereitete, ja nur das dreifach Gedeckte sei im Kriege zu unternehmen. Aber er besaß eine so milde Seele, ein durch Erfahrung und Bildung so geläutertes Wesen, daß er Rechthaberei gar nicht aufkommen ließ in sich, und daß er an der Berechtigung eines mächtigeren Genius wie Bernhards gar nicht zweifelte.

Deßhalb hatte er von Lenzburg aus sogleich all seine Schritte dem neuen Plane Bernhards angepaßt. Erlach war zu ihm gekommen auf seinem Wege nach Hohentwiel, und mit ihm hatte er alle Maaßregeln vereinbart, welche nöthig waren, um Bernhard von Würtemberg aus Unterstützung zu verschaffen.

Das Alles war im Frühherbste schon geschehen. — Jetzt im Spätherbste waltete eine gedrückte Stimmung in dem Lenzburger Hause, welches Herzog Heinrich von Rohan mit Frau und Tochter bewohnte.

Dies einstöckige Haus lag auf einem kleinen Hügel tausend Schritte vor der Stadtmauer des Städtchens. Es war oben vor den Fenstern des ersten Stocks von einer hölzernen Gallerie umgeben, wie sie balkonartig jetzt noch zum schweizerischen Baustile gehört. Und auf dieser Gallerie saß in einem Lehnstuhle Herzog Heinrich.

Es war gegen Abend. Die Luft war grau, und nur selten flog ein bleiches Sonnenlicht aus einer Wolkenspalte

über die kleine Ebene, welche sich von Lenzburg westlich gegen die Aar hin erstreckt. Bäume und Feld waren von Rauchfrost wie mit Silber überzogen, und die Hügelwaldungen ringsum am nahen Horizonte waren wie weiß verzuckert. Halber Winter herrschte über diesem stillen Fleckchen Erde, und der Wind blies rauh vom Norden her. Er kam vom Schwarzwalde über den Rhein, und zischte grollend: ich bringe einen scharfen Winter.

Das war doch nicht angethan, um auf eine offene Gallerie zu locken, und dort ruhig zu sitzen! Herzog Heinrich war auch eingehüllt und zugedeckt mit Mantel und Pelz.

Er saß da nach Vorschrift des Arztes. Bei den ersten kühlen Herbsttagen war er öfters von einem unheimlichen Frösteln überfallen worden, das sich mitunter zum Schauerfrost gesteigert hatte. Auch warme Sonnentage, welche sich noch eingestellt, hatten dies Unbehagen nicht vertreiben können, und zweimal hatte sich eine leichte Ohnmacht eingestellt. Man hatte zu dem Schlusse kommen müssen, es sei dieser Zustand nicht die Folge der kälteren Jahreszeit, sondern eine Krankheit.

Die Herzogin hatte in Lenzburg, sie hatte in Aarau nach einem Arzte gefragt, sie hatte an eine sichere Freundin deshalb nach Paris geschrieben. In Lenzburg war gar kein brauchbarer Arzt gewesen, — ein kühner Barbier versah dort die Heilkunst — und von Aarau war einer gekommen, der sich keinen Rath gewußt für das räthselhafte Unwohlsein des Herzogs. Wohl aber hatte man in Aarau der Herzogin erzählt, daß neuerdings in Luzern ein italienischer Doktor

erstaunliches Aufsehen machte. Er verrichtete Wunderkuren, und wäre wohl auch leicht zu haben, da er viel herum reis'te, und Kräuter suchte auf den Höhen. Er wäre von Basel gekommen, wäre auch damals ein Paar Tage in Aarau gewesen. Doctor Blandini wäre sein Name.

Als nun wunderlicher Weise auch die Freundin aus Paris geschrieben: die Herzogin möchte sich doch an den berühmten Doctor Blandini wenden, welcher unter den Vornehmen in Paris außerordentlichen Ruf hätte und welcher jetzt in der Schweiz wäre — da hatte die Herzogin einen Boten und einen Brief nach Luzern gesendet, und den Doctor um einen Besuch in Lenzburg gebeten.

Sie wußte nichts davon, daß Blandini ein Parteiwerkzeug wäre.

Blandini war sogleich gekommen. Der Ruf war ihm sehr erwünscht gewesen.

Er hatte gezögert, in die unmittelbare Nähe Bernhards zu gehen. Im Elsaß war er gewesen, und hatte überall dafür gesorgt, daß sein Aufenthalt bekannt und besprochen würde. Auf die Krankheiten hatte er gerechnet, welche unter Bernhards Truppen in den feuchten Rheininseln ausbrechen würden — die Berufung zu Rohan war für ihn ein großer Schritt zum Ziele; denn er wußte aus Paris, daß Rohan und Weimar miteinander zusammenhingen.

Er hatte der Rohan'schen Familie sehr gefallen. Seine Sachkunde war so einfach, und stellte sich so einleuchtend dar.

— Das Unwohlsein des Herrn Herzogs — hatte er

gesagt — ist ein sehr seltenes. Es stammt aus der Seele. Geistige Ueberanstrengung, geistige Sorge, dauernder Kummer haben die Blutbereitung angegriffen, ich möchte sagen trocken gelegt. So ist die Blutbeschaffenheit ungenügend geworden, und aus diesem ungenügend lebendigen Blute entsteht die Kälte, entsteht der Nervenfrost, entsteht die Ohnmacht. Medizin hilft da nicht viel. Ich will zwar ein Getränk bereiten, welches dem Blute ein wenig zu statten kommt; aber die Lebensweise im Ganzen nur kann helfen. Das Gemüth muß möglichst frei erhalten werden von kummervollen Eindrücken, und der Körper muß der Luft ausgesetzt werden. Letzteres ist die Hauptsache. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang muß der Körper in freier Luft sein. Die Einsaugung atmosphärischer Luft ist das stärkste Mittel, die Blutbeschaffenheit lebensvoll zu machen.

Seit der Zeit war Herzog Heinrich vom Morgen bis zum Abende im Freien. Er ging und ritt umher, fast immer begleitet von seiner Tochter, welche mit großer Zärtlichkeit an ihm hing. Und wenn er müde war — was ihm leicht widerfuhr bei seiner geschwächten Lebenskraft — dann saß er auf der Gallerie, die Luft mochte noch so rauh, das Wetter noch so unbehaglich sein. Marguérite hüllte ihn alsdann in Decken und Pelze, damit er vor Erkältung geschützt wäre.

Die Folge gab dem Doctor Blandini Recht. Sein Zustand besserte sich.

Blandini machte sich selten. Jetzt war er einen ganzen Monat ausgeblieben. Er that dies aus weit blickender

Vorsicht: man sollte glauben, daß er die Anknüpfung nicht weiter betreibe als der ärztliche Dienst absolut erforderte. Wenn Bernhard davon erführe, so würde er sich erinnern, daß auch er immer Mühe gehabt, des Doctors habhaft zu werden.

Und in Betreff Bernhards hatte er sich ausbedungen, daß man ihm Zeit lasse. Man hatte ihm eingeräumt, daß die Beseitigung des deutschen Herzogs vielleicht nicht nöthig würde, wenn die Unternehmungen des Herzogs in's Stocken geriethen. Und jetzt hatte man seit länger als einem Monate nichts mehr gehört von Fortschritten, welche der Krieg auf der rechten Rheinseite gemacht hätte.

Auch Heinrich von Rohan war lange ohne Nachricht vom Kriegsschauplatze. Aengstlich spähte sein Auge durch die niedersinkende Dunkelheit, ob von der Aar herüber kein Bote erschiene.

— Marguérite! Marguérite! rief er plötzlich.

Springend kam seine Tochter aus dem Innern der Wohnung auf die Gallerie heraus.

— Strenge Deine jungen, frischen Augen an! Mich dünkt, das ist ein Reiter, der dort auftaucht zwischen den Obstbäumen!

— Es sind zwei, Papa! Und das große Thier des einen — richtig, das ist das schwarzbraune Maulthier des Doctors, das ist Doctor Blandini und sein Gehilfe. Siehst Du's?

— Ja, ja, jetzt erkenn' ich ihn. Ich hoffte freilich — —

— Aber Papa sei nicht undankbar! Der Rath des

Doctors hat Dir doch eine große Besserung zu Wege gebracht, und wenn vom Herzoge Bernhard so lang keine Nachrichten kommen, so denk' an das Wort der Mama: Unglücksnachrichten kommen mit dem Sturmwinde, gute Nachrichten kommen zu Fuß.

— Willkommen, Herr Doctor, sehr willkommen! — rief sie hinab, als die Reiter der Stimme erreichbar waren. Dann rief sie den Dienern im Hause zu, den Gästen gewärtig zu sein, und nahm dem Vater die schweren Hüllen ab, damit er leicht in's große Wohnzimmer wandeln könne.

Dort saß die Mutter bei heller Lampe, und schrieb. Sie führte die große Korrespondenz des Herzogs, seit dieser genöthigt war, den ganzen Tag im Freien zu verbringen, und seit der Doctor ihm untersagt hatte, den Geist anzustrengen..

Nach einigen Minuten stand der feiste Blandini vor ihnen, und hatte den Puls des Herzogs in seinen Händen. Frau und Tochter hingen am Auge, hingen am Munde des Arztes.

Blandini war ein Arzt von Welt. Er hatte die beste gesellige Bildung, welche zuerst und zuletzt lehrt: niemals zu erschrecken, nicht einmal zu überraschen. So erklärte er denn einfach, daß die Gesundheit des Herzogs merkliche Fortschritte gemacht habe, und ihrer völligen Wiederherstellung entgegen reise. Dazu müsse die Kost reichlich beitragen. Fleisch, so viel als möglich Fleisch müsse die Nahrung bilden. Rasch gebraten, mitunter roh, damit der thierische Saft unverstellt in die Blut bereitenden Gefäße übergehen könne.

— So wie ich neulich — schloß er — die Rippenstücke hier in der Küche behandelt habe.

Blandini war lecker, und verstand selbst zu kochen. Dabei war er mäßig und appetitlich — er hatte den Frauen bei seinen mehrmaligen Besuchen in allen Stücken gefallen, und die Frau Herzogin wollte sogleich Auftrag geben für das Abendessen, an welchem der liebenswürdige Doktor theilnehmen würde.

Das Haus war weitläufig, und war sorgfältig eingerichtet worden, damit an der vornehmen Rohan'schen Haushaltung so wenig als möglich vermißt würde. Des Herzogs selber wegen nicht. Er war einfach und anspruchslos. Aber die Herzogin war der vollen Formen ihres Standes, war des reichen Wesens bedürftig. Sie litt mehr als sie's zeigte von diesem unordentlichen Wanderleben.

Vor ihr war übrigens Blandini am Meisten auf der Hut. Sie stand seinen Zielen mehr im Wege als der wohlwollende und arglose Herzog. Dieser vermied es wohl als Staatsmann, auf Mittheilungen über Politik und Krieg einzugehen, aber er war nicht mißtrauisch. Die Herzogin dagegen war es. Sie hatte Blandini nie gefragt, ob er katholisch wäre, aber sie wußte es, und sie setzte den Gesprächen mit ihm stets enge Grenzen; in ihrer Gegenwart erfuhr er nie etwas Besonderes.

Es war ihm also erwünscht, daß er jetzt eine Zeit lang allein blieb mit dem Herzoge und seiner Tochter. Marguérite war ihm die ergiebigste Quelle für Nachrichten vom Herzoge Bernhard und dessen Heere. Sie war ganz unbefan-

gen und natürlich, und behandelte den Doktor, welcher ihrem geliebten Vater so heilsam, wie einen Freund des Hauses. Sie erzählte ihm in der Geschwindigkeit auch alles das, was der Vater nicht erzählt haben mochte, was er aber unbeschränkt hingehen ließ aus dem Munde seines Lieblings.

Binnen einer halben Viertelstunde war Blandini unterrichtet, daß es seit längerer Zeit an Nachrichten fehle vom Kriegsschauplatze, und daß man besorgt sei.

Diese Auskunft war ihm die willkommenste. Nun konnte er länger zögern mit seinem Angriffe auf das Leben Herzog Bernhards, und die zurück kehrende Herzogin fand ihn heiter und von bester Laune.

Man ging zum Abendessen in's nächste Zimmer unter so behaglicher Stimmung, als ob man auf dem Stammschlosse in der bretonischen Domnéné unter lauter Vasallen und ergebenen Unterthanen wäre. Zahlreiche Dienerschaft, welche die Herzogin herbeschieden, erleichterte diese Täuschung, und selbst der Herzog erschien heute getrost und heiter. Die tröstliche Zusicherung eines Arztes, zu welchem man Vertrauen hegt, verfehlt ihre Wirkung auch nicht auf den melancholischen Patienten. Haar und Bart des Herzogs war allerdings weiß geworden in der letzten Zeit, und das Antlitz wie die Hand war abgemagert. Aber das große braune Auge war wieder vom Schimmer seines guten Herzens belebt, und da er erst dem sechzigsten Jahre sich näherte, so glaubte er gern Blandini's Worte: daß er nur ein Stufenjahr zu überwinden habe, und bis zum Frühlinge überwunden haben werde.

Er hob sein Glas voll rothen Veltliners, welchen der Doktor empfohlen, und trank auf ein glückliches Neujahr, das ja nicht mehr fern sei — da neigte sich ein Diener zu seinem Ohre, und flüsterte ihm eine Meldung zu.

— Der junge de Groot?! — rief er — herein! herein! Das ist ein Bote des Herzogs Bernhard!

— Dietrich?! — rief Marguérite, und klatschte in die Hände.

Die Herzogin freute sich auch; aber sie hätte es lieber gesehen, wenn der fahrige junge Mann mit Berichten vom Kriege in besonderer Audienz vom Herzoge empfangen worden wäre, nicht in Gegenwart des katholischen Doktors — es war nicht mehr zu verhindern; Dietrich stand schon im Zimmer.

Er sah ganz gut aus, wenn auch mager. Das Haar war kurz geschnitten, der Bart war gewachsen, das Antlitz vom Wetter gedunkelt, der Anzug einfach und praktisch ohne Farbenprunk, die Haltung fest, die Stimme kräftig. Er benahm sich wie ein Kriegsmann, und — zum Erstaunen der Herzogin — wie ein Diplomat. Er platzte nicht wie sonst mit einer Erzählung heraus, sondern versicherte zunächst nur, daß der Herzog Bernhard sich wohl befände, und ihn mit besten Grüßen beauftragt habe für die herzoglich Rohan'sche Familie.

Die Herzogin benützte das. Sie nöthigte ihn, an der Tafel Platz zu nehmen, und sich mit Speis' und Trank zu stärken; sie schickte dann die Dienerschaft hinaus, und machte Anstalt, den Doktor und Marguériten ebenfalls zu entfernen.

Marguérite aber bat den Vater, dableiben zu dürfen, und da dieser freundlich mit dem Kopfe nickte, so hätte der Doktor allein fortgeschickt werden müssen, wenn er nicht selbst — er stand auch auf, um sich zu beurlauben. Er wußte zu gut, wie sehr ihm diese Enthaltsamkeit bei der Herzogin nützen würde. Aber das Naturel Dietrichs hatte seinen Bodensatz nicht verloren, er rief mitten im hastigen Speisen dem Doktor zu: Ihr seid der berühmte Doktor Blandini, den ich im Louvre gesehen?

— Derselbe.

— Also kein Franzos — fuhr Dietrich fort — dann könnt Ihr die Hauptsache schon hören. Sie ist nur für die Franzosen peinlich.

— Für die Franzosen?! — rief der Herzog.

— Allerdings! Sie haben sich schmählich benommen. Ich komme von Dellsberg im Sundgau, nicht weit von Basel, wo der Herzog Bernhard —

— Er ist nicht mehr auf den Rheininseln?

— O nein. Bei Zwingen und Dellsberg legt er sein zerstörtes Heer in die Winterquartiere.

— Zerstört? Er hat eine Schlacht verloren?

— Keineswegs. Wie ein Löwe hat er seine Rheinschanzen vertheidigt und erhalten. Aber das französische Heer, welches gegen den Herzog von Lothringen unsere Rückzugslinie decken sollte, hat seine Schuldigkeit nicht gethan, hat sich erbärmlich benommen. Gewichen ist es, immerfort gewichen ist es vor den Kaiserlichen unter dem Lothringer, und eines Morgens stand dieser vor Thann dicht in unserm

Rücken. Da blieb keine Wahl übrig. Auf der deutschen Seite vorzudringen waren wir nicht stark genug, und ohne Rückzugslinie kann kein Heer bestehen. Der Herzog übergab also dem General Manicamp die Rheinschanzen zur Bewachung und Vertheidigung, und wir bewerkstelligten unsern Rückzug auf der Elsasser Seite nach dem Sundgau herauf. Es war ein schweres Stück Arbeit. Unsere Leute waren von Krankheiten geschwächt, unsere Pferde waren gefallen wie die Fliegen. Die braven Reiter der Starschädel'schen Regimenter sind zu Fuß mit uns marschirt, und wir sind in so drohender Haltung marschirt, daß der Lothringer von Thann herüber — wir mußten ihm ja die Flanke bieten — gar keinen Angriff gewagt hat. Das Alles war übel genug, aber es war doch tüchtig. Aber wir waren kaum eingerichtet im Sundgau, da kam die Hiobspost! Johann von Wörth hat die Rheinschanzen angegriffen, und —

— Und?

— 's ist unglaublich! Die Franzosen sind von einer Feigheit gewesen, daß man roth wird darüber. Nur sechzig Deutsche vom Schmidtberg'schen Regimente haben mannhaften Widerstand geleistet und sich zusammenhauen lassen. Sämmtliche Franzosen aber haben ihr Leben geschont; sie leben alle noch. Johann von Wörth hat sie nicht einmal als Gefangene behalten wollen — er hat ihnen weiße Stäbe geben lassen, und ihnen unter schallendem Gelächter seiner Truppen gesagt: sie sollten nur getrost nach Hause pilgern, sie wären unschädliche Soldaten!

— Und die Rheinschanzen?

— Sind in den Händen der Kaiserlichen. — Herzog Bernhard sendet mich an Eure Hoheit zur Ueberreichung eines eigenhändigen Schreibens, welches ich hiermit abzugeben die Ehre habe.

Während Dietrich den Brief aus seinem Wamse hervorzog, und über den Tisch hinüber dem Herzoge Heinrich darbot, sprang Prinzessin Marguérite mit einem lauten Schrei von ihrem Sessel auf, und rief: Da ist er!

— Wer? Was? fragten erschreckt Alle.

Ein Mann war schweigend in's Zimmer getreten, und Marguérite, welche ihn zuerst gesehen, eilte diesem Manne entgegen.

Es war Herzog Bernhard.

In schlichter dunkler Tracht, welche in nichts den vornehmen Kriegsmann verrieth, stand er da, und streckte beide Hände dem herzuspringenden Mädchen entgegen. Glückselige Befriedigung, wie man sie nie an ihm erblickt, strahlte über sein Antlitz. Dies Entgegenfliegen Marguéritens mochte alle Träume seines Herzens erfüllen. Er drückte innig die beiden Hände Marguéritens, er sah tief in ihre Augen, und beeilte sich gar nicht die Andern zu begrüßen. Er bemerkte es wohl auch nicht, daß die lebhafte Begrüßung von Seiten Marguéritens sich wesentlich unterschied von der seinigen. Marguérite war völlig unbefangen dabei. Sie begrüßte einen werthen Freund, und fand rasch die Worte, daß dieser unerwartete Besuch ihrem armen Vater eine große Erquickung sei.

So war es auch. Herzog Heinrich war neu belebt, und wie ein kräftiger Mann schritt er herzu, und schloß Bernhard in seine Arme.

Dann begrüßte Bernhard die Frau Herzogin, und küßte ihr die Hand, und sah, und erkannte auf der Stelle den Doctor Blandini.

— Dies ist ja lauter Glück — sagte er — auch Euch, schlimmer Doctor, finde ich. Wie sehnlich hab' ich nach Euch ausgeschaut; Ihr aber kamt nicht, obwohl ich Euch dringend gebeten. Meine Truppen haben fürchterlich gelitten in den Wasserlöchern des Rheins, und die Seuche hat mir mehr hinweg gerafft als das Schwert des Feindes. Jetzt entgeht Ihr mir nicht mehr, Doctor, jetzt entführ' ich Euch selbst in mein Lager.

Und sich zu Herzog Heinrich wendend, setzte er hinzu: — Ich bin meinem Boten da auf dem Fuße gefolgt, weil mein Freund Starschädel ankam, und ich das Berittenmachen meiner Reiter den zuverlässigsten Händen anvertraun konnte. Ich wurde drüben entbehrlich, und mein Herz zog mich hierher. Ich komme auf unsere Pläne zurück, lieber Herzog, und will sie mündlich und gründlich mit Euch durchsprechen.

— Wir räumen den Platz! — rief die Herzogin.

Bernhard bat, daß dies nicht sofort geschähe. Eine Stunde in solchem Familienkreise sei für den Mann des Feldlagers ein gar zu seltner Segen.

So blieb man denn noch eine Zeit lang beisammen. Herzog Bernhard mußte speisen, und die Unterhaltung bewegte sich um persönliche Interessen. Marguérite belebte sie

durch die naiven Fragen und Bemerkungen eines jungen Mädchens, welche alle möglichen Einzelnheiten erklärt und geschildert haben will. Sie war durch ihren Vater ungemein unterrichtet über die Details von Krieg und Schlacht, und fragte so praktisch, daß Bernhard einmal um das andre ausrief: sie sei eine kleine Strategin von erstaunlicher Fähigkeit, und sollte mit in's Feld rücken bei guter Jahreszeit.

— Auch bei rauher Jahreszeit — entgegnete sie — ich mache mir gar nichts aus schlechtem Wetter. Fragt nur den Papa, wir reiten alle Tage aus, auch wenn es stürmt und schneit.

Sie saß zwischen ihrem Vater und dem Herzog Bernhard. Der Speisetisch war weggetragen, und die Gesellschaft saß im offenen Halbkreise, schwach beleuchtet von den Kerzen auf der fern gerückten Tafel. Das weite Gemach mit tief herab reichender Holzdecke stach in seiner schweizerischen Einfachheit wunderlich ab von den stolzeren Möbeln und den Teppichen, welche die Herzogin herbeigeschafft hatte. Herzog Heinrich nnd Herzog Bernhard saßen auf stattlichen Lehnsesseln, welche aus Paris nach Genf und von Genf nach Lenzburg gekommen waren, und zwischen sie hatte sich Marguérite ein gar bescheidenes Holzbänkchen des Schweizerhauses gerückt. Auf diesem thronte sie wie eine Fee, von welcher Strahlen der Anmuth ausgehn. Sie war jetzt schon gar lieblich entwickelt in Formen, welche der Rundung zustrebten und doch noch die jugendliche Schlankheit zeigten. Das feine Gesicht, früher gelblich blaß, war jetzt von leiser Röthe angehaucht, das Auge voll schelmischer Kraft, die

Stimme tiefer und sonorer, das dunkle Haar voller und lockiger. Ein blaues Tuchgewand schmiegte sich eng an den schlanken Leib, und die feinen weißen Hände begleiteten alle Aeußerungen mit allerliebsten Gesten. Der fröhliche Geist, welcher aus dem weitgeöffneten Auge blitzte und um den kleinen knappen Mund spielte, fiel wie Sonnenschein in Bernhard's Gemüth. Es kam ihm eigentlich kein wirkliches Liebeszeichen entgegen von ihr, es verbarg sich auch keins, denn die schmeichelnde Zärtlichkeit für den Vater war ächt und galt nur dem Vater — dennoch war Bernhard befriedigt und beglückt. Das Liebreiche genügt der ersten Liebe. Und von ihm ging es nicht aus, daß die spielende Unterhaltung beendigt wurde. Von der Herzogin ging es aus.

Sie wollte den Doctor entfernen, wollte ihrem Gatten das wichtige Zwiegespräch mit Bernhard ermöglichen. Sie entschuldigte ihren eigenen Aufbruch damit, daß sie in ungenügender Behausung Anstalt treffen müsse für die Unterkunft der Gäste, und so entführte sie Margueriten und nöthigte den Doctor und Dietrich, den beiden Herzögen das Gemach allein zu überlassen.

Marguérite reichte dem Herzoge Bernhard die Hand, und sprach:

— Auf Wiedersehn morgen bei Zeiten! Dann reiten wir aus und ich zeig Euch die Gegend. Ihr bleibt doch eine Zeitlang bei uns?

— Eine Zeitlang.

— Eine lange Zeit; jetzt ruht ja doch der Krieg. Hört

Ihr's, wie der Wind Eiskörner an die Fenster wirft? Eine lange Zeit also!

Bernhard küßte zum ersten Male die kleine Hand, und nickte bejahend.

Die beiden Herzöge blieben allein.

Blandini hätte wohl gewünscht, sein Schlafzimmer in ihrer Nähe zu haben, damit Medardo's feines Ohr ihre Pläne belauschen könnte. Es lag ihm daran, diese Pläne zu vernichten. Denn so lange Bernhard nicht siegte, so lange konnte Blandini seinen mörderischen Auftrag verschieben. Immerfort wünschte er das, obwohl er sonst gar nicht sentimental war. Gleichgültig tödtete er zu wissenschaftlichem Zwecke, wohl auch abgelebte Menschen. Sehr ungern aber ein kräftiges Geschöpf. Er hatte ein naturwissenschaftliches Gewissen. Es widerstrebte ihm, die Natur frech zu unterbrechen. Dazu kam die Furcht, solchen Mord mitten im Heerlager des Feldherrn bewerkstelligen zu müssen.

Beides, naturwissenschaftliches Gewissen und Furcht, hatten ihm einen eigenthümlichen Plan eingegeben. Jetzt, als ihn der Diener in's Erdgeschoß hinab führte, und dadurch jede Möglichkeit abschnitt, von der Unterredung der beiden Herzöge etwas zu erfahren, jetzt entschloß er sich, diesen Plan auszuführen. Denn jetzt war an kein Ausweichen mehr zu denken. Beruhard selbst wollte ihn mit sich nehmen; besser eingeführt zu werden konnte und durfte er nicht erwarten. Seine Operation mußte nun beginnen.

In dem großen Stubenraume unten, welcher ihm ange-

wiesen wurde, fand er seinen Begleiter, der halb für seinen Diener, halb für seinen Amanuensis, für einen untergeordneten ärztlichen Gehilfen galt. Blandini hatte ihn, der sehr viel Anstelligkeit zeigte, zu diesem Zwecke geschult. Es war Medardo.

In einem Winkel des weiten Zimmers saß er in sich zusammengekauert. Voll Sorge. Er wußte längst die Ankunft des Weimar; er wußte ebenso was diese Ankunft für den Doctor und für ihn zu bedeuten haben werde. Zehn Schritte von dem großen Wohnhause standen Stallungen. Dort hatte Medardo während man oben speiste, gespürt und geforscht bei den Begleitern des Herzogs Bernhard. Er war jetzt gewärtig, daß Blandini ihm ankündigen werde, was er zum Aergsten fürchtete.

Das that Blandini auch, indem er sich an einen Tisch setzte, und ein Fläschchen aus dem Mantelsacke zog.

Medardo schwieg auf die Ankündigung.

— Ich bitte um ein Glas Wasser! — sagte Blandini nach langer Pause. Und als Medardo langsam dasselbe gebracht, fuhr Blandini fort: — Und nun die drei leeren Fläschchen, die Ihr in Luzern eingepackt habt. — Ihr braucht nicht so niedergeschlagen zu sein, Medardo. Die Sache steht noch in weitem Felde. Der Mann ist keineswegs im Glück, sondern im Unglück. Zunächst droht ihm nichts von uns. Und wenn er in's Glück käme, so würde ihm das Schicksal nur vorsichtig und allmählig nahe treten. Wir würden wie Helfer erscheinen, keineswegs wie Thäter. Deshalb will ich die Fläschchen bereiten.

Das Letzte sprach er ganz leise. Die eigentliche Absicht war nie zwischen ihnen ausgesprochen worden. Aber Medardo war nicht im Geringsten im Zweifel, daß er und Blandini den Herzog von Weimar aus dem Leben schaffen sollten. Norbert hatte es ihm trocken gesagt.

Was Blandini jetzt meinte mit den Fläschchen, und daß sie beide wie Helfer und nicht wie Thäter erscheinen würden, verstand er nicht.

Er holte die Fläschchen. Es waren ihrer drei. Das zweite kleiner als das erste, das dritte kleiner als das zweite.

Blandini hieß ihn, eins nach dem andern mit Wasser füllen, so daß nur noch einige Tropfen Platz finden könnten, und sie ihm der Reihe nach zu reichen.

Dies geschah. Blandini ließ in das kleinste drei Tropfen aus seinem Fläschchen fallen, in das mittlere Fläschchen zwei Tropfen, in das größte Fläschchen nur einen Tropfen. Dann befahl er Medardo, sie fest zu verkorken, und auf die Korkstöpsel die Nummern 1, 2, 3 zu schreiben. 3 auf das kleinste, 1 auf das größte.

Medardo befolgte Alles maschinenmäßig. Er verstand nicht was der Doctor meinte und vorhätte; er fragte nicht einmal. Er war bis auf einen gewissen Grad verdummt. Von dem Momente an, da ihm Norbert die Begleitung Blandini's bei dieser Expedition auferlegt, und er sich selber klar gemacht hatte, daß ein Widerstreben und Versagen keine andere Folge haben könnte als seinen Untergang durch die hundertfältigen Arme des Ordens, von dem Augenblick an

gab er sein Leben verloren. Die Scene aus dem Nürnberger Lager, wo der Bartkonrad ihn unter den Händen gehabt, wo ihm Waldstein den Brei eingenöthigt, wich nicht mehr aus seinem Inneren. Er war durchdrungen davon: das tödtliche Strafgericht breche über ihn herein, und aller Widerstand sei vergeblich. Dies zehrte an seinem Leibe wie an seinem Gehirn. Er magerte ab, und die Spannkraft seines pfiffigen Kopfes ließ von Tage zu Tage nach, sein Verstand erschlaffte.

Blandini studirte diese Erschlaffung, wie er ein Kaninchen studiren mochte, mit welchem er Experimente machte. Er dachte auch schon daran, sich des verfallenden Burschen entäußern zu müssen, wenn sich die Kraftlosigkeit seines Wesens noch höher steigern sollte. Denn alsdann konnte Medardo als Mitwisser gefährlich werden, er konnte aus Schwäche ausschwatzen und verrathen.

Deshalb sagte jetzt Blandini zu dem unheimlich schweigsamen Gesellen flüsternd aber eindringlich: — Medardo, nimm' Dich zusammen. Du verstehst mich gar nicht, Du wirst geistesschwach durch Deine Furcht. Begreife doch! Es steht noch lange nichts bevor. Und wenn es endlich doch geschehn müßte, so werde ich Dich vorher fortschicken. Du kannst also ganz ruhig sein. Sprich ein Wort!

— Ach, Herr Doctor — entgegnete Medardo stöhnend — vor der Sache selbst fürcht' ich mich nicht so sehr. Ich hab ja viel durchgemacht, und die Absolution ist mir ja zugesichert. Ich fürchte mich nur vor einem einzigen Menschen, vor dem Satan, der hinter mir durch's Leben schreitet

mit Riesenschritten. Es ist ein Oesterreicher Namens Konrad, ein unbarmherziger Schlagetodt. Bei Wien hat er mich in's Feuer geworfen, neben Waldstein hat er mich vergiftet, und jetzt ficht er unter dem Weimar. Der Reitknecht drüben im Stalle hat mir vorhin auf meine Nachfrage erzählt, daß dieser Konrad schon seit längerer Zeit fort wäre vom Ketzerheere, und in Württemberg den Aufstand der dortigen Ketzer einzuleiten und zu leiten hätte, daß wir ihn also jetzt nicht träfen in der Umgebung des Herzogs. Augenblicklich also, Herr Doctor, bin ich wohl noch eine Weile brauchbar. Ich gehe mit und thue Alles was Ihr verlangt. Kehrt jener Satan aber zurück, dann steh' ich für nichts. Dann verlier ich Kopf und Herz.

— Dann entlaß ich Dich, Medardo. Sei getrost! Sammle Dich, und fasse Dich. Morgen vielleicht schon oder übermorgen reisen wir mit dem Herzoge znm Ketzerheere. Jetzt leg' Dich schlafen, und stärke Dich an meiner Versicherung: mein Kopf ist mir so werth als der Deine. Muß es geschehn, so wird kein Mensch ahnen, daß ich und Du schuld daran sind.

Am andern Morgen schien die Sonne. Der ganze Himmel war rein, die ganze Erde war weiß. Eine leichte Schneedecke breitete sich über Hügel und Thal, und die Winde hatten sich zur Ruhe gelegt. Ein frischer Winter war während dieser Nacht eingekehrt.

Vor dem Hause standen gesattelte Pferde, und aus der Thür traten die beiden Herzöge, Marguérite und Dietrich. Oben auf der Gallerie erschien die Herzogin, und sah zu, wie rüstig ihr Gatte sein Roß bestieg, wie artig Herzog Bernhard Margueriten die Hand als Steigbügel bot, und wie elastisch sich das Mädchen unter dieser Hilfe in den Sattel schwang. Das Blau der Kornblume war Margéritens Lieblingsfarbe geworden, es kleidete sie trotz ihrer matten Gesichtsfarbe sehr gut, und der zurückfliegende blaue Schleier war ein Schmuck, nicht ein Schutz. Sie bot ihr freies Antlitz der kalten Luft.

Die Mutter sah der berittenen Gesellschaft, die nach der Aar hinüber zog, lange nach. Sie war eine Frau, welche die Sorge pflegte. Es war tief gegen ihren Sinn, daß ihr Haus dem Vaterlande entfremdet würde durch die Stellung ihres Gatten, wenn sie sich auch beugte vor den Pflichten, welche ihren Gatten dazu nöthigten. Sie stimmte auch nur zögernd bei, wenn der Herzog — wie er heute früh gethan — auf Bernhard und Marguérite hindeutete wie auf ein Paar, welches sich allem Anscheine nach zusammenfände. Denn Bernhard wäre von einer so weichen und lieben Stimmung, daß man Herzenswärme erkennen müßte. Sie theilte nicht sofort seine Freude darüber. Denn sie sah darin zunächst, daß die unsichre Zukunft außerhalb der Heimath in's Unabsehbare verlängert würde. Mit einem Seufzer trat sie in's Zimmer zurück, als der Reitertrupp unter den Obstbäumen verschwand.

Herzog Heinrich von Rohan, in gewöhnlicher Umgebung

ziemlich sparsam mit seinen milden Worten, war sehr ausgiebig mit einem Manne wie Bernhard. Die halbe Nacht hatte ihm nicht genügt, Alles durchzusprechen was ihnen gemeinsam von Wichtigkeit war. Er hielt durch Fragen und Mittheilungen auch jetzt Bernhard an seiner Seite, als sie die Aar erreichten und am Ufer derselben abwärts gegen Norden ritten. Was sie vorhatten war denn auch von solcher Bedeutung und von solcher Nähe, daß Bernhard selbst, wie sehr es ihn drängte, Margueriten neben sich zu haben, dem Herzoge Heinrich sich ausschließlich widmete.

So kam die Unterhaltung Margueritens an Dietrich. Er wußte sie wenig zu benützen. Der früher so Redselige war stiller geworden, und Marguérite selbst drückte ihm ihr Staunen darüber aus.

— Ihr setzt mich in Verwunderung, Herr Dietrich — sagte sie endlich — Ihr seid gar nicht so lebhaft wie früher. Und doch habt Ihr eine so stattliche Laufbahn gemacht, seit ich Euch nicht gesehn, und mein Vater sagte heute Morgen, daß Herzog Bernhard Euch lobt. Wie kommt das?

— Das kommt daher, werthe Prinzessin — antwortete er mit einem melancholischen Lächeln — daß ich wahrscheinlich in eine falsche Laufbahn gerathen bin.

— Wie so?

— Ich habe allmählig entdeckt, daß ich nicht znm Kriegsmanne bestimmt bin.

— Ah? Ihr sollt aber immer in erster Linie in den Feind hineinstürmen.

— Ja, aber was kostet mich das! Es reibt mich auf. Durch das Hineinstürmen such' ich meine Einbildungskraft zu betäuben. Diese Einbildungskraft, sonst die Quelle all' meiner Freuden, ist jetzt die Quelle all' meiner Leiden. Wenn die Schlacht losgeht, so schreien tausend Stimmen in mir: Jede Kugel trifft dich!

— Warum nicht gar!

— Jeder Hieb, jeder Stoß, jeder Schlag gilt Dir! Und nun hör' ich die Kugeln pfeifen, die Hiebe sausen von allen Seiten, und will ausweichen, will mich decken nach allen Seiten, und gerathe in eine Hast und Pein, daß es eine Erholung wird, wenn ich die Augen schließen und mich in den dichtesten Feindeshaufen stürzen kann.

— Wunderlich! Ihr seid also nur aus Furchtsamkeit tapfer?

— Ich weiß nicht, ob Furchtsamkeit das richtige Wort ist. Einfachen Gefahren gegenüber bin ich eigentlich nicht furchtsam. Ich werde nur unruhig, wenn gar so viel Möglichkeiten der Gefahr vor meinen Geist treten. Dann fängt meine Phantasie dergestalt an zu arbeiten, daß ich mich selbst verliere. Ich gehe dabei zu Grunde. Seht mich nur an! Mein Gesicht ist eingefallen, mein Auge ist unstät, und ein nervöses Zittern schüttelt mich bei jedem unerwarteten Geräusch. Und was das Aergste ist, mein liebster Schatz ist mir in Gift verwandelt worden: eben meine Phantasie. Sie hat mir im friedlichen Leben die größten Freuden verursacht, sie stand mir stets zu Gebote für alle nur ersinnlichen Herrlichkeiten der Welt. Was hat sie mir nicht Alles verschafft!

Die glücklichsten Erfolge, die reizendsten Eroberungen, auch die Eure, Prinzessin.

— Mich habt Ihr erobert?

— Freilich! Eure Hand und Euer Herz und die ganze Rohansche Herrlichkeit.

— Wie habt Ihr denn das angefangen?

— Ganz ohne Mühe. Meine Einbildungskraft besorgte mir das und Aehnliches alle Tage. Sie machte mich zum glücklichsten Burschen. Und das ist doch eigentlich ein Triumph der Menschenseele über die gemeinen Grenzen der Wirklichkeit. Ein Kaiser oder König genießt seine Macht in viel geringerem Grade als ich sie genieße, der ich mich völlig in seinen Zustand versetze. Er hat doch mit allen Schwierigkeiten des wirklichen Lebens zu kämpfen, wie sehr er Kaiser und König ist. Ich dagegen übersehe die Schwierigkeiten und schwelge nur in den Vortheilen. Wahrhaftig, das Eine hab' ich jetzt gelernt durch meine Kriegserfahrung: das Beste und das Schlimmste auf Erden tragen wir in uns, und wenn wir ein dürftiges Leben führen, so ist's unsre eigne Schuld.

— Das versteh' ich nicht ganz.

— Ich will sagen: man muß sich eine Lebensbeschäftigung suchen, die unsern Anlagen entspricht. Dann mögen wir Glück oder Unglück haben, unser Inneres bleibt in einem gewissen Gleichgewichte, in einem gewissen Behagen, und entschädigt uns für Alles was außen mit uns vorgeht. Ja wohl! Und seit ich Euch dies Alles gesagt, liebe Prinzessin, seit ich — kurz, jetzt weiß ich auch, was ich thun muß, um

wieder glücklich zu werden. Ihr habt mir dazu verholfen.

— Das ist mir recht angenehm. Mir scheint aber, ich habe wenig dabei zu thun gehabt.

Ihr seid neben mir gewesen, Ihr habt mich angehört, und ich habe den Muth gehabt, Euch Alles zu sagen. Eine falsche Scham verhindert uns oft, die ganze Wahrheit zu finden. Euch gegenüber ist mir die unbefangene Offenherzigkeit der frühen Jugend wiedergekommen, weil wir unbefangen offenherzig mit einander sprachen vor drei Jahren, da Ihr noch ganz jung wart. Euch gegenüber hat mich die falsche Scham verlassen. Sie hat mich bisher gehindert, vor Jemand auszusprechen, daß ich die Courage eines Kriegers eben nicht besitze. Ihr glaubt mir, nicht wahr? daß ich trotzdem kein Wicht bin, nicht wahr? Ihr glaubt mir's?

— Ich glaube, daß Ihr ein eigner Mensch seid.

— Ein eigner, gut, ein eigenthümlicher. Mehr verlang ich auch nicht. Und nun hab' ich den Muth, mich durchzuführen als das was ich wirklich bin. Ich will nicht mehr scheinen was ich nicht bin. Und heute noch bitte ich den Herzog, mich ganz und gar nur so zu beschäftigen, wie es für mich taugt. Ich bin überzeugt, er wird's gleich merken; denn er hat meiner Tapferkeit immer mit einem bedenklichen Lächeln zugesehen, und wenn er mich gelobt hat, so hat er innerlich meinen Dienst in seiner Kanzlei gelobt. Neben dem etwas unsichern Kanzler Leder hab' ich wirklich gute Dienste geleistet. Da, mit Wort und Feder, da bin ich gar nicht unsicher, gar nicht unruhig, da bin ich in Wahr-

heit muthig und tapfer. Warum? Da bin ich in meinem Elemente. In solcher Thätigkeit bin ich aufgewachsen. Ihr, Prinzessin, seid viel mehr geeignet als ich, Krieg zu führen.

— Ah! Warum denn?

— Euer Vater ist Euer Ideal. In seinem Lebenskreise seid Ihr innerlich aufgewachsen —

— Das wollen wir ihm gleich sagen! rief Marguérite und setzte ihr Pferd in Galopp.

Die Herzöge machten ihr Platz zwischen sich, und sie erzählte allerliebst was ihr Dietrich eben mitgetheilt. Zu einigem Schrecken des heran kommenden Dietrich. Aber sie schilderte seinen Zustand so naiv und wohlwollend, daß er kein Gelächter erregte, sondern nur heitre Ausrufungen. Herzog Bernhard namentlich rief: er habe dies längst geahnt, und werde den leidenden Helden künftig so verwenden, daß er wieder zu vollen Backen und ruhigen Augen käme.

Marguérite brachte nun aber auch zur Sprache was Dietrich von ihr gesagt: daß sie kriegerisches Talent besitze.

— Das ist ganz gut gesehen von Herrn Dietrich — rief ihr Vater — strategisches Talent hast Du wirklich. Nicht bloß auf dem Schachbrette. Und das kannst Du unserm werthen Gaste sogleich beweisen. Er will einen Feldzugsplan entworfen sehen an der Aar abwärts nach Schwaben hinüber. Hier fließt die Aar, im Kopfe hast Du Ausweis genug von mir, so steh' Deinem Feldherrn Rede, und erwirb Dir einen höheren Grad in seinem Generalquartiermeister-Stabe.

Marguérite verlangte es gar nicht besser. Bernhard

auch nicht. Sie erklärte sich muthwillig bereit, und folgte ihm sogleich, als er auf eine kleine Erhöhung des Ufers deutete, wo weitere Uebersicht zu hoffen wäre. Lustig sprengte sie neben ihm da hinauf, während ihr Vater mit Dietrich im Schritt weiter ritt und das Thema über kriegerischen und bürgerlichen Muth zu erörtern begann. Der gute Vater sah dabei lächelnd dem fortsprengenden Paare nach, ließ aber Dietrich nicht im Geringsten merken, daß er nicht all seine Aufmerksamkeit dem Studium des Dietrich-schen Charakters widmete.

Marguérite war in der That befähigt in strategischen Dingen, und der Vater hatte diese Befähigung gepflegt. Er hatte immer, als wäre sie ein Sohn, über Bedingungen eines Gefechts mit ihr gesprochen, wenn sie neben einander über Land geritten waren, er hatte ihr, da sie verständig darauf einging, in leicht faßlichem Tone Grundsätze und Maaßregeln auseinander gesetzt, welche zur Kriegführung nöthig sind. Und sie hatte das Alles lebendig und verständig aufgefaßt.

Welch eine willkommene Ueberraschung für Bernhard! In seinem Fache die Geliebte zu examiniren und zu belehren! Und ihr zu schmeicheln für die erstaunlichen Vorkenntnisse, welche sie entwickelte! Und wie allerliebst naiv entwickelte sie dieselben, wie reizend altklug bestand sie darauf, daß man dies Thal der Aar um keinen Schritt breit verlassen dürfe, um gesichert in's deutsche Reich einzubrechen. Denn es führe ja geradeswegs dahin. Bei Waldshut falle

die Aar in den Rhein, und diese Waldstadt sei schon österreichisch, und werde gleich im ersten Anlaufe genommen.

— Aber sie liegt drüben auf dem rechten Ufer des Rheins — warf lachend Bernhard ein — wie kommen wir über den reißenden Strom hinüber, um sie im ersten Anlaufe zu nehmen?

— Wie? Ja, wir machen es wie Herzog Bernhard an der Saone! Wir schwimmen mit den Reitern durch eine Furth, und schneiden drüben dem Feinde die Rückzugslinie ab. Wenn er das merkt, reißt er aus, und wir sprengen von rückwärts in die Stadt.

— Wenn aber die Thore geschlossen sind?

— So schießen wir sie ein!

— Womit?

— Mit — ja so! Unsre Stücke sind noch auf der Schweizer Seite, wir haben blos Reiter —

— Allerdings!

— Nun, dann warten wir, und lassen alle Trompeter blasen, um die Waldshuter einzuschüchtern, und —

— Und?

— Und fragen den Herzog Bernhard, was für eine Kriegslist er in seinem erfinderischen Kopfe habe?!

Bernhard konnte sich nicht enthalten, nach ihrer Hand zu greifen, und unter glücklichem Lachen sie herzhaft zu drücken. Sie lachte mit, und da der Herzog sein Pferd dicht an das ihrige gedrückt, so waren sie sich Angesicht zu Angesicht ganz nahe, Auge an Auge — in dem einen Liebe, in dem andern Zutraulichkeit. Es folgte kein Kuß, es folgte nichts

weiter, dennoch war Bernhard wie von einem riesenhaften Schritte der Annäherung beglückt. Unschuldige erste Neigung ist ja die Bescheidenheit selbst, sie sättigt sich an Mondesstrahlen.

Es war aber auch nicht zu läugnen, daß Marguérite an diesem Morgen ihm näher zugeführt wurde. Sie hielt sich von jetzt an für seine Schülerin. Sie verlangte, indem sie weiter ritten, Belehrung und Belehrung über Alles, und in größter Geschwindigkeit. Und da sie wie ein junges Mädchen überall mit natürlichen, neckischen Bemerkungen den Lehrer unterbrach, und da Bernhard in überwallender Glückseligkeit auf alle abbeugenden Bemerkungen liebevoll einging, und als erfahrener Mann überall eine herzliche Bedeutung anzubringen wußte, welche von dem begabten Mädchen stets auf der Stelle, und immer sinnig aufgefaßt wurde — so öffnete diese lange Unterredung Beiden eine weite Pforte der Gemeinsamkeit.

— Prächtig! prächtig! — rief Marguérite — jetzt werd' ich von Wichtigkeit für meinen Vater und für Euch! Jetzt müßt Ihr mich in ernsthaften Dienst nehmen!

Und sie rief mit heller Stimme nach dem Vater hinab, der unten auf dem Wege neben Dietrich dahin ritt. Er lenkte herauf. Die Sonne schien hell, der junge Schnee blitzte, die Aar schäumte an schmalen Eisrändern, die stille Winterluft war von frischer Erquickung, die weißen Wälder sahen von den Hügeln leuchtend zu.

— Du hast ja gesagt, lieber Vater — rief sie ihm entgegen — daß Du mitziehen wolltest, wenn Dein Kriegs-

plan in's Werk gesetzt würde. Ich habe dem Herzog Bernhard bewiesen, daß ich auch was vom Kriege verstehe, und daß ich mich nützlich machen könnte durch weisen Rath der Jugend. Ernsthaft, lieber Vater, nimm mich mit! Dir kann ich gewiß nützen, wenn auch nur durch Liebe und Aufmerksamkeit.

Herzog Heinrich schüttelte lächelnd das Haupt.

— Helft mir doch bitten, Herzog Bernhard! rief Marguérite.

Bernhard war äußerst bereit dazu. — Wenn auch nicht gerade in die Schlacht — sagte er — aber in's Hauptquartier, wo die Pläne entworfen werden, sollte der junge Generalquartiermeister mit seinen jugendlich frischen Eingebungen doch wohl berufen werden können. Er werde die Lebensgeister der Feldherrn gewiß wesentlich anfrischen.

Herzog Heinrich lächelte.

— Und besonders jetzt — fuhr Bernhard fort — wo wir an der Grenze eines neutralen Landes operiren, jetzt bietet sich auch für die Gegenwart von Frauen günstiger Anhalt. Auf schweizerischem Boden sind sie ganz ungefährdet, und uns doch ganz nahe. Basel zum Beispiele ist ein wohlhabender sichrer Ort.

Herzog Heinrich ließ sich überzeugen, und meinte endlich nur, es werde große Mühe kosten, seine Frau für diesen Plan zu gewinnen.

So war es auch. Bei der Heimkehr fand man an der Herzogin lebhaften Widerspruch. In erster Linie dagegen, daß Herzog Heinrich mit seiner erschütterten Gesundheit in's

Feld ziehen wollte. Sie ließ sogleich den Doktor Blandini zur Berathung rufen.

Ehe dieser noch eintrat, erklärte Herzog Heinrich im Tone strengen Ernstes, daß hierin sein Entschluß gefaßt, und bereits in vergangener Nacht dem Herrn Herzoge von Weimar mitgetheilt sei. — Es ist für mich — sagte er — das tiefste Bedürfniß, wenigstens meine Person einzusetzen für unsre gemeinschaftliche Sache. Leider ist durch die perfiden Maaßregeln des Richelieuschen Regimentes mein Anhalt in der Schweiz vernichtet worden. Ich kann nicht, wie ich gehofft, dem Herrn Herzoge eine Truppenmacht zuführen. Leider haben sich auch meine hugenottischen Freunde einschüchtern und zersplittern lassen, und ihre Unterstützung für uns ist kaum der Rede werth. Um so mehr fühle ich mich verpflichtet und gedrängt, wenigstens all das einzusetzen was ich selber habe: meine Güter und mein Leben. Was sind sie mir, wenn sie nicht den höheren Anforderungen meines Geistes und Herzens zu Gebote stehen?! Der Arzt mag sagen was er will, ich ziehe in's Feld für die Sache meines Glaubens, und wenn mich der Herzog von Weimar auch zu nichts weiter brauchen könnte als zum gemeinen Reiter, so wird es mir eine Genugthuung sein, ihm als gemeiner Reiter zu dienen.

Darauf mußte auch die Herzogin schweigen.

— Uebrigens — setzte Herzog Heinrich hinzu — erfülle ich ja im Felddienste die Vorschrift des Arztes in vollem Maaße. Ich soll den ganzen Tag in freier Luft sein; nun, das werd' ich sein.

Blandini, der endlich eintrat, und die Absicht des Herzogs erfuhr, mußte das bestätigen. — Nur eine Gefahr — sagte er — darf ich nicht verschweigen: Jede Verwundung ist für Euch bedrohlicher als für jeden Anderen, Herr Herzog. Euer Blut ist in seiner Lebenskraft noch geschwächt. Für die Heilung jeder Wunde ist die Beschaffenheit des Blutes entscheidend. Für Euch ist auch eine geringe Verwundung gefährlich. Absonderlich eine Schußwunde.

— Ich steh' in Gottes Hand wie jeder Krieger, welcher sein Herz dem Kugelregen getrost aussetzt — erwiderte Herzog Heinrich.

Und nun wurden unter dem Eindrucke seines Ernstes alle Anstalten getroffen, das herzogliche Hauswesen vom folgenden Tage an nach Basel zu übersiedeln.

Am nächstfolgenden Tage war allgemeiner Aufbruch aus der Lenzburger Behausung. Bis nach Aarau gemeinschaftlich; jenseits der Aarbrücke in zwei getrennten Gruppen. Die Frau Herzogin mit zahlreicher Dienerschaft und mit Blandini sammt Medardo gen Basel. Blandini, versehen mit weitester Vollmacht vom Herzoge Bernhard sollte und wollte über Basel hinaus nach Dellsberg in's Weimarische Heerlager, um dort alsbald seine ärztliche Hilfe zu entwickeln für alle schweren Gebresten der Krieger.

Dies war die eine Gruppe. Die andere Gruppe bestand aus den beiden Herzögen, Marguérite, Dietrich, Mathieu,

einigen Reitknechten Weimarschen und Rohanschen Dienstes und einer ältlichen Kammerfrau, welche im Sattel gerecht war. Marthe hieß sie, und es war dieselbe, welche im vergangenen Winter krank zu Paris verblieben, und die Quelle von Nachrichten über die schnelle Abreise der Herzogin und Marguérites geworden war für den nachforschenden Dietrich. Sie war in ihrer Jugend Marguéritens Amme gewesen, hing mit treuer Zärtlichkeit an ihr, und war eine mit gutem Mutterwitz begabte Vertrauensperson im Rohanschen Hause. Zum Troste der Herzogin, welche bestürzt war über den ruhig und fest ausgedrückten Entschluß des Herzogs, Marguériten mitzunehmen, zum einzigen Troste der Herzogin hatte Marthe erklärt: auch wenn sie wieder krank werden sollte, würde sie sich durch keine Gewalt abhalten lassen, ihr „Prinzessin-Kind" — so nannte sie Marguériten — in alle Ewigkeit zu begleiten, auch in die Schlacht selbst, wenn das Prinzessin-Kind so verrückt wäre, dahinein zu wollen. Sie hatte das nachdrücklich wiederholt trotz der Erklärung Herzog Heinrichs: daß ja von einem Kriegszuge gar nicht die Rede wäre, sondern von einem friedlichen Spazierritte, und daß er in zwei bis drei Tagen auf dem Wege nach Dellsberg bei der Frau Herzogin in Basel einsprechen und Marguériten wiederbringen werde.

Blandini und Medardo hatten umsonst wie Maulwürfe gehorcht, ob denn in diesen Gesprächen nicht ein kleiner Wink vorkommen werde, was dieser Spazierritt in Sachen des Kriegs zu bedeuten habe. Es hatte sich kein Wink ereignet, und man hatte sich jenseits der Aarbrücke getrennt.

Die Gruppe der Herzöge ritt am linken Ufer entlang gegen den Norden. Sonnenhelles freundliches Winterwetter lag über der weißen Landschaft.

Die beiden Herzöge hatten eine sehr ernsthafte Recognoscirung vor. Bernhard hatte in seinem Lager die Nachricht zurückgelassen, daß er wohl bei seiner Rückkehr, und nachdem besonders der Pferdemangel annähernd ergänzt worden, eine Bewegung gegen die burgundischen Berge vornehmen werde, um dem Herzog von Lothringen die Operationslinie zu bedrohen und seinen Magazinort Mümpelgard zu decken; aber gegen Hans von Starschädel hatte er im Vertrauen gesagt, daß er den früheren Plan eines Rheinübergangs von der Schweiz aus wieder aufnehme, und daß er Rohans Vorbereitungen dafür sorgfältig prüfen werde. Der Herzog Heinrich hatte ihn denn in der ersten Nacht mit allen Nachweisen eines erfahrenen Feldherrn in diesem Plane bestärkt, und sie waren übereingekommen, jetzt das linke Rheinufer von der Mündung der Aar bis Basel in Augenschein zu nehmen. Die beste Stelle sollte entdeckt werden, an welcher unter allen Vortheilen der Ueberraschung ein kleines Kriegsheer über den, wenn auch nicht allzu breiten doch reißenden Strom gesetzt werden könnte. Ein Hauptgesichtspunkt war der Ort Rheinfelden, welcher für fest verwahrt galt, und in welchem eine beträchtliche kaiserliche Besatzung sein sollte.

In der Gegend von Rheinfelden war auch besondere Vorsicht nöthig für ihre Personen, falls diese Verdacht erwecken sollten, und deshalb war beiden Herzögen weibliche Begleitung von Werthe. Solch eine Begleitung werde den

Gedanken nicht aufkommen lassen, daß zwei protestantische Feldherrn dort herumreiten könnten, um ein Kriegsterrain in Augenschein zu nehmen.

So zog denn diese Gesellschaft in recht wohlgemuther Stimmung am Flusse dahin, und hoffte an dem kurzen Wintertage bis in's Städtchen Brugg zu gelangen. Bernhard war in der Nähe des geliebten Mädchens von reinster Heiterkeit durchströmt, und der sonst ziemlich schweigsame Mann erwies sich redselig bis zur Tändelei mit der fraglustigen Marguérite, welche über jede neue Gestalt der Landschaft Auskunft verlangte. Dietrich wurde von Beiden als Anknüpfung zu Scherzen benutzt, und erwachte auch zu guter Laune, als ihm Herzog Bernhard wiederholt versicherte: wenn Tapferkeit so viel innere Hindernisse zu überwinden habe wie bei ihm, so sei sie eine außerordentliche und müsse viel höher geschätzt werden als die eines gedankenlosen Schlagetodts.

Marguérite und Herzog Heinrich lachten Beifall, und die nachfolgende Dienerschaft schloß aus diesem fröhlichen Gebahren der Herrschaft, daß das schöne junge Paar wohl als Brautpaar ankommen werde in Basel bei der Frau Herzogin. Mathieu hatte seinen Herzog seit vielen Jahren nicht so froh gesehn, und Marthe ließ ein Vorurtheil nach dem andern fallen gegen den fremden Herzog, welcher ihr als Ausländer eigentlich nicht willkommen war für ihr „Prinzessin-Kind“. Sie nahm mit gnädigem Kopfnicken Mathieu's Erläuterung auf, daß ein Herzog des deutschen Reiches ein sehr großer Herr sei, und ein so gewaltiger, wie dieser selbst für eine Rohan „convenable“ genannt werden könne.

Bei sinkender Sonne lag Brugg vor ihnen, und ehe sie hinein ritten, fanden die Herzöge für nöthig, der Dienerschaft Instructionen zu geben, damit den Nachfragen in der Herberge gleichmäßig geantwortet und das Incognito der beiden Feldherrn nicht durch Unvorsichtigkeit bloßgestellt würde.

Man sah, daß Herzog Heinrich das Pferd anhielt, und dem Herzog Bernhard winkte. Marguérite und Dietrich ritten langsam weiter. Man sah, daß die beiden Herrn vertraulich mit einander sprachen, hörte einen lebhaften Ausruf Bernhard's, und vernahm die Aeußerung Rohan's: Mit Eurer Erlaubniß, lieber Freund, für diesen Zweck; das Kind erfährt wohl nichts davon.

— Ich wünschte im Gegentheile, daß sie davon erführe, und daß sie sich den Titel gefallen ließe! — erwiderte Bernhard.

— Also mit Eurer Erlaubniß! — schloß Herzog Heinrich und hielt still, die Dienerschaft erwartend. Bernhard that desgleichen.

Der Dienerschaft wurde nun in deutscher Sprache eingeschärft, alle Nachfragen folgendermaaßen zu beantworten: die reisende Gesellschaft sei ein junges Brautpaar, welches nach Basel zum Fasching reise. Die junge Braut und ihr Vater, ein Graf von Chillon, seien aus der französischen Schweiz, der Bräutigam ein deutscher Graf Moosburg. Sie kämen aus Bern, und kämen über Aarau, weil sie Verwandte seitwärts von der großen Straße besucht hätten. Von all' dem brauchten die Diener ungefragt nicht das

Mindeste zu verlautbaren, und bei erfolgender Nachfrage auch nur in aller Kürze das Nothwendigste zu sagen.

Mathieu und Marthe sahen einander an nach dieser Mittheilung, und ihre Augen sagten: Wußten wir das nicht!

Herzog Heinrich hielt schon jetzt diese vorsichtigen Instructionen von nöthen, weil Bernhard im Lauf des Tages vorgeschlagen hatte, den weiteren Weg gegen Waldshut aufzugeben, und gleich von Brugg aus durch das Fricktthal an den Rhein zu reiten. Gerade dort, wo sie morgen Abend eintreffen könnten, sei eine kleine Strecke oberhalb Säckingen der Paß über den Rhein von den Kaiserlichen vernachläßigt. Zu wiederholten Malen sei ihm berichtet worden, daß dort gar kein Posten aufgestellt wäre. Dort aber, nahe bei Säckingen und unweit Rheinfelden, komme man in unmittelbare Nähe der Kaiserlichen, und es sei die größte Vorsicht auch von Seiten der Dienerschaft unerläßlich, um nicht verdächtig zu werden. Es wäre doch gar zu kläglich, wenn Herzog Bernhard erkannt, und von den Kaiserlichen in Gefangenschaft geschlagen würde.

Den Abend und die Nacht in Brugg ereignete sich nichts, was an solche Gefahr erinnert hätte. Man war hier noch innerhalb der neutralen Schweiz, welche mit dem Kriege nichts zu thun hatte, und bei durchreisenden Kavalieren an nichts Bedenkliches dachte.

Am andern Mittage aber im Städtchen Frick, wo sie ihr Mittagsmahl in der Herberge einnahmen, zeigten sich schon bedrohliche Symptome.

Sie speisten in einem Zimmer, welches an die große

Wirthsstube grenzte, und durch einen offenen Zugang ohne Thürpforten mit derselben verbunden war. In der Wirthsstube waren zahlreiche Gäste, und unter ihnen einige Krieger des kaiserlichen Heers, welche aus Säckingen herüber gekommen waren. Bei diesen erregten die Fremden Aufmerksamkeit. Namentlich ein stattlicher Wachtmeister mit grauem Bart und sehr neugierigen Augen näherte sich mehrmals dem offenen Thürraume, und schaute den Speisenden zu, indem er nachdenklich seinen Bart streichelte.

Herzog Heinrich bemerkte es. Bernhard war ausschließlich mit Margueriten beschäftigt, welche ihn so eben in munterster Ausgelassenheit als „Bräutigam" anredete. Marthe habe ihr heimlich mitgetheilt, daß sie in den Brautstand erhoben worden sei.

— Und Ihr habt nichts dagegen? — fragte Bernhard.

— Ei, mein Vater hat's angeordnet, und ich bin eine gehorsame Tochter!

— Also nur aus Gehorsam fügt Ihr Euch?

— Genügt das nicht für eine Reisebrautschaft?

— Es genügt wohl, ist aber nicht besonders schmeichelhaft für den Bräutigam.

— Das ist ein ungenügsamer Bräutigam.

An dieser Stelle, welche Bernhard hätte betrüben können durch Unbefangenheit, welche ihn aber nicht betrübte, weil seine unerfahrene Liebe noch immer anspruchslos verblieben war, wurde das Gespräch unterbrochen durch eine halblaut gesprochene Bemerkung des Herzogs Heinrich. Sie machte Bernhard aufmerksam, daß ein Kriegsmann von der Wirthsstube

her ihn unverwandt anstarre. Vielleicht erkenne ihn der Mann. Er möge gefaßt sein, der Mann nähere sich.

Wirklich rückte der Wachtmeister vor bis an den Eingangsraum. Herzog Heinrich sprach nicht deutsch, wollte aber doch versuchen, die Aufmerksamkeit des Mannes von Bernhard abzulenken, und fragte ihn französisch: womit man ihm dienen könne?

— Nit versteh, obwohl ich etwas spanisch versteh — erwiderte der Wachtmeister, und schaute sogleich wieder auf Bernhard.

— Ihr seid wohl ein kaiserlicher Kriegsmann? — fragte nun Bernhard deutsch.

— Ja, Herr! Von der Besatzung in Rheinfelden.

— Wünscht Ihr etwas von uns?

— Mit Verlaub ja!

— Was denn?

— Eine Auskunft, Herr. Wir haben nichts zu thun in Rheinfelden, da wird man neugierig. Und Euer Gesicht macht mir zu schaffen. Es erinnert mich an eine nächtliche Affaire vor der Nördlinger Schlacht. Ich war einer spanischen Kompagnie zugetheilt am Walde seitwärts der Höhe von Hirnheim. Da griff uns der Feind im Dunkeln an. Es waren Deutsche, waren Weimaraner, und ihr Anführer focht wie ein Teufel. Er hieb mich zusammen; sein Pferd war höher als das meinige, und er traf mich auf den Kopf. Ich sehe mein Lebtag, wie er ausholt in der Dunkelheit, und als der Hieb kam, nahm ich sein Gesicht aus trotz der Dunkelheit.

— Nun? Was weiter?

— Nun, mir scheint: Ihr habt grad solch ein Gesicht, wenn's auch jetzt nicht so wild aussieht!

— Das kann wohl sein. Im Dunkeln setzt man sich Allerlei zusammen.

— Schon recht, aber — seid Ihr kaiserlich?

— Seid Ihr Profoß, der ausfragt?

— Wachtmeister bin ich.

— Der in der Schweiz wacht?

— Nein.

— Mich verkennt Ihr, alter Freund. War nicht bei Nördlingen. Bin aus der Schweiz, die Eurem ewigen Kriege neutral zuschaut. Setzt Euch her, und trinkt einen Schoppen. Ihr erzählt uns dafür, wie's drüben aussieht, und ob die Dame hier sicher ist, wenn sie über die Grenze kommt. Sie möchte gerne den Rhein sehn.

— Das kann sie getrost. 's ist mausstill bei uns. Langweilig sogar. Drum lungern wir herum in der Umgegend. 's ist hier im Schweizerlande Alles wohlfeiler als bei uns; Krieg macht eben alle Nahrungsmittel theuer. — Danke, Herr, der Wein ist gut.

— Setzt Euch nur, und erzählt uns was. Wir wollen nach Basel. Sind wir da sicher vor den verhungerten Weimarschen? Der Bischof von Basel soll ja Klage erheben über sie.

— Und mit Recht. Sind ihm wie ein Heuschreckenschwarm auf's Land gefallen, und die Bürgerschaft hält heimlich zu ihnen. Die Städter sind überall den Ketzern

heimlich zugethan. Aber von dieser Seite habt Ihr nichts zu besorgen, so weit herüber können sich die verhungerten Heuschrecken nicht wagen. Sie pfeifen auch auf dem letzten Loche, und müssen in die burgundischen Berge zurück. Gestern war unser Generalissimus der Herzog von Savelli in Rheinfelden, der hat's gesagt. Er ist zum Lothringer hinüber geritten in's Elsaß, um ihnen den Garaus zu machen bei ihrem Rückzuge. Himmelelement aber, Herr — schloß plötzlich schreiend der Wachtmeister seine Rede, und sprang vom Sessel auf — gerade so wie Ihr mich jetzt anseht, gerade so schaute auf der Hirnheimer Höhe der Satan auf schwarzem Riesenpferde — gelobt sei Jesus Christ, da steckt mehr dahinter!

Und schleunigst verließ der Wachtmeister das Gemach, und gleich darauf auch die große Wirthsstube, nachdem er dort seinen Kameraden gewinkt hatte, ihm zu folgen.

Herzog Heinrich fand es nun nicht mehr gerathen, über die Schweizer Grenze zu gehn. Bernhard sei, wenn auch nicht eigentlich erkannt, doch in Gefahr, als ein feindlicher Führer angehalten, festgenommen und am Ende doch vollständig erkannt zu werden. Marguérite schrie auf. Die Wirklichkeit hatte schnell ihre abstracte Kriegsmuthigkeit überwältigt; sie zeigte sich voll fiebernder Angst für ihren Reisebräutigam, und das machte dem Herzoge Bernhard eine außerordentliche Freude.

Er war ganz andrer Meinung. Gefahr war ihm vertraut, und er bestand darauf, die Recognoscirung durchzuführen. Es sei ihm zu wichtig, das Terrain von Säckingen

abwärts kennen zu lernen. Der Herzog Heinrich mit seiner Tochter möge allenfalls das Ueberschreiten der kaiserlichen Grenze vermeiden, und auf Schweizerboden nach Basel reiten.

Das gewiß nicht! — rief dieser — ich bin ja den Kaiserlichen eine Nebenperson; also mit Gott vorwärts!

Vorwärts! rief Bernhard, und erlaubte sich, die Wange Marguéritens leicht wie mit einem leisen Backenstreiche zu streicheln unter dem Zurufe: Muth, junges Kriegsfräulein!

Marguérite erröthete und erwiderte kein Wort.

Man stieg zu Pferde, und war bald an der Grenze. Auf Bernhards Wunsch war man gestreckten Galopp geritten, um noch bei Tagesschein an den Rhein zu kommen. Dies erregte Marguéritens Spannung und Aufregung und Aengstlichkeit. Sie bemerkte dabei mit wachsender Bewunderung, daß Bernhard von alle Dem keine Notiz nahm. Er kam jetzt zum ersten Male in ihrer Gegenwart in sein Element, und er verwandelte sich vor ihren Augen.

Die Sonne ging eben zu Rüste, als sie an das Rheinufer kamen. Links sah man Säckingen, rechts etwas entfernter Lauffenburg liegen. Dies war der Punkt, welchen Bernhard suchte. Weder links noch rechts war ein Kriegsposten zu sehen. Bernhard bat den Herzog Heinrich, eine Viertelstunde auf ihn zu harren, und ohne Antwort abzuwarten, sprengte er in vollem Rosseslaufe am Ufer aufwärts gen Lauffenburg zu.

Marguérite erschrak heftig. — Er setzt sich aus, Vater — rief sie — sie werden ihn fangen!

Der Vater machte eine abwehrende Bewegung, und betrachtete seinerseits die Böschung des Ufers genau. Ein Flüßchen läuft von Frick herab an der Ortschaft Eicken vorüber hier in den Rhein. Es war fast zugefroren. Zwei Kähne saßen fest im Eise. Da hinunter ritt Herzog Heinrich, Tochter und Gefolge oben lassend.

Marguérite sah sich nun ganz verlassen, und die Gefahr Bernhards schien ihr nun noch größer.

Da hörte sie den Galopp seines Pferdes; er kam zurück. Grüßend, freudig rief sie ihm zu. Er hatte keine Zeit für sie, er lenkte ihrem Vater entgegen, der eben herauf kam, und ihm eine kurze Mittheilung machte.

— Dies ist der Punkt, wie wir ihn brauchen — sagte Bernhard mit gedämpfter Stimme — es scheint Alles frei bis Lauffenburg hinauf, und Lauffenburg hat, wie Ihr sagt, eine Brücke?

— Eine starke Brücke zwischen den Stadttheilen diesseits und jenseits des Rheins.

— Wohl; und jetzt rasch beim letzten Tagesschimmer am Ufer entlang nach Säckingen.

— Dort liegen aber jedenfalls kaiserliche Truppen!

— Wenn auch!

— Vielleicht auch der Wachtmeister, der Euch in Frick erkennen wollte.

— Wenn auch! — Der gehört aber nach Rheinfelden, und bleibt schwerlich des Nachts fort von seiner Truppe.

Wie dem auch sei, ich muß wissen, wie stark der Feind in Säckingen, und wie es in und um Rheinfelden beschaffen ist. Wir übernachten in Säckingen, und reiten morgen früh nach Rheinfelden —

— Hinein? — rief erschreckt Marguérite.

— Hinein, mein Fräulein vom Generalstabe. Ihr müßt Euren Sporn verdienen, wir sind jetzt in den Krieg gerathen.

Es begegnete ihnen nichts von Bedeutung bis Säckingen. Dort fanden sie aber keine Brücke. Säckingen leuchtete mit seinen Lichtern vom andern Ufer herüber. Auf der Fähre setzten sie getrost hinüber, und ritten unangehalten durch's Wasserthor. Daß von der Thorwache ein Soldat fortritt, nachdem sie vorüber passirt, das bemerkten sie nicht. Es war einer von denen, welche der Wachtmeister aus der Wirthsstube in Frick mitgenommen, und er ritt wirklich bei sternenheller Nachtzeit nach Rheinfelden hinüber.

Sie blieben auch in der Herberge unbehelligt, und erfuhren mit Leichtigkeit, daß kaum fünfzig Mann kaiserlicher Truppen im Städtchen lagen.

Am andern Morgen gingen sie auf der Fähre wieder zurück. Denn der Weg nach Rheinfelden ist auf der Schweizer Seite viel kürzer, weil der Rhein abwärts von Säckingen eine große Krümmung macht gegen Norden.

Die Sonne schien wie gestern; der Schnee glitzerte. Sie ritten scharf, und schon nach einer Stunde sahen sie in der Ferne die hohen Ringmauern der festen Stadt auftauchen.

Marguérite bat dringend, außen um die Stadt herum zu reiten. Man sähe ja genug von ihrer Beschaffenheit.

Herzog Bernhard schüttelte lächelnd sein Haupt, erinnerte an den „Sporn", und setzte leise hinzu: — die Stadt will ich erstürmen, es ist mir von großem Werth, ihr Innres mit eignen Augen kennen zu lernen!

Der erste Mann, welchen sie am Thore sahen, war der Wachtmeister.

Er grüßte schweigend. Bernhard fragte unbefangen, welche Herberge die beste wäre? — Im Hirschen! — antwortete der Wachtmeister.

Man ritt zum „Hirschen". Und als man dort abgestiegen, entfernte sich Bernhard zum Schrecken Marguéritens. Er schlenderte durch die Stadt, und ließ sich nach der Rheinbrücke weisen, jenseits welcher eine ebenfalls mit starken Mauern befestigte Vorstadt lag.

Er blieb über eine Stunde aus, während welcher ein Frühstück auf Dietrichs Anordnung bereitet wurde. Die große Wirthsstube war ziemlich leer. Nur einige Soldaten und einige Bürger saßen an einem Ecktische, und verzehrten frühzeitig ihr Mittagsmahl. Der große Tisch am Fenster, durch welches die Sonne schien, war frei, und auf ihm wurde für die Fremden gedeckt.

Marguérite saß am Fenster, und sah hinaus voller Spannung, ob Bernhard zurückkehren werde. Der Vater redete ihr leise zu, sie möchte ruhige Fassung behaupten. Dietrich, welcher allein deutsch sprach mit der aufwartenden Kellnerin, bestellte den besten Markgräfler, welcher im Keller

zu haben sei. Er erschrak nicht wenig, als diese Kellnerin plötzlich sagte: der Herr Kommandant! Herr Gott, der Herr Kommandant!

Ein graubärtiger, hoch gewachsener Mann war eingetreten, respektvoll begrüßt von den Insassen am Ecktische. Er dankte leutselig, und schritt auf den Herzog von Rohan zu, diesen mit der Frage anredend: — wo denn der jüngere Kavalier wäre?

Der Herzog entschuldigte sich, daß er nur ungenügend deutsch rede, und wies auf Dietrich. Ehe aber dieser antworten und etwas verderben konnte, stand Herzog Bernhard selbst zwischen ihm und dem Kommandanten, und fragte: — womit er dienen könnte?

— Wahrhaftig! — rief der Kommandant, — der Wachtmeister hat Recht, die Aehnlichkeit ist kurios!

— Welche Aehnlichkeit?

Der Kommandant zog eine kleine Druckschrift aus dem Wamse, und zeigte auf einen Holzschnitt, welcher in dieselbe eingeheftet war. Er stellte das Brustbild eines gewaffneten Kriegers vor, und Bernhard las mit klarer Stimme die Unterschrift, welche lautete: Bernhardus, dux Saxoniae, liberator ecclesiae evangelicae.

Marguérite stieß bei den ersten Worten einen Schrei aus. Der Kommandant sah sie an, und Bernhard reichte ihr das Bild hin, unter Lachen in französischer Sprache: — diesem grimmigen Kriegsfürsten soll ich ähnlich sehen, findet Ihr das?

— Non! Non! — rief sie.

— Meine Braut ist nicht der Meinung, die Ihr zu haben scheint, und ihr gefällt der Tausch nicht. Ich stimme Euch aber bei, Herr, es ist einige Aehnlichkeit vorhanden. Mit wem hab' ich das Vergnügen zu sprechen?

— Ich bin der kaiserliche Kommandant von Rheinfelden.

Bernhard bat ihn wie jenen Wachtmeister, sich bei ihnen niederzulassen, und das Frühstücksmahl mit ihnen zu theilen. Sie kämen aus der inneren Schweiz, und würden sehr dankbar sein, einmal von einem Fachmanne etwas Gründliches über den Stand des endlosen Krieges zu erfahren. In der inneren Schweiz glaube man an das nahe Ende desselben, da die kaiserlichen Waffen ja überall siegreich seien, jener Holzschnitt-Störenfried nun offenbar auch in den letzten Zügen liege, und der neue Kaiser den Ruf friedfertiger Milde in der Schweiz habe, ganz wie ein ächter Oesterreicher. Ihr, Herr Kommandant seid wohl auch einer, Ton und Miene haben das gemüthliche Oesterreichische.

— Bin wirklich ein Oesterreicher, heiße Rödel, und mir wär's schon recht, wenn das Raufen einmal ein Ende hätte: Man weiß kaum noch, wofür wir uns raufen. Mein Vater war selbst noch Ketzer, und ist übergetreten. Bei uns macht man sich nichts mehr draus. Der Herr ist wohl auch ein —

— Ketzer? Aufrichtig ja. Bei uns im Berner Lande leben alle Sekten friedlich durcheinander. Was Kirche und was Sprache betrifft. Mein künftiger Schwiegervater hier zum Beispiele und mein schreckhaftes Bräutchen verstehen unsere deutsche Sprache nicht.

— Ihr sprecht aber hochdeutscher als sonst in der Schweiz, wo der Gaumen mitredet, üblich ist.

— Das macht der Hauslehrer, den wir Kinder hatten. Er war aus Hessen, und hat uns den Gaumen gereinigt.

Der Herr Kommandant bewährte sich als ächter gemüthlicher Oesterreicher. Er gab den Verdacht nicht auf, welchen der Wachtmeister über die Person des stattlichen Schweizer Kavaliers erregt hatte, aber er gab sich auch dem behaglichen Augenblicke hin, welcher sich bei einem guten Frühstück in guter Gesellschaft darbot; er geberdete sich als Sprößling eines Großstaates, welcher mit den alten Römern spricht: Um kleine Dinge macht sich der Prätor keine Sorge! Auffallenderweise bestärkte ihn Marguérite in dieser Sorglosigkeit. Dies junge unentwickelte Mädchen erwies sich mit einem Male als vollständiges Frauennaturell. In aller Angst griff sie nach dem sichersten Frauenmittel: sie suchte den Herrn Kommandanten zu interessiren, sie suchte ihm zu gefallen. Alle Brocken der deutschen Sprache, welche ihr in Lenzburg zugefallen waren, kramte sie aus, und bat um Belehrung. Sie that dies so hastig, daß es liebenswürdig komisch wurde, und dem etwa fünfzigjährigen Herrn Kommandanten, welcher junge Mädchen zu schätzen wußte, ungemein behagte. Er schien den Zweck seines Besuches im Wirthshause ganz vergessen zu haben, und erinnerte sich erst wieder daran, als Dietrich beordert wurde, die Pferde vorführen zu lassen, und die Gesellschaft aufbrechen wollte. Er erinnerte sich daran, weil er bei Oeffnung der Thür den Wachtmeister im Hausflur stehen sah.

— Ah richtig, — rief er jetzt, — den Namen des Herrn aus der Schweiz möcht' ich gern wissen. 's ist wegen der Aehnlichkeit!

— Meinen? — fragte Bernhard, um Zeit zu gewinnen.

— Ja. Der Wachtmeister da thut's nicht anders. Der schönen Braut schwebt er schon auf den Lippen wie ich sehe.

— Sie wird ihn fallen lassen! — lachte Bernhard.

— Marguérite war purpurroth geworden, daß Bernhard selbst solche Entscheidung auf ihre Lippen legte, und athmete hoch auf, als ihr Dietrich ein Zeichen machte. „Dietrich" — sprach sie fast unwillkürlich.

— Dietrich nennt ihn das Bräutchen — sagte galant der Herr Kommandant — und wie nennt ihn Hinz und Kunz?

— Dietrich von Droot!

— Der Herr Kommandant küßte ihr das erschrocken niedersinkende Händchen, und — wünschte glückliche Reise.

— Vorüber ging's am kopfschüttelnden Wachtmeister, welcher den Herrn Kommandanten zurück hielt. Marguérite bemerkte das, und ergriff Bernhards Arm — was sie nie gethan — um recht eilig mit ihm hinab zu kommen auf's Roß. — Gestreckten Laufes fort! fort! — flüsterte sie, als sie im Sattel war.

— Das würde uns erst recht verdächtig machen — erwiderte leise Bernhard — langsamen Schrittes bis zum Thore! Und Niemand blickt zurück!

— So thaten sie, und wurden 's nicht gewahr, daß der Wachtmeister hinter ihnen her kam, und am Thore nach ihnen rief. — Nicht hören und nicht umschauen! — kommandirte Bernhard — bis wir draußen sind. Dann alle Sporen einsetzen!

Der Wachtmeister setzte sich in Trab, und just als sie mit den ersten Schritten aus dem Thore waren, hatte er sie eingeholt, und griff Bernhards Pferde in den Zügel.

— Vorwärts! — rief Bernhard den Uebrigen zu. Alle spornten ihre Thiere, Marguérite aber schrie auf, als sie sah, daß der Wachtmeister Bernhards Zügel ergriffen, und sie schrie nicht bloß, sie schrie den Namen „Bernard!“

— Bernard! — schrie nun auch mit Stentorstimme der Wachtmeister — ich dacht's ja! Wache heraus!

„Aus“ kam nur noch dumpf aus der Kehle. Ein Faustschlag Bernhards hatte ihn zwischen Auge und Ohr in die Schläfe getroffen, und sein erschüttertes Hirn hatte seine Hand am Zügel geöffnet. Einige Schritte seitwärts taumelnd hatte er auch die Sehkraft eingebüßt, und konnte später der Wache nicht einmal erzählen, wie das Brautpaar trotz dem Sturmwinde von dannen geflogen wäre.

Das Brautpaar selbst, in vollem Rosseslaufe bald die Uebrigen und die Schweizer Grenze erreichend, hatte seine gegenseitige Stellung verändert. Marguérite war durch die Gefahr wärmer und theilnehmender geworden für Bernhard; Bernhard dagegen war ganz Kriegführer geworden. Der großen Unternehmung war er jetzt ganz hingegeben, und die Liebesneigung trat zurück.

Er eilte ungestüm nach dem nahen Basel.

Spät Abends kamen sie dort an, und fanden die Herzogin in der Herberge, welche auf den Rhein und auf die Vorstadt Klein-Basel schaut. Ihr wurde Marguérite, die noch immer etwas betroffen war, übergeben.

Noch in der Nacht sprach Herzog Bernhard zwei Baseler Kaufleute, welche durch Erlach gewonnen und seiner Sache zugethan waren. Sie versprachen, daß die Baseler Bürgerschaft sich nur erschrocken geberden würde, wenn das deutsche Heer ohne weitere Anfrage durch ihr Gebiet zöge.

Am andern Morgen in dunkler Frühe ritten beide Herzöge nach Dellsberg in's Hauptlager. Bernhard hatte gar nicht Abschied genommen von der Herzogin und Marguérite, sein Geist war mitten im Kriege.

Gegen Mittag holten sie Blandini ein, welcher langsam auf seinem Maulthiere dem deutschen Kriegslager zuzog unter sorgenvollen Gesprächen mit Medardo.

— Ihr wohnt bei mir, lieber Doctor — rief Bernhard im Vorüberreiten — und gehört zu meinem Hausstande. Hoffentlich trennen wir uns nicht mehr. Ade indessen! Euer Langohr geht mir zu langsam.

II.

In den nächsten Wochen war im deutschen Lager Alles mit wunderbarem Eifer gefördert worden. Pferde wurden

herbeigeschafft, Unbeschuhte wurden beschuht, Kranke wurden geheilt, Ungeübte wurden geübt. Hans von Starschädel war wirklich da, und entwickelte sein Talent des Organisirens. Namentlich förderte er und verbesserte er das Geschütz.

Erlach ferner war eingetroffen, und hatte Nachricht gebracht, daß Hohentwiel gewonnen, daß Würtemberg im unteren Lande zum Aufstande bereit sei unter trefflicher Hetze des Bartkonrads. Kaum vom Pferde mußte Erlach sogleich wieder auf's Pferd. Wer war geeigneter als er, auf die protestantischen Kantone der Schweiz zu wirken! Hinein in die Schweiz mußte er, um vorzubauen, wenn der Bischof von Basel und die katholischen Kantone aufschreien und aufspringen würden über Neutralitätsbruch.

Blandini bemerkte wohl, daß ein Kriegszug vorbereitet würde, aber weder er noch Medardo konnten Näheres ergründen. Herzog Bernhard verlautbarte gar nichts. Nur Rohan und Starschädel schienen eingeweiht zu sein.

Am sechzehnten Januar 1638 spät des Abends verkündeten Trommeln und Trompeten, daß großer Gottesdienst gehalten werden sollte. Bei sternenheller, stillkalter Nacht traten alle Truppen unter's Gewehr, und Herzog Bernhard mit all seinen Generalen und Obersten, unter ihnen der Rheingraf, Nassau, Rosen, Ehm, Taupadell, Schaffalitzky, Starschädel, erschien zu Fuß mit seinem Hofprediger. Auf freiem Felde hielt dieser eine kurze Predigt, und ermahnte zum Kampfe für den evangelischen Glauben. Dann seg-

nete er das Heer, und dieses sang den ersten Vers eines Kirchenliedes. Es sang mit gedämpften Stimmen.

Der Eindruck auf Blandini und Medardo hatte etwas Schauerliches. Sie hatten sich in die Nähe geschlichen, um vielleicht etwas zu erfahren.

So wurden sie überrascht, denn die Truppen zerstreuten sich plötzlich, und eilten in Ställe und Quartiere, um die letzte Hand an ihre Rüstungen zu legen; in zwei Stunden sollten zweitausend Mann aufbrechen. Sie waren aber freundlich gegen den „Wunderdoktor“, wie er genannt wurde. Er hatte schon zahlreiche Heilungen bewerkstelligt, und man war ihm gewogen, obwohl man sich zuraunte: Eigentlich ist er ein Papist!

Auch Herzog Bernhard stand in Kurzem neben ihm, und sagte wohlwollend: Lieber Doktor! mein Kanzler Leder ist beauftragt, eine Geldsumme an Euch auszuzahlen für Eure segensreiche Mühwaltung an meinen Kranken. Ich hoffe die Summe zu verdoppeln, wenn wir uns wiedersehen. Nehmt Euch der zurückbleibenden Kranken hier und in Zwingen ferner an, damit sie mir kriegstüchtig nachgesendet werden können, und wenn Ihr scheidet, so bitte ich Euch, geht nach Basel zur Frau Herzogin von Rohan. Dort erhaltet Ihr die nächste Nachricht von mir. Kommt alsdann wohin ich Euch rufe, ich bitte Euch. Es wird Verwundete geben und Erschöpfte. Versprecht Ihr's?

— Ich verspreche es, Altezza.

Zwei Stunden später begann der Aufbruch. Es war frischer Schnee gefallen, und darauf erhöhte Kälte eingetreten.

Die Luft war still, der Schnee knisterte unter den raschen Schritten von tausend Fußgängern und tausend Reitern. So viel Truppen waren bestimmt zu einem Eilmarsche, zu einem Ueberfalle der Waldstädte. Der übrige Theil des Heeres mit seinen schwereren Bestandtheilen sollte nachfolgen.

Zwischen Basel und Münchenstein marschirten diese zweitausend Mann über die Birsbrücke zu nicht geringem Staunen und Schrecken der Schweizer. Bernhard hatte unter den Truppen verbreiten lassen, der Zug gehe über Waldshut hinauf, wo möglich recta nach Wien. Er wußte, wie schnell Nachrichten durch die Bevölkerung laufen, namentlich einem bestimmten Ziele zu. Nach Waldshut mochten sie dringen, wenn sie nur Rheinfelden und der Umgegend vorüber liefen, und die dortigen Kaiserlichen in Sicherheit ließen.

Man marschirte denn auch eine Meile südwärts von Rheinfelden auf Frick zu, und dort erst wendete man sich jählings an den Rhein, an dieselbe Stelle oberhalb Säckingen, welche Rohan und Bernhard ausgesucht hatten. Die zwei Kähne fanden sich hier noch vor, und wurden eiligst frei gehauen aus dem Ufereise.

— Sechzehn Mann vor! — rief Bernhard. Jeder erhält fünfzig Reichsthaler Belohnung. Wer will?!

Eine ganze Schaar stürzte hinab in die Kähne, und durch die grünweißen, eiskalten Fluthen, welche der Rhein hier in starkem Falle wälzt, ging es hinüber. Ruder hatte man vorsichtiger Weise mitgebracht. Am jenseitigen Ufer war Niemand zu sehen; es hinderte also auch Niemand, und in

Zeit von einer Stunde waren die Kähne achtmal hinüber und herüber gegangen, und über hundert Mann marschirten jetzt drüben unter Anführung eines Lieutenants stromabwärts auf Säckingen los. Gleichzeitig führte Bernhard einige Kompagnieen auf dem linken Ufer, um Säckingen gegenüber drohend zu erscheinen, und die Fähren zn gewinnen, welche dort die Verbindung zwischen den Ufern unterhielten.

Die geringe Anzahl kaiserlicher Truppen in Säckingen wurde überrascht, die Stadt sammt den Fähren fiel in Bernhards Hände, und vermittelst der letzteren wurden sogleich fünfhundert Weimaraner übergesetzt, welche das Kloster Bücken am Wege nach Rheinfelden in Besitz nahmen.

Das geschah mit einbrechender Dunkelheit. — Pflegt Euch jetzt — rief Bernhard — sobald der Tag graut, erobern wir weiter.

Im kalten Morgengrauen zog er an beiden Ufern aufwärts. Groß Lauffenburg, welches an beiden Ufern liegt, war das Ziel. Hier gab's eine feste Brücke zwischen den beiden Stadttheilen, und eine solche brauchte Bernhard am Nöthigsten.

Nach Lauffenburg war die Nachricht schon geflogen von dem anrückenden wilden Heere, und als es mit der Morgensonne daher kam wie schwarze Wolken auf dem Schnee, da erschien der Kommandant auf der Mauer, und gestikulirte: wir können und wollen keinen Widerstand leisten!

So wurde Lauffenburg mit seiner wichtigen Brücke genommen, und als das langsamer marschirende Hauptheer nun angerückt kam, wurden die Truppen auf beiden Ufern

vertheilt, Waldshut ebenfalls besetzt, und Rheinfelden diesseits wie jenseits des Rheines eingeschlossen. Der ganze verwegene Ueberfall war gelungen: mit freiem Rücken stand Bernhard auf dem Boden des deutschen Reiches.

Auf deutscher Seite zwischen Säckingen und Rheinfelden lag, wie gesagt, ein stattliches Deutschordenshaus, Bücken genannt, auf einer kleinen Anhöhe. Dort nahm Herzog Bernhard sein Hauptquartier. Man sah von dort auf das nahe Rheinfelden hinab, und sah auf das mählig sich erhebende Schwabenland hinauf, von wo der Feind zu erwarten war, welcher dem belagerten Rheinfelden Entsatz bringen konnte. Entsatz vermittelst einer Schlacht.

Bernhard setzte Alles daran, Rheinfelden zu erstürmen, bevor der Feind käme und ihn zur Schlacht nöthigte. Aber jener Kommandant von Rheinfelden, welcher sich dem reisenden Schweizer Bernhard so gemüthlich österreichisch erwiesen hatte, erwies sich dem stürmenden Herzoge Bernhard sehr ungemüthlich widerstrebend. Rödel vertheidigte seine Feste mit unerschütterlicher Tapferkeit. Die gut katholischen Bürger unterstützten ihn wacker, und es vergingen an drei Wochen, bis die Mauern und Thürme so erschüttert waren, daß ein gelingender Hauptsturm zu hoffen stand. Der fest gefrorene Boden erschwerte Erdarbeiten und Minenlegung gar zu sehr.

Endlich war man so weit. Auf den nächsten Morgen war die Erstürmung angesagt. Bernhard sendete eine letzte Botschaft an den Kommandanten mit der Aufforderung die Stadt zu übergeben, und harrte im Kloster Bücken auf die Antwort.

Es war um die Mittagszeit. Bernhard, Rohan, der Rheingraf Philipp, der Graf von Nassau, Oberst Erlach und Hans von Starschädel saßen bei der Tafel. Erlach war eben von Bern gekommen, und hatte die Versicherung gebracht, daß dieser größte Schweizerstaat dem Heere der evangelischen Glaubensgenossen zu Willen bleibe, und die eben eingelaufenen heftigen Reklamationen der kaiserlichen Behörden kurz abgewiesen habe. Die Tischgesellschaft war von bester Laune. Nur der Herzog von Rohan war still und ernst. Auf Bernhards Frage, ob seine Gesundheit wieder versage, erwiederte er halblaut: Ich möchte das nicht sagen; es fehlt mir nichts. Aber eine unerklärliche Traurigkeit beschleicht mich. Umsonst such ich nach dem Grunde —

Da kam eine Meldung von Waldshut und Lauffenburg: man bemerke, daß große Trupps von Bauern aus dem Schwarzwalde herab zögen, oberhalb Waldshut von Stühlingen, oberhalb Lauffenburg von St. Blasien. Sie führten Saumthiere mit sich, welche mit Lebensmitteln, wohl auch mit Schießbedarf beladen wären.

— Bravo! — rief die Tischgesellschaft — das ist für Rheinfelden bestimmt, und soll uns willkommen sein!

Man störe die Bauern nicht, und lasse sie näher kommen. Taupadell kann eine Reiterabtheilung östlich zur Umgehung absenden, welche ihnen den Rückzug verleidet — befahl Herzog Bernhard.

Rohan und Starschädel, welche trotz kurzer Bekanntschaft von einigen Tagen auffallend mit einander harmonirten, faßten die Nachricht anders auf. Sie hielten dieselbe

für ein Zeichen, daß kaiserliche Truppen im Anmarsche wären. Die Bauern im südlichen Schwarzwalde gälten für fanatisch katholisch und kaiserlich, und könnten sich wohl den heranziehenden kaiserlichen Völkern angeschlossen haben.

Diese Meinung fand bei den Uebrigen keinen Glauben. Savelli sei fern im Elsaß, Rainach, der allerdings aufmerksame Kommandant von Breisach, könne die Hauptfeste nicht von Truppen entblößen, und der rührigste Führer, Johann von Wörth, stehe tief rheinabwärts auf Mainz zu, er könne nicht in so kurzer Zeit herbeieilen.

Das Gespräch wurde unterbrochen durch die Rückkehr des Parlamentairs, welcher den Kommandanten von Rheinfelden zur Uebergabe aufgefordert hatte. Er brachte eine abschlägige Antwort. — Sie rechnen drin — setzte er hinzu — augenscheinlich auf nahen Entsatz. Kommandant Rödel that sehr zuversichtlich. Uebrigens haben unsere Reiter einen Mann aufgefangen, der zwar in Bauernkleidern steckt, aber Kopf und Haltung eines Kriegsmannes hat. Auf einem Saumpfade, der von St. Blasien herunter führt, haben sie ihn getroffen. Er ist vom Pferde gesprungen, um auf dem unebnen Boden leichter zu entschlüpfen. Sattel und Zaumzeug des Pferdes ist kaiserlich kriegsmäßig gewesen. Er spricht auch nicht schwäbisch —

— Herein mit ihm!

Der Wachtmeister aus Frick und Rheinfelden, die Bekanntschaft Herzog Bernhards, erschien vor der Gesellschaft als gebundener Bauer.

Er sah den Herzog Bernhard nicht sogleich, da Erlach ihn anredete und examinirte.

Bernhard erkannte ihn auf der Stelle, und trat auf ihn zu. Als der Wachtmeister seiner ansichtig wurde, taumelte er zurück, und fuhr mit der Hand an den Kopf, gerade dahin zwischen Ohr und Auge, wo ihn Bernhards Faustschlag getroffen —

— Du scheinst ein Geisterseher zu sein — sagte Bernhard — den können wir brauchen. Nahe am Brückenthurme in Rheinfelden ist ein Stück Mauer erst vor acht Tagen neu aufgeführt worden. Bei Winterwetter. Es hält also nicht, und wird ein Paar Breschschüssen weichen. Du wirst morgen früh unsern Stückschützen die Stelle genau zeigen, und wenn Du recht gezeigt, will sagen wenn die Mauer stürzt, so wirst Du frei gegeben. Stürzt die Mauer nicht, dann stürzest Du — wohin? das wird Dein Spionirverstand Dir selber sagen. Was hast Du im Gebirge gemacht, was hast Du gesehen? Die Wahrheit! Sie allein kann Dir nützen. Was hast Du gesehen, oder erfahren?

— Bauern, Herr Fürst, nichts als Schwarzwälder Bauern, die Lebensmittel und Pulver brachten.

— Und was für kaiserliche Truppen?

— Gar keine.

— Wenn wir morgen kaiserliche Truppen sehen, so hast Du Deinen Kopf verwirkt, auch wenn die Bresche fällt. Wer schickt die Bauern? Der Bauer kommt nicht von selbst. Habt Ihr sie gerufen?

— Ja, Herr Fürst. Als Eure Truppen anrückten, haben wir Boten ausgesendet.

Diese Aussage war leider geeignet, den Herzog zu beruhigen, und sein Auge von der Gefahr abzuwenden, welche von den Bergen herab sich unaufhaltsam näherte.

Der Tag hatte sich in Schneewolken eingehüllt, es wurde schon dunkel, als der Wachtmeister in Gewahrsam abgeführt wurde, und die Generale wie Obersten zerstreuten sich, um zeitig der Ruhe zu pflegen, damit der frühe Morgen sie alle ausgeruht und rüstig fände zum Sturme auf Rheinfelden.

Nur Herzog Bernhard, Herzog Heinrich von Rohan und Hans von Starschädel blieben in dem großen Kapitelsaale des Ordenshauses noch eine Zeitlang beisammen. Sie allein standen einander innerlich nahe, und waren sich größerer Zwecke bewußt.

Sie saßen um ein Kaminfeuer, welches durch große Klötze Holz genährt wurde, und besprachen die Angelegenheiten des Vaterlandes. Rohan gab sich der deutschen Reichsfrage gänzlich hin, weil er nur von einem reformirten deutschen Reiche Hilfe für Frankreich erwartete. Er und Hans führten vorzugsweise das Wort. Hans in ziemlich trauriger Weise. Er wagte kaum noch, etwas Ganzes und Großes zu hoffen. So wie er sein Vermögen zugesetzt in Erhaltung seiner Regimenter, so fand er das deutsche Reich erschöpft an materiellen Mitteln, und hatte keine Vorstellung mehr von einer Beendigung des Krieges in größerem Sinne. Rohan tröstete wie ein Idealist tröstet, und verwies auf die Unerschöpflichkeit der menschlichen Seele, welche sich das ein=

mal erkannte geistige Gut nie wieder auf die Dauer entreißen lasse. Bernhard tröstete nicht nur, er belebte: Sein ganzes Wesen war in kräftigstem Schwunge; er fühlte die Kraft in sich, den Kampf zu endlichem Siege zu führen. Daß er sich unabhängig von den Franzosen gemacht war ihm eine tiefe Erleichterung — er vertraute seinem Genius, und faßte die Dinge auf, wie ein beherzter Krieger sie auffaßt. Entschlossen und — im Detail praktisch. Eine Neuerung im Geschützwesen beschäftigte ihn. Er hatte sie mit Hans schon erörtert, und mitten aus den weiten Gesprächen kam er jetzt darauf zurück, weil Hans besonders hierin sachverständig war.

Ein heftiger Windstoß, welcher die Fenster erschütterte, unterbrach sie, und brachte ihnen in Erinnerung, daß auch sie einiger Stunden Schlafs bedürftig wären. So trennten auch sie sich gegen Mitternacht. Hans noch mit der Bemerkung, daß man morgen während des Sturmes dies Bückner Ordenshaus mit Schützen besetzen sollte, um es vor einem Handstreiche sicher zu stellen, wenn etwa doch —

— Das wäre für das „rothe Haus" noch nöthiger. Ich glaube nicht an die Nähe eines redenswerthen Feindes.

Das „rothe Haus" war ein steinerner Häuserhaufe rheinaufwärts zwischen Bücken und Lauffenburg.

Eine halbe Stunde später lag Alles in tiefem Schlafe, was die massiven Gebäude des geistlichen Hauses bewohnte.

Draußen wehte stoßweise ein heftiger Wind, und jagte die Schneewolken, welche nur einzelne Flocken fallen ließen. Die Nacht war finster, und nur langsamen Schrittes konn-

ten die kaiserlichen Truppen, welche von den Bergen über St. Blasien herunterstiegen, vorwärts kommen.

Sie bildeten, wenn sie beisammen waren, ein kleines Heer, an Anzahl dem Weimarischen überlegen. Von Wien, von München, von Breisach waren die lebhaftesten Anstrengungen ausgegangen bei der Nachricht: Herzog Bernhard stehe vor Rheinfelden. Dieser Einbruch in österreichisches Land mit freier Rückenstellung gegen die Schweiz erschreckte die katholischen Herrscher außerordentlich. Boten flogen nach allen Seiten. Savelli wurde aus dem Westen, Johann von Wörth aus dem Norden geholt, alle vereinzelten Truppenkörper mußten in Eilmärschen nach dem Schwarzwalde marschiren, und die Kriegskommissaire aus den vornehmsten Familien, die Fürstenberg an der Spitze, die Lerchenfeld desgleichen riefen einen Landsturm unter den Bauern zusammen.

In dieser Nacht — es war die Nacht vor dem 28. Februar 1638 — kam diese kleine Völkerwanderung bis auf die letzten Anhöhen vor dem Rheinthale herab.

Dort hielt man still um sich zu sammeln. Der Morgen graute.

Den Oberbefehl führte der Herzog von Savelli, ein Günstlingsgeneral der Herren aus Wien, welche durch keinerlei Erfahrung zu belehren waren, daß solches Protektionswesen dem Reiche die tiefsten Wunden schlage.

Die Hauptperson war Johann von Wörth, ein ganzer Mann aus dem Kölnischen — dem Hinterkölnischen, um so zu sagen, denn nach Brabant hinein verlegt man seine Abkunft. Vom gemeinen Reiter war er aufgestiegen zum genial-

sten Feldherrn, welchen der deutsche Krieg ausgebildet hatte. Er stand im Dienste des bayrischen Kurfürsten und verachtete den wälschen Herzog Savelli gründlich.

Aber ihm war es um das Gelingen der katholischen kaiserlichen Sache zu thun, und er ordnete sich unter, wenn's denn sein mußte. Den linken Flügel des anrückenden kaiserlichen Heeres hatte er in dieser Nacht übernommen, und an dieser Stelle hoffte er dem weimarschen Herzoge endlich den Garaus zu machen. Auf die Verbindungslinie zwischen Kloster Bücken und Lauffenburg wollte er sich werfen, um Bernhard abzuschneiden von der Lauffenburger Brücke und von dem Zusammenhange mit dessen Truppen auf der linken Rheinseite.

Dies stand den Schläfern im Ordenshause wirklich bevor, und als Bernhard beim Morgengrauen geweckt wurde mit der Nachricht, große Schaaren kaiserlicher Reiter hätten das „rothe Haus“ besetzt, und rückten auf der Lauffenburger Straße heran, da übersah er augenblicks den Fehler seiner Sorglosigkeit, so wie die ganze Gefahr.

Mit einem Sprunge war er auf, und befahl, Alles zusammenzuziehen um's Kloster. Binnen zehn Minuten hielt er in der Morgenkälte zu Pferde auf der Höhe vor dem Ordenshause, und strengte sein Auge an, den anbrechenden grauen Tag mit dem Blicke zu durchdringen nach Osten und nach Norden hin. Alle Führer umgaben ihn, und blickten gespannt auf sein Antlitz. Jeder wußte, daß die Gefahr riesengroß wäre, aber Jeder vertraute auf die kühne Schlagfertigkeit des Herzogs, der keine Miene verzog, sondern kalt-

blütig von Minute zu Minute neue Befehle ertheilte. Auf jeden Befehl flog ein Bote von dannen.

Drei Aufgaben stellten diese Befehle in erste Linie. Zunächst: wie stark ist der Feind? Alsdann: wie rasch und wie viel bringen wir auf Kahn und Fähre Truppen und Geschütz herüber vom andern Ufer? Endlich: wie halten wir den Feind auf, bis wir uns gesammelt?

Taupadell, der keckste Reiterführer des Weimarschen Heeres, ein lichtbraun bebarteter, lebensfrisch drein schauender Thüringer übernahm die Auskundschaftung und die Aufhaltung des Feindes. Erlach übernahm das Herüberschiffen. Der Rheingraf Philipp übernahm das nachdrucksvolle Zurücktreiben der feindlichen Vortruppen. Hans von Starschädel ordnete auf eigne Faust die verhältnißmäßige Armirung der Klostergebäude durch thüringische Schützen aus seinen Regimentern, die zur Hand waren.

Unter diesen Anstalten wurde der Tag licht und lichter. Bernhard sah, daß der Feind von Lauffenburg her seine Hauptmacht entwickelte. — Das Nächste wird sein — rief er — daß er Rheinfelden wird entsetzen, daß er nach Rheinfelden wird durchdringen wollen. Das muß zunächst verhindert werden, und dann wird sich's zeigen, ob er mehr vermag!

Bernhard stellte also zunächst Alles was er erreichen konnte von seinen Truppen — es waren zwölfhundert Reiter und zwei Regimenter Fußtruppen — so auf an der Bückner Höhe, daß ihnen der Feind die Flanke bieten mußte, wenn er nach Rheinfelden hinüber wollte.

Er hatte ganz richtig vermuthet. Wörth hatte es so vorgehabt, und wurde nun durch Bernhards Aufstellung davon abgehalten. Aber dies steigerte nur die Gefahr für Bernhard. Wörth entschloß sich nun, den vollen Heranzug der kaiserlichen Truppen abzuwarten, und dem Herzoge Bernhard eine volle Feldschlacht zu liefern. War Bernhard einer solchen gewachsen in so mißlicher Lage? Seine Verbindungslinie war verloren, hinter sich hatte er den brausenden, eisigen Rheinstrom, und für ihn nur ein Paar ärmliche Kähne und Fähren. Wollte er nach Westen entweichen, so mußte er an Rheinfelden vorüber, dessen Kommandant sicherlich ausfallen würde, und wo kam er hin? In feindliches Land ohne irgend ein Hülfsmittel für sein Heer. War es zudem ein volles Heer, welches zum Entsatze Rheinfeldens heranzog, dann kamen gewiß auch Truppenmassen westlich Rheinfeldens von den Bergen herunter, in deren Hände er dann fallen mußte.

Richtig! Ein Bote des Rheingrafen meldete: auch von dieser Seite im Nordwesten rückten dichte Truppenzüge herab. Es war das Centrum und der rechte Flügel der Kaiserlichen unter Savelli.

Es wurde klar: die Verzögerung bedeutete das Schlimmste, Bernhard wurde zu einer offnen Feldschlacht genöthigt.

Stunden waren darüber vergangen. Sie waren gut benützt worden von den Weimarschen. Ueber tausend Mann, meist Musketiere waren durch Erlach herüber geschifft wor-

den und acht Feldstücke. Mit diesen und sechs gesammelten schwachen Regimentern entschloß sich Bernhard die Schlacht zu bestehen.

Bernhard hielt noch wie früh am Morgen auf seinem Rosse vor Kloster Bücken. Er ließ jetzt alle erreichbaren Führer aus den Plänklergefechten zu sich rufen, um ihnen den Schlachtplan aufzugeben.

Er wies nach links hin, wo ein Thal nach Rheinfelden mündet, und wo ein Bach aus einem Walde herabkommt durch ein Dorf. Dies Dorf heißt Karschau, der höher liegende Wald der Karschauer Wald. — Dort herab — sagte der Herzog — wird der Hauptstoß kommen nach Rheinfelden hinein. Die Ueberflügelung zu unsrer Rechten hat man angeordnet, um uns zu schleunigem Aufheben der Belagerung und zu einem jähen Abzuge zu nöthigen. Den Gefallen haben wir ihnen nicht gethan. Nun gilt's Zweierlei. Wir müssen dem Andrange durch Karschau die Stirn bieten, und müssen die Ueberflügelung rechts zersprengen, damit wir für alle Fälle unsre Verbindungslinie nach Lauffenburg frei erhalten. Wie's auch gehe, und wenn wir auch weichen müssen, die Herrn müssen ihre Leute immer halb rechts wenden, da wir die Lauffenburger Straße für wichtiger halten als die Festung Rheinfelden zu unsrer Linken. — Nassau und Taupadell fechten auf dem rechten Flügel, und sprengen die Ueberflügelung. Ist das gelungen, schwenken sie links in's Centrum des Feindes. Ich führe unser Centrum, Rheingraf Philipp unsern linken Flügel. Er hält Karschau so lang als möglich, und muß er heraus, so erfolgt von mir und ihm

ein entschlossener Angriff auf den hervorbrechenden Feind. Gott mit uns! Vorwärts!

Heinrich von Rohan schloß sich dem Grafen von Nassau an, und sprengte mit ihm von dannen. Sein blasses Antlitz röthete sich in dem Schwunge, einem ungestümen Reiterangriffe beiwohnen zu können. Hans von Starschädel sah dies nicht ohne Besorgniß. Wie schön auch der hochgewachsene Herr mit edlem Antlitze aussah auf hohem Rosse, Hans meinte in dem geisterhaft blickenden Auge ein bedenkliches krankes Etwas zu entdecken. Er meinte, der durch Siechthum geschwächte Körper könnte in plötzlicher Erschöpfung versagen — er sprengte ihm nach, um an seiner Seite zu fechten. Er hatte eine tiefe Zuneigung gefaßt für diesen würdigen französischen Seigneur, welcher in edler Aufopferung, im Sinne reiner Bildung, in Liebe für alles Höhere so vortheilhaft abstach von zahlreichen Standesgenossen.

Auch Bernhard schien der Kraft Rohans zu mißtrauen, und dessen Theilnahme am wilden Reiterangriffe nicht zu wünschen. Er rief ihm nach — umsonst! Rohan hörte es nicht mehr unter den Hufschlägen seines Rosses.

Da winkte Bernhard Erlach, und bat ihn, auf jener Seite mitzufechten, und den durch Krankheit geschwächten Herzog schützend im Auge zu behalten.

Bernhard selbst schien heute ganz Feldherr bleiben und nicht persönlich am Kampfe theilnehmen zu wollen. Die Leitung der Schlacht war heute wichtiger als je, alle Bewegungen und Wendungen mußten schier bis auf Fußbreite

genau ausgeführt werden — er blieb halten auf der Bückner Anhöhe.

Der Rheingraf Philipp war seinerseits unterdessen mit den Fußtruppen gegen Karschau hinauf gerückt. Links und rechts begann die eigentliche Schlacht.

Es war beinahe um die Mittagszeit. Die Schneewolken lichteten sich, und hie und da blinzelte die Sonne vorübergehend auf die weiße Erde herab, welche bald mit Blutströmen und Leichen bedeckt sein sollte.

Auf der rechten Seite ging es stürmisch und glänzend her. Taupadell am Flügel, Nassau links von ihm zersprengten in ungestümem Anlaufe die Ueberflügelung. Wörths Truppen waren vier Tage und halbe Nächte lang rastlos marschirt, sie waren ermattet, und entwickelten nicht Widerstandskraft genug gegen den Anprall. Sie wichen, und was vom Landsturme in ihrer Nähe war, stürzte sich in wilde Flucht.

Augenblicklich fehlte auf diesem Flügel auch die Führung. Johann von Wörth hatte Savelli sagen lassen: er beginne die Schlacht, da der Weg nach Rheinfelden durch den Feind verlegt sei. Savelli hatte zurück sagen lassen: Nein! er solle warten, bis die Regimenter Beigott, Edi und Tragi, welche noch fehlten, in die Schlachtlinie eingerückt seien. Ungeduldig war Wörth nach dem Centrum hinüber gesprengt zu Savelli, um ihm heftig auseinander zu setzen, daß der Feind sich ebenfalls stündlich verstärke über den Rhein herüber, daß er jetzt noch offenbar schwach sei, und daß ein gesammtes Vorgehen ihn in den Strom dränge. Wie immer

war es zu Zank und Streit gekommen mit dem widerwärtigen, unfähigen Wälschen, da war das Geschrei herbei geflogen: der Feind greift an in wilder Furie, und der linke Flügel wird geworfen. Wüthend war Johann von Wörth nun zurück gesprengt, und mit aller Gewalt suchte er jetzt die Flucht der Seinigen aufzuhalten. Er hatte eine Löwenstimme und genoß des größten Ansehens und Einflusses auf seine Leute. Sein Geschrei und Fluchen staute einen Theil der Flucht. Es sammelten sich Haufen um ihn, und folgten ihm zum Widerstande. An ihrer Spitze stürmte der grimmig aussehende schwarzbärtige Kriegsmann gerade dahin, wo der Graf von Nassau, Rohan, Erlach und Hans mähend vordrangen. Mann an Mann mußten die Führer fechten. Wörth gerieth an Nassau. Hieb auf Hieb flog, die Klingen zersprangen auf den Eisenschienen um Hals und Schultern. Sie griffen nach den Pistolen, und brannten sie fast Auge in Auge auf einander ab. Wörth wurde durch die Wange geschossen, Nassau durch den Hut. Von beiden Seiten nahmen sich Reiter ihrer Führer an, sie wurden getrennt —

Unweit davon war eine Anzahl der zurückkehrenden Wörthschen Reiter wie auf Verabredung gegen den Herzog von Rohan zugesprengt. Sein vornehmes Aeußere mochte sie locken. Er hatte nur Mathieu an der Seite; Erlach und Hans waren durch kämpfende Trupps von ihm getrennt worden. Und Mathieu's Pferd wurde durch einen Pistolenschuß niedergestreckt, es begrub den treuen Diener unter sich. Ein zweiter Schuß traf den Herzog selbst in den Schenkel

und verwundete das Roß desselben. Es bäumte sich hoch, und da die Schußwunde des Herzogs ihm die Schenkelkraft zum Schlusse am Sattel und Weiche des Pferdes verminderte, so verlor er das Gleichgewicht und fiel zur Erde. Zwei Wörthsche Reiter waren im Nu neben ihm, unter gegenseitigem Zurufe „Halb Part!“ faßten sie geschickt zwischen ihren Pferden nach Schulter und Füßen des verwundeten und vom Falle betäubten Mannes, und brachten ihn der Länge nach zwischen sich empor bis zur Sattelhöhe. — Dein Pferd ist das stärkere — rief der eine — Du nimmst ihn, und bringst ihn hinaus! Der wird sich schon auszahlen! Und dabei wurde der widerstandslose Körper geschoben und gezerrt vor den Sattel des andern Reiters gebracht. Fort ging's mit ihm. Glücklicherweise nicht gar zu schnell, denn die Last war beschwerlich für das Roß des Reiters, weil sie den Hals mehr belästigte als das Kreuz.

Mathieu, welcher das mit ansah, während er sich mühsam unter seinem Thiere hervorarbeitete, schrie aus vollen Lungen nach Hans von Starschädel, welchen er in der Nähe fechten sah.

Hans, ein trefflicher Fechter, hatte sich so eben seines letzten Gegners entledigt, sprengte auf das Schreien herbei, folgte mit dem Blick dem ausgestreckten Arme Mathieu's, verstand das Gestöhn „Gefangen! gefangen,“ und jagte hinter den Wörthschen Reitern her. Mathieu folgte zu Fuß, anfangs taumelnd, ja niederstürzend, denn sein fallendes Pferd hatte ihn arg zerquetscht; aber sein Wille war riesenstark, der Wille, seinem Herrn durchaus beizustehen —

Die Wendung des Gefechtes kam beiden Errettern zu statten. Der Rückprall, welchen Johann von Wörths Ankunft verursacht, hatte sich nicht nachhaltig erwiesen, Wörth hatte nur zu geringe Schaaren sammeln und fortreißen können, und Taupadell, von rechts her drängend, hatte das siegreiche Vordringen der Weimarschen wieder hergestellt. Die Wörth'schen Reiter mußten nach links hin weichen; sie kreuzten denjenigen, welcher Rohan vor sich am Sattel hielt, sie hemmten das Fortschreiten seines Pferdes. Hans holte ihn ein, und riß ihn rückwärts nieder. Dabei ließ der Arm des Reiters, welcher den Herzog umschlungen hatte, nach, und dieser fiel von Neuem zu Boden. Schmerzhaft und erschütternd genug für den verwundeten Mann. Bei dem Zurückreißen des Reiters war dieser unwillkührlich seinem Rosse mit den Sporen in die hinteren Weichen gefahren, und da das Thier außerdem von der vorderen Last befreit worden, so machte es einen weiten Satz unter die quer vorüber fliehenden Reiter hinein sammt seinem auch in solcher Ueberraschung Schluß haltenden Herrn — Hans und der am Boden liegende Herzog waren plötzlich allein.

Hans sprang ab, und Mathieu taumelte eben herzu. Sie hoben den Herzog auf; er war fast ohnmächtig; aus der Wunde quoll das Blut. Hans riß seine Feldbinde ab, und schlang sie wenigstens äußerlich fest um das Bein, und nun nahm Mathieu unter Schluchzen seinen armen Herrn auf beide Arme, um ihn aus dem Getümmel nach rückwärts zu tragen. — Er ist leicht! ach, er ist nur zu leicht! — rief der treue Diener als Hans bemerkte: weit ginge es in dieser

Weise nicht, und Kloster Bücken sei eine halbe Stunde entfernt.

Der Raum, welchen sie durchschritten — Hans sein Pferd am Zügel führend — war ziemlich leer; das Reitergefecht ging aufwärts, und nur verwundete und sterbende Kriegsleute, todte und verstümmelt umher hinkende Pferde nöthigten sie mitunter zum Ausweichen. Endlich fing Hans ein herrenloses Pferd ein, welches noch gesund war, und er versuchte nun eine neue Transportweise. Als besserer Reiter bestieg er das fremde Pferd, welches sehr akkurat geführt werden mußte, wenn der neue Transport möglich werden wollte. Dann ließ er sich den Herzog herauf reichen und auf den Schenkel lehnen; dann mußte Mathieu Hansens Pferd, ein sicheres Thier, besteigen, und dicht heran drängen; dann wurde der Unterkörper des Herzogs hinüber gelegt auf Hansens Pferd, und dann ritten sie so, Bügel an Bügel, in langsamem Schritte auf Bücken zu.

Der Herzog erwachte nach einer Viertelstunde aus seiner Ohnmacht, und versicherte seinen Rettern, daß er keinen Schmerz empfinde.

Es war Nachmittag geworden, und als sie das Deutschordenshaus so nahe sahen, daß Hans mit seinem scharfen Auge seine Schützen an den Fenstern wahrzunehmen meinte, da wurden sie genöthigt still zu halten. Denn sie waren nahe am Gedränge eines andern Theiles der Schlacht.

Hier nämlich war es schlechter gegangen als auf dem rechten Flügel der Weimaraner. Die Kaiserlichen waren so stark aus dem Karschauer Walde herabgedrungen in's Dorf,

daß die Weimar'schen das Dorf nicht hatten behaupten können. Auch das letzte Regiment, Hatstein, hatte heraus gemußt, und der tapfere Rheingraf Philipp, der nicht weichen und sich auch nicht gefangen geben wollte, war erstochen, erschlagen und erschossen worden wie ein Held. Die siegreiche Masse der Kaiserlichen war im Sturmschritt auf die Höhe von Bücken gekommen, und erst hier durch das treffende Gewehrfeuer aus allen Fenstern, von allen Dächern und allen Vorsprüngen des festungsartigen Klostergebäudes aufgehalten worden. Die Geschütze Bernhards waren in die Hände der Kaiserlichen gefallen, und diese stürzten sich eben auf das Weimar'sche Gepäck am Fuße der Bückner Anhöhe.

Dies war der Augenblick, in welchem Hans und Mathieu mit ihrem Verwundeten in die Nähe des Schlachttumultes kamen und still halten mußten. Ein Officier aus der Umgebung Bernhards jagte an ihnen vorüber, und zügelte seine Eile nur einen Moment, um Hans in Kenntniß zu setzen über den Stand der Dinge. Er flog zu Taupadell. Dieser sollte die Verfolgung der Wörth'schen Reiterei abbrechen, und Fühlung suchen mit dem Centrum, damit er ein neues Vordringen Bernhards auf der rechten Flanke unterstützen könnte.

Herzog Bernhard sah mit Vergnügen auf die Habgier der kaiserlichen Soldaten, welche sich in Beraubung des Gepäcks zerstreuten. Er ritt auf und nieder unter seinen zerrissenen Regimentern, er ordnete sie und ermunterte sie, und rief ihnen zu: In einer Stunde steht's anders. Schöpft Athem und seht auf mich!

Noch keine halbe Stunde war vergangen, da hörte er zu seiner Rechten die Trompeten des unermüdlichen Taupadell, der seine Reiter sammelte. Bernhard ließ all seine Trompeter und Trommler antworten durch die schmetternden und wirbelnden Signale zum Sturmangriff, und an der Spitze der wieder geordneten Regimenter stürzte er unter den plündernden Feind, ihn niedermähend und zurücktreibend nach allen Seiten. Nicht eine Viertelstunde dauerte es, da hatte er die Mehrzahl seiner Geschütze wieder erobert, und den Feind wieder nach Karschau hinein getrieben. —

Sobald die Anhöhe vor ihnen wieder leer geworden, setzten Hans und Mathieu ihren Krankenmarsch fort. Hans voller Ungeduld. Es war ihm große Pein, dem Kampfe fern zu bleiben, und war ihm eine große Erleichterung, von Rohan zu hören, daß dieser eine Wiederkehr der Kräfte spürte und Hans ausdrücklich bat, ihn geringeren Leuten zu übergeben, damit ein so wichtiger Krieger nicht länger unthätig verbleiben müßte in entscheidender Stunde.

Oben am Ordenshause ankommend fanden sie auch die Hilfsmittel dafür. Zwei zuverlässige Leute Hansens übernahmen die Aufgabe, den kranken Herzog zum Rhein hinab zu bringen auf einer Tragbahre, ihn überzuschiffen, und drüben in einen Wagen zu betten, der ihn nach Basel bringen sollte. Hinter den Belagerungstruppen drüben gab's eine zahlreiche Wagenburg, und Hans verpflichtete seine Leute, Mathieu nicht eher die Sorge für den Herzog allein zu überlassen, als bis er wohl gebettet fortfahren könnte. Ein Feldscheer bei den Truppen im Ordenshause hatte einen Ver-

band angelegt und zuversichtlich erklärt, die Wunde wäre ungefährlich.

Fast heiter trennten sich Hans und der Herzog.

Der Nachmittag war trüb geworden; dunkle Wolken bedeckten den Himmel. Sie glichen mehr Regenwolken als Schneewolken, und verdunkelten das Tageslicht zeitig.

Hans ritt nach der Richtung hinüber, wo Taupadells Anschluß an Bernhard gewünscht und vorausgesetzt werden mußte. Hier konnte er zunächst strategisch nützen, da er die Stellungen kannte, wie sie im Augenblick waren. Es schien ihm auch viel darauf anzukommen, daß er den etwa nöthigen Rückzug Taupadell andeuten konnte. Die Wendung war im Allgemeinen glücklich gerathen: nach der Lauffenburger Seite stand kein Feind mehr.

Diese Erwägung zeigte sich denn auch bald als die wichtigste. Die Zahl der Weimaraner war den größeren Massen der Kaiserlichen nicht gewachsen. Wörth hatte bald bemerkt, daß die Verfolgung Taupadells aufhörte, und hatte seine Truppen gegen Karschau herab zur Unterstützung Savellis geleitet. Die Weimaraner wurden hart bedrängt, und Taupadells Reiter hielten nur noch mühsam Stand, als Hans bei ihnen ankam. Zudem sank der Abend auf einmal ganz dunkel nieder. Man sah sich kaum noch, es wurde ein wüstes Fechten und Ringen.

Instinktmäßig unterließen dies allmählig die Truppen von beiden Seiten. Es trat ein völliger Stillstand ein, und es bildete sich ein leerer Raum zwischen den feindlichen Heeren.

Taupadell kam langsam von der Höhe herab durch diesen leeren Raum geritten, und traf auf Hans, welcher ebenfalls die Haltung des Feindes in der Nähe beobachten wollte. Was nun? fragte Einer wie der Andere.

— Sucht den Herzog auf — sprach Taupadell — und meldet ihm, was ich so eben erfahren habe. Die Enge, welche das „rothe Haus" sperrt, ist noch in den Händen von ein Paar Hundert Kaiserlichen. Auf unserm Rückzuge liegt also ein Hinderniß.

Hans suchte durch die Finsterniß einen Weg nach der Tiefe hinab. Er war sehr bekümmert. So mißlich und dürftig begann ein Feldzug mit geringen Mitteln, welcher die einzige, die letzte Aussicht bot für die evangelische Sache.

Er fand den Herzog inmitten seiner Generale. Ehm, Rosen, Nassau, Schafalitzky, Kanowski waren neben ihm. Erlach fehlte. — Was bringst Du? — rief ihm Bernhard mit ganz frischem Tone entgegen.

Hans berichtete.

— Nun — entgegnete Bernhard — das rothe Haus wird uns nicht viel zu schaffen geben. Nassau, welcher des armen Rheingrafen Regimenter übernimmt, bricht zuerst auf, und erstürmt es bei Tagesanbruch.

— Wie? — riefen Alle — Rückzug?! Rheinfelden aufgeben?!

— Sobald der Feind unsern Abzug merkt, wird er freilich hinein ziehen — entgegnete Bernhard. — Was helfen halbe Erfolge! Ein voller Sieg thut uns noth. Den können wir heut nicht erzwingen; wir brauchen all unsre Kräfte

dazu. Ehm! Hinüber auf's linke Ufer! Die Belagerung aufheben; alle Stücke, alles Fuhrwerk, alles Gepäck, alle Truppen noch in der Nacht gen Lauffenburg senden. — Rosen! Mit Euren und Taupadells Reitern bis Mitternacht hier bleiben, und Lärm machen, damit der Feind getäuscht bleibe, und dann folgen! An's Werk! — Hans, reite neben mir!

Bernhard schlug Hans vor, im festen Ordenshause Bücken zurück zu bleiben mit einer namhaften Besatzung. — 's ist freilich ein ausgesetzter Posten. Aber Du wirst Dir im Nothfalle zu helfen wissen, und bei denen da drüben herrscht weder Einigkeit noch Verstand. Ich hab's aus dem Fluchen eines gefangenen Officiers entnommen. Der Schwachkopf Savelli kommandirt, und der Hitzkopf Wörth gehorcht nicht. Setze Geld daran, daß Du bis morgen Mittag genau auskundschaftet hast, was der Schwachkopf mit seinen Truppen angefangen hat. Ich hab Anzeichen, daß der Schießbedarf und die Lebensmittel vorzugsweise von den Bauern über Stühlingen kommen sollen. Ich aber bleibe zwischen Stühlingen und Rheinfelden. Der Sieg, denk' ich, welchen er sich zuschreiben wird, soll dem Savelli zu Kopfe steigen, und der Hunger in Rheinfelden und unter seinen Truppen wird schreien; der Wälsche wird Dummheiten machen. Was Du erkundschaftet laß mir sogleich sagen; ich bin voll Hoffnung und muß nur erst all meine Kräfte in der Hand haben.

Unterhalb Bücken schieden sie. Dort erst erfuhr Bernhard das Schicksal Rohans. Es traf ihn empfindlich. Aber

Hans tröstete mit der Aussage des Feldscheers: die Wunde wäre von keiner Bedeutung.

Am nächsten Morgen war das rothe Haus gestürmt. Von den Gefangenen erfuhr man, daß in dieser Gegend alle Welt von einem Siege Bernhards gesprochen habe. Taupadells Zerreißen der Wörth'schen Ueberflügelung hatte zahlreiche Flüchtige hierher gejagt, und durch diese war das Geschrei von einer Niederlage der Kaiserlichen aufwärts getragen worden unter die Bauern. Mit all ihren Vorräthen waren diese in die Berge zurückgewichen.

Des Abends kam Botschaft von Hans. Sie lautete: Wörth ist mit einem Fähnlein vor Bücken erschienen, aber abgewiesen worden. Die kaiserlichen Truppen sind in weiter Zerstreuung auf die Dörfer gelegt. Sie sollen nach allen Richtungen „merodern“.

Nach einem wallonischen Kriegsmanne Merode, welcher dies Unwesen angefangen, nannte man es „merodern“, wenn die Truppen sich zerstreuten, und auf eigne Faust Nahrung und Beute suchten unter zerstörender, meist grausamer Gewalthandlung.

Am nächsten Tage, es war Dienstag der zweite März — die Schlacht hatte am Sonntage statt gefunden — war Bernhard mit seinem Entschlusse fertig. Er hatte all seine Streitkräfte über die Lauffenburger Brücke an sich gezogen. Marschfertig stand sein ganzes Heer zwischen Lauffenburg und dem rothen Hause auf freiem Felde. Es war Nachmittags, und ein Nebel hüllte die ganze Landschaft ein.

Da erschien Bernhard auf seinem großen aus Westpha-

len stammenden schwarzen Rosse, umgeben von all seinen Generalen. Auch der fröhlich umschauende Taupadell war eben angekommen vom Streifzuge, welcher Nachrichten eingesammelt hatte bis St. Blasien hinauf. Diese Nachrichten schienen in Bernhards Plan einzustimmen: er sah frisch und heiter aus.

Auf seinen Wink bildeten die nächsten Regimenter ein enges Viereck um ihn, und mit weit schallender Stimme sprach er: Nun, Freunde, ist der Augenblick da. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Am Sonntage haben wir den Sieg aufgeschoben, weil wir nicht zahlreich genug beisammen waren; morgen wollen wir ihn holen. Ist's Euch recht?

Jauchzend schrieen Alle, und schwenkten die Waffen.

— Nun also in strenger Ordnung und ohne Lärm vorwärts. Wir marschiren in die Nacht hinein bis über Säckingen abwärts. Dort rasten wir unter Waffen ein Paar Stunden. Vor Tage brechen wir wieder auf, und mit Sonnenaufgang fassen wir die erschrocknen Kaiserlichen da, wo wir sie am Sonntage verlassen haben. Gott mit uns!

— Gott mit uns! — riefen Tausende von Stimmen über das Feld hin, und der Marsch begann.

Der Morgen graute erst, als Herzog Bernhard vor Bücken war, und Hans von Starschädel begrüßte.

Eine Kroatenabtheilung, die zwischen Bücken und Rheinfelden lag, bringt die Nachricht in die Stadt hinein: der Feind rücke an. Johann von Wörth wirft sich auf's Roß, und erkennt mit Schrecken: was das zu bedeuten habe.

Nun fliegen die Boten nach allen Dörfern, und alle kai-

serlichen Generale eilen aus der Festung heraus, um nicht eingeschlossen zu werden.

Von Rheinfelden nach Bücken war das ganze Rheinufer von Gebüsch bedeckt. In dies Gebüsch werden die nächsten kaiserlichen Truppen geworfen. Die Hauptmacht wird abwärts von Rheinfelden aufgestellt, wo die Thalmulde mit ihrem Bach durch Karschau sich herunter senkt. Der Bach bildet abwärts von Karschau einen breiten Graben. Hinter diesem Graben ordnet sich was herbeikommt von kaiserlichen Truppen, Reiterei und Fußvolk neben einander. An Geschützen fehlte es, an Schießbedarf desgleichen, an Truppen nicht minder, nur die Befehlshaber und die Fähnlein waren vollzählig da.

Des Sieges sicher kam das Weimar'sche Heer breit angezogen mit klingendem Spiel. Auf seiner Rechten weit oben die Taupadell'sche Reiterei, um durch den höher liegenden Wald heute seinerseits die Ueberflügelung vorzunehmen. Unten kommandirte Herzog Bernhard, und ließ die Ufergebüsche zu seiner Linken nachdrücklich säubern. Rasch war das bewerkstelligt, und auf den Graben zu wälzte sich die Centrummasse, die Geschütze vor sich herschiebend, und im Vorrücken feuernd. Das war die Neuerung, welche Bernhard mit Hans besprochen. Bis jetzt hatten die Geschütze nur aus fester Position geschossen. Heut rückten sie zum Erschrecken des Feindes nach jeder Lage weiter vor, und die dritte Salve gaben sie so nahe am Graben, daß sie auf Pistolenschußweite vor dem Gegner abgebrannt wurde. Eine Neuerung, welche auch die tapfersten Reihen in's Wanken

bringen konnte. Und nun in der Nähe des Grabens Bernhards schallendes Kommando von allen Führern wiederholt: „Hinüber!“ und der weite Sprung des schwarzen Riesenrosses im Nu ausgeführt von der ganzen Linie trotz des Musketenfeuers der Kaiserlichen, ausgeführt von Reiterei und Fußvolk ohne einen Schuß aus den Handwaffen — das hatte etwas Schauerliches. Denn nun erst als sie drüben waren schossen die Weimaraner, wie ihnen Bernhard befohlen, dicht am Leibe des Gegners ihre Pistolen und Musketen los. Jede Kugel traf und riß nieder, und diese ganz ungewöhnliche Gefechtart half die Bestürzung vollenden — die ganze kaiserliche Linie warf sich in die Flucht, die Reiter lös'ten nicht einmal ihre Pistolenschüsse, es hatte sich ein panischer Schrecken verbreitet —

Nur oben im Walde hielt das Wahlsche Regiment tapfer Stand. Dorthin hatte sich auch Johann von Wörth aus dem Alles niederreißenden Fluchtgetümmel errettet, und hier wurde gefochten bis zum Aeußersten. Ohne Aussicht, ohne Erfolg. Taupadell hatte das ganze Gehölz umschlagen, der Graf von Nassau drang mit frischen Fußtruppen ein — was nicht fiel, mußte einzeln sein Heil in der Flucht suchen. Unter diesen Johann von Wörth. Die Nassauer holten ihn ein, und dem Kapitän-Lieutenant dieses Regiments — so wurde neuerdings der Hauptmann genannt, welcher des Obristen Leibkompagnie führte — mußte er seinen starken Degen ausliefern.

Binnen einer Stunde war die ganze Schlacht zu Ende. Die Verfolgung einer dergestalt aufgelös'ten Schlacht-

ordnung war ein Fest für die Reiter Taupadell's und Rosens. Ja Officiere, deren Stellung es gar nicht mitbrachte, betheiligten sich an diesem Akte. Unter diesen Mitzlau.

Er hatte freilich einen ganz besonderen Grund. Sowie sein Trachten seit zwei Jahren darauf gerichtet war, in der katholischen und kaiserlichen Welt Anhaltspunkte zu gewinnen, sowie er selbst Blandini sich genähert hatte, als dieser im Lager bei Dellsberg erschien und sich ihm geradezu anschloß, als dieser die Empfehlung Desnoyers' geltend gemacht, so hatte er bei dieser Schlacht ein dahin gehendes Augenmerk. Dies Augenmerk war der kaiserliche Generalissimus, der Herzog von Savelli. Ihm nahe zu kommen war sein Bestreben, nach welcher Richtung er geflohn sein könnte, darnach jagte und fragte er auf dem Felde umher, bei Verwundeten und Gefangenen mit großer Geschicklichkeit forschend. Er kam ihm auch wirklich auf die Spur. Nach Kranzach hin sollten die höchsten Herrn gesprengt sein. Nach Kranzach hin jagte Mitzlau und — fing den Herzog.

Natürlich behandelte er ihn mit der größten Höflichkeit, und war nahe daran, ein Abkommen mit ihm zu treffen. Der Herzog sollte in Wien Mitzlau's vollständige Amnestie empfehlen und durchsetzen — dafür wollte Mitzlau den Herzog entschlüpfen lassen. Wer war froher, wer versprach eifriger als Savelli! Aber ein Paar Rosensche Reiter, welche desselben Weges kamen, vereitelten den Handel. Der eine meinte, den „vornehmen Herrn“ zu kennen, und beide erklärten sich bereit, ihn transportiren zu helfen.

Mitzlau konnte dies nicht ablehnen, ohne Verdacht zu erregen.

Auf einer kleinen Bodenerhöhung zwischen Rheinfelden und Bücken hielt Herzog Bernhard, als die Gefangenen und Trophäen schaaren= und haufenweise gebracht wurden. An die sechzig Standarten und Fähnlein, an die hundert Officiere, und unter ihnen der furchtbarste Gegner Bernhards, der wilde Johann von Wörth. Es bildete sich eine Gasse, als er daher geführt wurde vor den Herzog, und eine Todtenstille trat ein. Sie bezeugte den unwillkührlichen Respekt, welchen dieser tapfere Gegner einflößte, obwohl seine grobe Gestalt jetzt mit Schmutz bedeckt, sein starkknochiges Gesicht von schwarzen Pulverstreifen befleckt und von der aufgerissenen Schußwunde im Backen blutrünstig aussah. Wörth galt nicht bloß für einen Kriegsgegner Bernhards, er galt für einen persönlichen Feind desselben. Die stärksten Schimpfreden liefen um von ihm, welche er dem Reichsfeinde und Franzosenfreunde Bernhard beigelegt, Worte, welche diesen empfindlich verletzt hatten, weil sie nicht geringen Schein von Wahrheit trugen. Man mußte jetzt auf höhnische Worte aus Bernhards Munde gefaßt sein.

Bernhard rief dagegen nichts weiter als: — Ei, welch unvermuthetes Zusammentreffen!

— Es ist das Glück Eurer fürstlichen Gnaden und mein Unglück, über welches ich mich nicht zu rechtfertigen habe — erwiderte Wörth ziemlich barsch.

— Der Herr wird Zeit haben, darüber nachzudenken.

Nun kam die wohlgenährte Gestalt Savellis, welchen

Mitzlau vorstellte, an die Reihe. Mit ausgesuchter, etwas ironischer Höflichkeit empfing ihn Bernhard, und lud ihn sammt seinem Mitfeldherrn Johann von Wörth zur Tafel im Bückner Ordenshause.

Dann stieg Bernhard vom Pferde, und kniete nieder. All seine Leute thaten desgleichen, und die gefangenen Generale standen wie Marksteine allein aufrecht. Neben Savelli und Wörth noch zwei von Wichtigkeit, Speerreuter und Adrian von Enkevort.

Mit gedämpfter Stimme wurde der erste Vers gesungen von „Eine feste Burg ist unser Gott“. Die Sonne hatte schon lange die trübe Luft erhellt, und schien jetzt warm hernieder wie junge Märzsonne zu thun pflegt.

Zwei Stunden später saß man im großen Kapitelsaale des Bückner Ordenshauses an der Tafel. Man hätte glauben können, der ganze Schlachtvormittag sei ein Traum gewesen, oder man sei nach griechischen Vorstellungen in den Olymp versetzt, wo die blutigsten Feinde ihrer Erdenfeindschaft vergessend, Nektar und Ambrosia mit einander genießen.

Aber die Unterhaltung ließ den Gedanken an einen Traum und an olympische Scenen nicht aufkommen. Die Unterhaltung ward durch einen Zank bestritten, welchen Savelli und Wörth den Weimaranern zum Besten gaben. Einer warf dem Andern vor, durch schlechte Maaßregeln das Unglück verschuldet zu haben, und Wörth wurde immer lauter und gröber, je thörichter und unrichtiger Savellis Entschuldigungen auftraten.

Nur einer der gefangenen Generale, Speerreuter, war ausgeschlossen von der Tafel, und saß in enger Haft. Er hatte früher unter den Schweden gefochten, und galt für einen Renegaten.

Gegen Ende der Tafel gab Bernhard leise die Ordre: Speerreuter und Savelli werden nach Hohentwiel, Wörth und Enkevort nach Benfeld abgeführt. Letztere zu ehrenvoller Haft — setzte er hinzu — namentlich der „Schwarze". — So pflegte man Wörth zu nennen.

Mitzlau wurde beauftragt, den Transport nach Hohentwiel zu leiten. Er bemerkte, daß Savelli gleich nach der Gefangennahme dringend gebeten habe, nicht nach Hohentwiel gebracht zu werden, weil Widerhold, der dortige Kommandant, sein persönlicher Feind wäre. — Mitzlau setzte hinzu: Lauffenburg eigne sich vielleicht —

— Meinethalben — entgegnete Bernhard — wenn der Herzog Savelli sein Ehrenwort geben will, nicht zu entweichen.

— Dies giebt er.

— Gut. Wo aber ist denn Erlach?

Er wurde vermißt. Es fanden sich Anzeichen, daß er im Reitergefechte des ersten Schlachttages in Gefangenschaft gerathen sein möge. — Man fragte Wörth. Dieser bestätigte die Vermuthung, und setzte hinzu, er sei mit andern Gefangenen nach Rheinfelden gebracht worden.

Bernhard befahl, sogleich Schritte für Erlach's Auslieferung zu thun, und hob die Tafel auf.

Es war dunkel geworden; man brachte Lichter und ein

Schreiben, welches an den Herzog Bernhard von Basel gebracht worden sei.

Eilig öffnete es Bernhard, und wurde durch die Unterschrift enttäuscht. Sie zeigte den Namen Blandini. Er schrieb in kleinen Schriftzügen französischer Sprache Folgendes:

Eure Hoheit haben gewünscht, daß ich nach Basel ginge. So war ich denn zur Hand, als der verwundete Herzog von Rohan gebracht wurde. Möge sich Eure Hoheit erinnern, daß ich in Lenzburg gesagt: nur keine Schußwunde! Sie ist das Gefährlichste, was der Blutbeschaffenheit des Herrn Herzogs widerfahren könnte. Und so ist es leider geschehen, und zwar ist ein größeres Blutgefäß durch die Kugel zerrissen worden. Ein starker Blutverlust ist bei dem schlechten Verbande unvermeidlich geworden — der Herr Herzog ist in Lebensgefahr. Die Wunde hat sich bösartig gestaltet, und sie vergiftet gleichsam das ohnehin von Zersetzung bedrohte Blut des Herrn. Ich habe wenig Hoffnung für Erhaltung des theuren Lebens. Das Athmen guter reiner Luft kann vielleicht etwas hinhalten. Deshalb habe ich angeordnet, den Kranken sogleich höher hinauf in's Bergland zu bringen. Ein hiesiger Patrizier besitzt bei Königsfelden im Berner Lande ein günstig gelegenes Landhaus. Dies hat er der herzoglichen Familie zum Aufenthalte angeboten. Sie reis't mit dem Kranken noch heute dahin ab. Ich werde sie begleiten, um Alles aufzubieten was meine Wissenschaft an die Hand giebt; aber, wie gesagt, ich hege wenig Hoffnung. Die junge Prinzessin ist trostlos, und fragt, ob Eure

Hoheit nicht kommen würden. Gestatten es die Geschäfte Eurer Hoheit, so müßte es bald geschehen, denn die Zersetzung des Blutes kann in einem bejahrten und geschwächten Körper einen plötzlichen Stillstand des Lebens herbeiführen. Es verharrt in dienstwilliger Bereitschaft

Eurer fürstlichen Hoheit

gehorsamer Diener

Carlo Blandini.

Basel, den 1. März 1638.

— Wo ist der junge Groot? fragte Herzog Bernhard.

— Bei der Kanzlei in Lauffenburg — lautete die Antwort.

— Er soll herbeschieden werden zu morgen früh!

Und nun ging der Herzog aus dem Saale in ein anstoßendes Zimmer, und ließ die Befehlshaber, welche anwesend waren, oder von der Verfolgung des Feindes zurückkämen, in dies Zimmer bescheiden.

Ehe sie kamen theilte er Hans, welcher ihm gefolgt war, Blandini's Brief mit.

— Das Schicksal verlangt immer ein Opfer, wenn es einen großen Gewinn beschert — sagte er vor sich hin, während Hans las — unser braver Rohan wird diesmal das Opfer sein.

— Leider scheint es so.

— Ich will zu ihm. Beim Heere kann ich eine Woche entbehrt werden. Jetzt gilt's nur marschiren und in die Tasche stecken was herrenlos oder schwach vertheidigt ist.

Ueber persönlichem Leide will ich nicht vergessen, und nicht Gott zu danken vergessen, daß der Gewinn so groß ist, wie wir nur damals zu Paris im Arsenale hoffen konnten. Die Führung des deutschen Krieges ist neuerdings, ist endlich in unsre Hand gegeben. Jetzt mußt Du hinaus, Hans, und in Bewegung setzen, was vorbereitet ist in Würtemberg, Franken, Hessen und Niedersachsen. Aus dem Großen und Ganzen müssen wir arbeiten und schaffen, denn jetzt giebt es auf weit hin und auf lange hinaus kein feindliches Heer vor uns. Weicht jetzt Deine Schwermuth?

— Sie weicht.

Die Befehlshaber kamen, und alle eingehenden Nachrichten lauteten dahin, daß die Zerstörung des kaiserlichen Heeres eine totale wäre. An die fünfhundert Mann lägen todt umher, und Gefangene würden so schaarenweise eingebracht, daß man ihrer morgen wohl gegen zweitausend zählen werde. Und was besondes erfreulich: sie liefen der Gefangennehmung geradezu entgegen, und bäten um Anwerbung. Binnen acht Tagen könnte das Weimarische Heer verdoppelt sein. Es sei eine Viktoria wie die Gustav Adolphs bei Breitenfeld.

Bernhard theilte nun kurz die nächsten Anordnungen mit. In drei Strömen sollten sie in den Breisgau hinab; das feste Schloß Rötteln überfluthen, den wichtigen Rheinpaß bei Neuenburg bedecken, und an die Thore von Freiburg schlagen, bis sie aufsprängen. Alsdann sollten sich die Ströme vereinigen vor der Zwingburg Breisach.

Die Befehlshaber wurden entlassen. Lachend rief ihnen

Bernhard nach: wir haben ja Rheinfelden vergessen, das wohl keinen Sturm mehr verlangen wird. Sitzt nicht der Wachtmeister noch hier, der vorgestern eingebracht wurde?

— Ja, fürstliche Gnaden.

— Schickt mir ihn herauf; er soll Rheinfelden erobern.

Der Wachtmeister kam, und als der Herzog ihm zurief, er habe Viel versäumt, da drehte er seinen grauen Bart und entgegnete: — Ja! Aber ich möchte nicht gern noch mehr versäumen, und bäte deshalb recht ehrlich, mich unter Eure Fahnen treten zu lassen — ich hab' vom Fenster aus zugesehen heut Vormittag, gestrenge fürstliche Gnaden!

Der Herzog klopfte ihm auf die Schulter, belobte seine Aufmerksamkeit in Frick, nahm ihn an, und trug ihm auf, morgen früh den Parlamentair nach Rheinfelden zu begleiten, und dem Kommandanten Rödel deutlich zu beschreiben, wie es hier außen aussähe. Der freundliche Rödel möge keine Umstände machen, damit man sich nicht gegenseitig zu erzürnen brauche.

Und dann wurde Hoffmann gerufen. Der Herzog war einer tiefen Nachtruhe bedürftig. Seine Gedanken wendeten sich der Rohanschen Familie zu. Mitten im Glück hüllte er sich in eine Wolke herzlicher Wehmuth.

IV.

Drei Tage später erreichte Herzog Bernhard den Eingang in ein kleines Thal. Auf waldiger Berglehne, die gegen Morgen freie Aussicht bot, lag das Landhaus des Baseler Patriziers.

Dahinauf ritt nun langsam der Herzog mit seinem kleinen Gefolge. Dietrich van Groot und ein Paar Reitknechte bildeten es, und einer dieser Reitknechte war nur ein Reitbube, was man heutigen Tags einen Groom nennt, war der kleine Jaquette, welcher Dietrichs geschicktes Faktotum geworden, und zu schnellem Ritte durch seine Leichtigkeit empfohlen war.

Herzog Bernhard hatte Dietrich schon darum mitgenommen, weil er nach Blandinis traurigem Gutachten voraussehen mußte, daß die Herzogin eines Gesandten nach Paris bedürfen würde. Richelieu machte oft kurzen Prozeß mit einer Erbschaft, welche von einem sogenannten „Staatsverräther“ herrührte, und ein berühmter Rechtsgelehrter wie Dietrichs Vater konnte sehr nöthig werden, wenn auch nur für Angabe der zweckmäßigen Schritte. Vielleicht auch für ein zeitig angebrachtes Wort beim Könige, zu welchem Grotius als schwedischer Gesandter Zutritt fand. Denn der König mißbilligte oft die Konfiskationen, welche Kardinal Richelieu befehlen wollte.

Auf weiter Waldblöße am Bergeshange lag das Landhaus. Ein überhängendes Dach schützte es vor dem Schnee,

eine Gallerie rings um den ersten Stock machte Licht und Aussicht zugänglich.

Ehe Bernhard noch vom Pferde steigen konnte, war Marguérite schon vor dem Hause und eilte ihm entgegen. Sie hatte ihn von Weitem erkannt.

Ach, ihr Benehmen war so lieb! Dem heiteren sorglosen Mädchen stand jetzt die Wehmuth und die Sorge so gut! Das Antlitz war ausdrucksvoller, die Stimme inniger geworden. — Ihr bringt gewiß Hilfe und Rettung! sagte sie so zuversichtlich, daß dem Herzoge gar weh zu Muthe wurde, weh und warm, denn er sah und hörte zum ersten Male, daß Marguérite treu und tief empfinden konnte.

— Es geht auch seit heute viel besser — setzte sie hinzu — der Vater hat tief geschlafen, und spricht ganz freundlich.

Oben an der Treppe harrte die Herzogin. Sie sah noch ernster aus und kummervoller als gewöhnlich, und fragte leise: — Was hat Euch Blandini geschrieben? — Das Schlimmste! Sonst kämt Ihr nicht so schnell, von weither und aus schwieriger Lage —?!

— Im Gegentheile! Meine Lage ist vortrefflich; ich habe einen großen Sieg erfochten, und mein Herz trieb mich, dem Freunde die Siegespost selbst zu verkünden.

Er fand den Kranken in einem großen, sehr wohnlich eingerichteten Zimmer auf einem Ruhebette. Ein loderndes Kaminfeuer brannte, alle Fenster standen offen, und die eben untergehende Sonne beleuchtete rosenroth die mit Schnee bedeckten Alpen des Berner Oberlandes, die Jungfrau, den

Mönch und den Aiger, welche der Kranke von seinem Lager aus sehen konnte, und in deren Anblick er gerade jetzt vertieft war. Er wußte noch nichts von der Ankunft Bernhards.

Als er dessen ansichtig wurde, hob er ein Wenig den einen Arm, und stieß einen leisen Freudenruf aus. Bernhard bemerkte nur zu gut, wie matt die Bewegung des Armes, wie schwach der Ruf war. Aber der Eindruck ging vorüber. Rohan zeigte sich so freudig erregt, als ihm Bernhard den Ausgang der zweiten Schlacht geschildert, daß dieser Blandinis Besorgnisse übertrieben fand.

Und nun sprach der Herzog Heinrich lange und ohne sichtbare Anstrengung. Er würdigte mit guten Gründen den Sieg fast noch höher als Bernhard, und setzte klar auseinander, daß der deutsche Krieg nun endlich eine unabsehbar günstige Wendung gewonnen für die Protestanten. „Wie tröstlich ist das für mich auch darum, weil ich so wenig Wort halten gekonnt mit der hugenottischen Hilfe, die ich Euch damals in Paris in Aussicht gestellt. Meine Landsleute haben leider keinen Blick für das was jenseits ihrer Landesgrenzen sich bewegt. — Kinder schließt die Fenster! Es wird für unsern Gast zu kalt."

Bernhard protestirte. Herzog Heinrich aber bestand darauf, und bat Frau und Tochter, ihn ein Stündchen allein zu lassen mit Bernhard.

Als sie allein waren, sagte er zu Bernhards schmerzlicher Ueberraschung: Mein lieber, werther Freund, sprechen wir Testament. Ich bin außer Zweifel, daß meine Lebens-

kraft erlischt wie die Flamme einer Lampe, die am letzten Oeltropfen zehrt. Tröstet nicht! Wir sind ja beide Kriegsmänner, die mit dem Tode hinlänglich vertraut sind. Ich verfolge seit Jahren, wie der Oelvorrath meiner Lebenslampe fortwährend aufgezehrt wird, ohne daß ein Ersatz, ein neuer Zufluß zu entdecken gewesen wäre. Der Kummer ließ nichts Neues zu. Der Kummer über die Welt, in der wir leben. Die Gelegenheit ist da, den Verkehr mit Gott zu säubern von altem Wust, den eine herrschsüchtige Kirche aufgehäuft, und sie wird nicht benützt. Die herrschenden Menschen scheuen die Anstrengung für ein höheres Ziel, verfallen persönlichem Eigennutze, und sind so denkfaul, daß sie sich über ihren persönlichen Vortheil nicht einmal aufklären. Denn was kann die Folge sein, wenn mein Vaterland, wenn Frankreich das einmal gewonnene Licht gewaltsam unter die Oberfläche drängt. Das Licht wird unterirdisch glimmen und brennen, und eines Tages bricht es als wüthende Flamme hervor, und zerstört vulkanisch all den Besitz und Vortheil, welchen man lügnerisch zu retten geglaubt hat. Ich sehe die Zeit kommen, in welcher die gedankenlosen französischen Edelleute als Bettler in fremde Länder flüchten müssen, froh darüber, ihr nacktes Leben gerettet zu haben. Und vielleicht fällt es ihnen auch dann noch nicht ein, daß ihre Vorfahren dies verschuldet, indem sie die Reform des Verhältnisses zu Gott mit Füßen getreten, und damit alle die Reformen zertreten haben, welche aus einer neu erweckten freien Gedankenwelt von selbst aufsprießen. Dieser Kummer hat mich aufgezehrt. Und jetzt da ich abscheiden muß,

seid Ihr, mein junger tüchtiger Freund, mein einziger Trost. Nehmt meine brave Gattin, nehmt mein liebes Kind in Euren Schutz! Hat mich väterliche Vorliebe nicht getäuscht, so seht Ihr Margueriten gern —

— Ich liebe sie!

— O, mein Gott, wie dank ich Dir! — Bitte, ruft sie, und ihre Mutter — mein Athem wird schwach — der letzte Tropfen — ist wohl — nahezu — aufgezehrt —

Bernhard eilte. Mutter und Tochter kamen. Marguérite arglos. Der Vater streckte ihr seine Hand entgegen. Sie küßte dieselbe. Dann suchte er in matter Bewegung die Hand Bernhards, welcher an der andern Seite des Lagers stand, führte sie zur Hand seiner Tochter, und als sich die Hände Bernhards und Marguéritens kaum berührt hatten, sanken die seinigen nieder, sein Haupt fiel zurück, ein leichtes Röcheln wie ein Seufzer rang sich aus seinem Munde —

— Er stirbt! schrie mit herzzerreißender Stimme die Herzogin. Und es war so.

Bernhard war noch einige Tage geblieben. Marguéritens wegen. Nicht nur, weil er sie liebte, sondern weil der Tod des Vaters einen gar so beunruhigenden Eindruck machte. Sie hatte es nicht glauben wollen, daß der Vater todt sei, daß er todt sein könne. Sie hatte sich auf ihn gestürzt, ihm durch Liebkosen und Rufen ein Lebenszeichen abzuringen. Ihr Schmerz hatte sich wie Verzweiflung geäußert, und eine

Leidenschaftlichkeit war an ihr zu Tage getreten, welche Niemand diesem bisher so gleichmäßigen, kühlen Mädchen zugetraut. Endlich war sie in Ohnmacht gesunken.

Sie hatte ihren Vater mit all ihren jugendlichen Kräften geliebt, und die trostlose Mutter behielt kaum Zeit für ihre Thränen um den entrissenen Gatten, sie mußte alle Aufmerksamkeit und Pflege der verzweifelnden Tochter zuwenden.

Am Morgen des dritten Tages hatte die Beerdigung statt gefunden. Gegen Erwarten hatte sich Marguérite ruhig und gefaßt dabei erwiesen. Nur ihre Thränen waren unaufhörlich geflossen. — Beim Weggehen vom Grabe hatte ihr Körper gezuckt wie von einem elektrischen Schlage getroffen, und sie hatte ihre Hand ausgestreckt nach Bernhard, der in der Nähe gestanden. Mit der Last ihres ganzen Körpers hatte sie sich auf seine dargebotene Rechte gestützt bis zur Hausthür. Dann hatte sie leise gesagt: Nicht fortgehen! Nicht fortgehen!

Bernhard saß jetzt allein auf der Gallerie neben dem Sterbezimmer, und schaute nach den Schneebergen des Berner Oberlandes. Es war ein sonniger Morgen; von allen Dächern, von allen Bäumen thaute es — der Winter schien jählings Abschied zu nehmen.

Bernhard faßte keinen Entschluß. Er meinte, warten zu müssen. Er meinte auch nicht, seine Gefühle ordnen und klären zu dürfen. Ein gewisses Zartgefühl verwehrte das. Die Trauer um den Freund ließ nicht zu, sich Liebesgedanken hinzugeben.

So saß er da, und schaute in die Landschaft. Seine Stimmung war ernst, aber im Grunde doch glücklicher als er sich gestehen mochte. Die Wärme der Anhänglichkeit, welche in Marguérite hervorgetreten war, hatte sein Herz im Grunde sehr wohlthuend berührt.

Da erschien Blandini hinter ihm, und trat auf die Gallerie heraus. Bernhard sah sich um, und empfand beim Anblicke des gelblich bleich aussehenden Mannes einen leichten Schauer. Er schob es auf die Todesweisheit dieses Arztes, welche sich so schlagend bewährt hatte am verstorbenen Rohan.

Stammte dies Schauern nur daher? Oder erbebte die Seele Bernhards vor der Nähe dessen, der sich ihm als Mörder nahte?

Blandini hatte sich eingestehen müssen, daß er nach dem entscheidenden Siege bei Rheinfelden nicht mehr zögern dürfe in Erfüllung seines Auftrags. Er hatte sich während der letzten Tage einsam verhalten in seinem Zimmer. Aber Dietrich hatte er doch gesprochen, und war durch ihn unterrichtet worden über die große Tragweite des Rheinfeldner Siegs. — Jetzt kam er, um den Herzog selbst darüber zu vernehmen. Er hielt Bernhard für einfach und wahrhaftig in Beurtheilung der eignen Thaten. Wenn dieser selbst sagen würde, daß der Sieg entscheidend, daß die glückliche Folge sicher und weitreichend wäre, dann war er entschlossen — an das mörderische Werk zu gehen.

Dahin lenkte er also das Gespräch.

— Eure Hoheit — sagte er endlich — haben also jetzt die siegreiche Lenkung des Krieges in der Hand?

— Das ist zu viel gesagt. Eine neue Epoche des Krieges beginnt allerdings. Es ist kein kaiserliches Heer mehr vorhanden, das mir entgegen gestellt werden könnte. Kaum ein Feldherr. Man wird, mein ich, tief unten in Niederdeutschland Truppen abrufen müssen, und wahrscheinlich den Götz an die Spitze stellen, der ein tüchtiger Oberst unter Waldstein war. Ehe der ein Heer zusammengebracht und über den Main geführt hat, wird der Sommer da sein, und ich habe bis dahin Zeit und Muße, Breisach zu nehmen und mein Heer durch Zuzug aus den Ländern und Städten meiner Glaubensgenossen zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Die letzten sechs Jahre, welche auf des Kaisers Guthaben fielen, sind ausgestrichen, und es beginnt eine neue Rechnung. Gott wird entscheiden, ob wir die neu gewährte Gunst zu benützen wissen.

Diese Worte warfen den Schauer auf Blandini's Nerven. Sie waren unzweideutig, und er mußte nun an sein Werk gehen.

— Ich bitte Eure Hoheit — sagte er unter einem leisen Seufzer — mich eine Minute Euren Puls beobachten zu lassen!

— Wozu?

— Ich bemerke in Eurem Auge und Euren Mienen ein Nervenzucken, das wie Wetterleuchten einem Gewitter vorauszugehen pflegt.

— Warum nicht gar! Ich bin ganz wohl.

— Darf ich bitten!

— Laßt mich in Ruh! Ich hege große Achtung vor Eurer Wissenschaft, und Euer Brief über den damals nur leicht verwundeten Herzog hat diese Achtung erhöht. Aber meine Person will leben und sterben ohne Doktor und Medicin.

— Folgt diesem Manne, lieber Herzog! Er hat einen Blick ohne Gleichen — ich hab' es mit Schaudern erfahren.

Die Frau Herzogin von Rohan, in tiefes Schwarz gekleidet, war auf die Gallerie herausgetreten, und sprach diese Worte.

Um ihr gefällig zu sein reichte Bernhard seinen Arm dem Doktor.

— Ja wohl — sagte dieser nach einer Minute — es gährt ein Nervensturm in Eurem Innern. Und man muß ihn gewähren lassen. Es könnte gefährlich sein, ihn zu unterdrücken. Vielleicht zertheilt er sich von selbst. Ist dies aber nicht der Fall, so laßt Euch durch die Art seines Ausbruchs nicht täuschen. Dieser Ausbruch wird gar nichts Unangenehmes haben; er wird darin bestehen, daß Ihr Euch plötzlich sehr aufgeweckt, heiter erregt fühlt, federleicht in den Gliedern, geneigt zu körperlichen Luftsprüngen, erfüllt von einem schimmernden Lichtglanze im Innern, welcher Gegenwart und Zukunft übertrieben herrlich erscheinen läßt. Wenn dieser Zustand eintreten sollte, dann trinket Milch oder Oel. Was ihr am nächsten zur Hand habt. Beides beschwichtigt die Magennerven, und wirkt durch diese beschwichtigend weiter. Versäumt Ihr solche Gegenwirkung, so steigert sich der

Reiz bis zu großer Abgespanntheit, und es bleibt das Samenkorn zurück, welches fortwuchert. Es ist unberechenbar, auf welchen Theil des Innern es seine Wurzeln ausdehnt, und Siechthum erzeugt —

— Hört auf! — rief Bernhard — Ihr überreizt Euch selbst. Mich nicht. Wer sich in den Finger schneidet, kann in Brand verfallen und den Arm verlieren, und wenn er ihn nicht rasch abschneiden läßt, das Leben. So heißt's in den Stuben und unter furchtsamen Leuten. Zu denen gehör' ich nicht, und Faselei, wenn sie noch so gelehrt und geachtet auftritt, ist und bleibt für meine Nüchternheit Faselei.

Blandini machte eine tiefe Verbeugung, eine gleiche, von einem kaum merklichen Achselzucken begleitet, der Frau Herzogin — und ging.

Er hatte auf eine solche Abfertigung gerechnet; sein Zweck war erreicht. Gerade so meinte er am Besten sein Beginnen einzuleiten.

Die Herzogin wollte Bernhard sanfte Vorwürfe machen; er aber brach das Thema ab, und ging darauf über: welches der nächste Lebensplan der trauernden Witwe wäre, und wie er ihr behilflich sein könnte. Er schlug ihr vor, wieder nach Basel zu übersiedeln, liebenswürdig hinzusetzend, daß dieser Vorschlag allerdings mit seinem Eigennutze zusammenhinge. Dort an der deutschen Grenze könne er leichter und öfter die Freude haben, Mutter und Tochter zu sehen. Ich weiß nicht — setzte er zögernd hinzu — ob der verstorbene Herzog mit Euch davon gesprochen, daß er mir eine nähere, herzliche Stellung zu Margueriten zugedacht hatte?

— Ja, lieber Freund, und ich habe auch seine letzte Handlung, das Zusammenfügen Eurer Hände, verstanden —

— Und gebilligt?

— Von Herzen. Dennoch, lieber Bernhard, widerstrebt es mir, jetzt nach Basel zu übersiedeln und diesen Ort zu verlassen, wo mein Heinrich seine Ruhestätte gefunden. Und ich wollte Euch bitten, den Eigenthümer in Basel anzugehen —

— Er soll Euch dies Landhaus und dies theure Grab nicht nur eine Zeit lang noch gestatten, er soll es Euch ganz überlassen. Ich kenne den Mann, er hat ein Herz für unsern Glauben, er wird unsern Empfindungen entgegen kommen.

— Dank! Dank! Und leider muß ich einräumen, daß es ein Frevel an unsrer gemeinsamen Sache wäre, Euch länger hier abzuhalten von Eurer großen Kriegsaufgabe. Mit Wehmuth sag' ich's, aber es muß gesagt sein. Nur Eins mögt Ihr uns noch gewähren: überlaßt mir den jungen de Groot zu einer Sendung nach Paris. Sein Vater kann uns — Ihr habt ja schon selbst daran gedacht! — recht nützlich sein, wenn er der Erste ist, welcher dem Könige den Tod meines Gatten anzeigt. Dann können die Umtriebe des Kardinals um Marguéritens Erbe abgeschnitten werden; denn es ist dann zu hoffen, daß dem Könige ein entscheidendes Wort für unser Recht abgenöthigt wird.

— Dazu habe ich den jungen Mann mitgebracht. Er steht zu Eurer Verfügung. Und ich will sogleich selbst einen Brief an den König schreiben. Es wird ihm schmeicheln,

wenn ich ihm selbst den Sieg bei Rheinfelden anzeige, obwohl kein einziger Franzose dabei mitgefochten hat, und er wird die Artigkeit mit Artigkeit erwidern durch Bestätigung Eures unzweifelhaften Erbrechtes, die ich ausdrücklich in Anspruch nehme.

Auch die Herzogin wollte sogleich unmittelbar an den König schreiben. Sie trennten sich, und sie sagte nur noch, als er ihr die Hand drückte und küßte: — Aber, nicht wahr? den heutigen Tag schenkt Ihr uns noch ganz?

— Ich schenk' ihn mir! — erwiderte er herzlich.

Als die Sonne im Mittag stand, und den Schnee ringsum in Wasser verwandelte, war Dietrich mit den Briefen ausgerüstet, und brach auf nach Paris. Ein Diener des Rohan'schen Hauses ward ihm mitgegeben. Nicht Mathieu, der zum Schutze der Frauen bestimmt war, obwohl der alte Knabe jetzt noch selbst schutzbedürftig erschien. Der Verlust seines Herrn beugte ihn tief, und erst im letzten Augenblicke fand er die Fassung, Dietrich an den „Grauschimmel“ zu erinnern, den der König unter solchen Umständen wohl auch bewilligen werde. Der hochselige Herr Herzog — sagte er, und die Rührung übermannte ihn — wußte den Grauschimmel — sehr zu schätzen — und würde sich im Grabe — freun —

— Ich sorge dafür! — entgegnete Dietrich mit seiner gewöhnlichen Zuversichtlichkeit vom Pferde herab, und grüßte Marguérite und die Frau Herzogin, die unter der Hausthür standen. Marguérite schritt sogar über den feuchten Sandboden herzu, und reichte ihm die Hand zum Abschiede —

Sie war so weich! Auch dieser Jugendgenosse ging fort! Es war ihr, als ob die ganze Welt leer würde. Denn die Mutter hatte ihr gesagt, daß der Herzog Bernhard bis morgen bleiben würde. Nur bis morgen?! hatte sie unter Thränen geflüstert.

Der unbedachte Dietrich führte übrigens schon dasjenige mit sich, was den Zweck seiner Reise zerstören konnte — der mitreitende Jaquette beherbergte in seiner Satteltasche einen Brief Blandinis. Dieser nämlich hatte bemerkt, daß die große Rohan'sche Erbschaft in Frage stehe, und daß es von Wichtigkeit sei, wer die ersten Schritte einleiten könne. Seine Verbindung mit Desnoyers legte ihm gleichsam die Verpflichtung auf, eilig Bericht zu erstatten. So meldete er denn in wenigen Zeilen Desnoyers den Tod des Herzogs von Rohan und setzte einfach hinzu, daß der junge de Groot mit dieser Meldung an den König dieses Brieflein bringe. Dies wohlversiegelte Brieflein hatte Dietrich zur Bestellung übernommen. Und die Bestellung war sehr leicht. Neben dem Hause der schwedischen Gesandtschaft in der Wohnung der Lady Seymour sei es an den Diener des Herrn von Zierotin abzugeben. Das machte ja gar keine Schwierigkeit für Dietrich, und konnte gleich nach seiner Ankunft in Paris erledigt werden.

Im Trauerhause selbst ging es her wie in allen Trauerhäusern: die Tagesordnung wurde eingehalten, als ob es keinen Todesfall, kein Begräbniß gegeben hätte. Die äußerliche Ordnung kommt der innerlichen Zerrüttung zu statten — Koch und Diener arbeiteten regelmäßig weiter, und die

Tafel war Nachmittags gerüstet, die Herzogin und Marguérite und Herzog Bernhard und Doctor Blandini setzten sich zu Tische.

Bernhard übernahm es, die Unterhaltung zu führen. Er entschuldigte sich beim Doktor über die starken Ausdrücke, welche er am Morgen gegen ihn gebraucht, und bat ihn, sobald als möglich wieder in sein Hauptquartier zu folgen. Das anbrechende Frühjahr sei immer die schlimmste Jahreszeit für den Gesundheitszustand der Truppen, — und Ihr, werther Herr Doctor — fuhr er fort — genießt unter ihnen durch Eure glücklichen Kuren eines unbegrenzten Vertrauens. Sie fragen nicht darnach, welchem Kirchenglauben Ihr angehört, sie nennen Euch einfach den gesegneten Hexenmeister. Außerdem wartet mein Schatzmeister auf Euch, er ist Euch das Honorar noch schuldig für Eure Hilfe im Dellsberger Lager. Zunächst gehen wir nach Rheinfelden, welches sich in diesen Tagen ergeben muß, und wo es leider wie in allen belagerten Orten an ansteckenden Krankheiten nicht fehlen wird. Dann machen wir Neuenburg am Rheine zu unserm Hauptquartiere. Dort ist ein wichtiger Rheinpaß, welchen ich befestigen und zu meinem Hauptsitze machen will. Dort, liebe Frau Herzogin und liebe Marguérite, hoff' ich auch Euch in der guten Jahreszeit einmal bewirthen zu können. Ich rüste eine Wohnung dazu, und bitte um Eure Zusage.

Die Herzogin verneigte sich stumm, und Marguérite, welche neben Bernhard saß, erhob ihr feuchtes Auge zu ihm fragend, bittend, hoffend? Wie kann man den Blick bezeichnen!

Bernhard meinte ihn zu verstehen. Er nahm ihre Hand. Sie war warm und feucht, und als er sie an seine Lippen führte, empfand er, daß ein leise zuckender Druck von ihr ausging.

Das Zartgefühl für die trauernde Tochter erlaubte es ihm nicht, das jetzt so weiche Mädchen um Liebe zu fragen, als es nach aufgehobener Tafel neben ihm stand am Kaminfeuer. Das Zimmer war leer.

Sie sah reizend aus in den schwarzen Trauerkleidern. Ihre matte Gesichtsfarbe war von den dunklen Hüllen lieblich gehoben, und ihr Auge hatte einen so weichen und lieben Ausdruck, welchen Schmerz und Trauer der Jugend verleihen.

Bernhard suchte sie dadurch zu trösten, daß er ihr den Vater als unverloren darstellte. Sein Bild, sein lieber Eindruck bleibe ihr ja doch für's ganze Leben. Und sein Vermächtniß!

— Sein Vermächtniß? — fragte sie, zu ihm aufblickend.

— Das bin ich, liebe Marguérite. Er hat mir in seinen letzten Minuten die Sorge vermacht um Euer Wohl; er hat mich berechtigt, seine Stelle einzunehmen für seine Marguérite, die sein letzter Gedanke war. Wollt Ihr mir dies Recht nicht gewähren, liebe Marguérite?

Sie blickte innig in sein Auge, welches auf ihr ruhte, innig und schweigend.

— Nein? — fragte er leise.

— O ja, ja, ja! — rief sie plötzlich schluchzend, und

ihr Köpfchen sank an seine Brust, das Antlitz drückte sich abwärts, ein Thränenstrom erschütterte ihren ganzen Körper —

So hielt er eine Zeitlang lautlos das zitternde Mädchen. Unter schmerzlichen Thränen kam ihm der ersehnte, schönste Augenblick des Lebens. Vielleicht der einzige, wenn die Lebensgefahr wirklich zu ihm trat, welche in einem andern Zimmer desselben Hauses für ihn vorbereitet wurde.

Er war sehr glücklich, wenn auch die Wehmuth ihren Schatten breitete über sein Glück, und wenn er sich auch gestehen mußte, daß Schmerz und Verlassenheit die Geliebte an seine Brust geführt. Er streichelte endlich ihr Haar, er bat sie aufzublicken —

Sie that es und flüsterte: — mein guter Freund!

— Das bin ich von ganzem Herzen! sprach er eben so leise, und neigte sich, und berührte mit seinen Lippen ihr thränenfeuchtes Auge.

Da zuckte sie zusammen und trat ein wenig zurück.

Hatte sie die Mutter gehört, welche gerade jetzt die Thür öffnete? Nein.

Sie setzten sich alle Drei um den Kamin und die Herzogin erhielt ein oft stockendes Gespräch aufrecht. Die liebenswürdigen Charakterzüge des Verstorbenen waren das Thema — hervorbrechender, überfluthender Schmerz erzeugte die Pausen.

Bernhard war erstaunt und entzückt von einzelnen Bemerkungen Margueritens. Sie zeugten von einer klaren,

gedankenvollen Auffassung, welche über die Jugend des Mädchens weit hinaus reichte.

Die Herzogin mahnte endlich an die Nachtruhe, da Bernhard schon mit dem Morgengrauen aufbrechen wollte. Sie nahm Abschied von ihm, da Bernhard gebeten hatte, so früh am nächsten Tage sich um sein Fortreiten nicht zu kümmern.

Dann reichte er Margueriten die Hand, und küßte sie warm unter einem herzlichen Drucke. Sie erröthete, und schlug die Augen nieder. Aber er fühlte, daß sie seinen Druck ein wenig erwiderte, und sie schlug dann auch das Auge auf, und ihr Blick war lieb und warm.

Eine Stunde später herrschte tiefe Stille im ganzen Hause.

Auch Blandini und Medardo schliefen. Letzterer unruhig. Blandini ruhig.

Er hatte Alles besorgt für den nächsten Morgen. Zuerst die Vorausverkündigung an den Herzog, daß er in einen aufgeregten krankhaften Zustand gerathen würde. Das sollte doppelte Frucht tragen: das Zutrauen in die Wissenschaft des Arztes überaus erhöhen, und die Zuversicht auf die feste Gesundheit des Herzogs tief erschüttern. Alsdann hatte Blandini, allein mit Medardo auf seinem Zimmer, die Fläschchen hervorgesucht, und Medardo aufgetragen, am andern Morgen Nummer Eins zu nehmen und anzuwenden. Er selbst wollte sich nicht mehr sehen lassen. Kein Gedanke an ihn sollte aufsteigen bei der Abreise des Herzogs. Eine Gewohnheit Bernhards machte dies leicht. Bernhard trank

täglich des Morgens unmittelbar nachdem er vom Lager aufgestanden einen Becher frischen Wassers. Hoffmann reichte ihm denselben im gewöhnlichen Lebenslaufe; auf der Reise that dies der Reitknecht, welcher ihn begleitete.

In diesen Becher voll Wasser sollte Medardo den Inhalt des Fläschchens schütten am nächsten Morgen. Der Inhalt des Fläschchens war farblos. Es war eine Arsenik-Auflösung in kleiner Dosis, nicht größer als sie Bergsteiger und Gemsjäger zu sich nehmen sollen, wenn sie eine steile Aufgabe vor sich haben und ihre Kräfte beleben wollen. Sie sind durch die kleinsten Dosen allmählich vorbereitet, ihre Organe sind daran gewöhnt wie die des König Mithridates an stärkere Dosen gewöhnt gewesen sein sollen, und sie empfinden nicht mehr die üblen Nachwehen, welche bei einem ersten Verschlingen von so viel Gift ohne vorhergehende Gewöhnung eintreten.

Medardo hatte den Reitknecht kennen gelernt; er kannte die Ortsgelegenheit.

Noch ehe der Morgen dämmerte war er außen vor dem Landhause. In einen großen Trog lief da, vom Berge herabkommend, das frische Quellwasser. Dort erwartete er den Reitknecht. Er wusch sich Antlitz und Hände, um beschäftigt zu erscheinen.

Der Morgen war hell und mild. Der Reitknecht kam, und trug den Becher in der Hand. Gruß und Gespräch. Und als der Reitknecht den Becher gefüllt hatte, faßte Medardo den Kriegsmann bei dem Arme, in welchem er den Becher hielt, und rief „horch!“

— Was giebts's? — Und bei dieser Frage blieb der Becher auf dem Rande des Wassertroges stehen, wie Medardo durch das Anfassen des Armes beabsichtigt hatte.

— Das muß ein ganz naher Schildhahn sein, der hier oben im Walde balzt! sagte Medardo mit gedämpfter Stimme.

— Ich höre nichts!

— Die dicken Nußbäume hier um den Trog hindern den Schall, drüben hinter ihnen hört man's schon!

Medardo wußte, daß der Reiter seine Jagdpassion hatte, und den Schildhahn werde hören wollen. So war's auch. Der Reitknecht schlich hinter die Bäume, und Medardo schüttete rasch den Inhalt des Fläschchens in den Becher.

Dann folgte er dem Reitknechte nach. „Hörst Du ihn nicht? — Nein. — Der Lump verschweigt sich jetzt; schleichen wir ein Stück hinauf! — Kann nicht. Der Herzog ist eben aufgestanden, und erwartet sein Wasser —

Damit ging der Reitknecht zurück, nahm arglos den Becher und ging in's Haus.

Als er drin war, schlüpfte auch Medardo von rückwärts hinein. Es wurden die Pferde schon aus dem Stalle geführt.

Zehn Minuten später bestieg Herzog Bernhard sein Roß, sah noch einmal nach den Fenstern des ersten Stockwerks hinauf, und ritt langsam von dannen.

In Paris war Alles auf den Beinen, Alles in Bewegung: es donnerten die Kanonen. Was ist? Die Regierung feiert den Sieg bei Rheinfelden, welchen Herzog Bernhard von Weimar erfochten.

Die Pariser wußten noch gar nicht, daß diese lärmende Feier eine sehr komische Seite hatte, und daß nicht ein französischer Soldat bei Rheinfelden mitgefochten hatte.

Sie wußten es nicht, und fragten nicht darnach. Sie benützten die Gelegenheit, spazieren zu gehen, weil der abscheidende Winter dazu Erlaubniß gab. Viel wärmere Erlaubniß als in der kälteren Schweiz. Unter den noch kahlen Bäumen der place royale wimmelte es an diesem Nachmittage von Spaziergängern, noch mehr von Spaziergängerinnen.

Unter ihnen Louison mit ihrer Freundin. — Louison war ziemlich rücksichtslos gegen diese Freundin: sie kündigte ihr plötzlich die fernere Begleitung auf, weil sie die „Frau Excellenz" oben am Fenster sähe, und weil sie dieser gratuliren müßte zum neuen Siege ihres Herrn Sohnes.

Frau Excellenz war Frau Grotius. Frau Grotius und Louison waren mit einander bekannt und befreundet geworden. Auf dem „marché des innocents" waren sie miteinder bekannt geworden. Dieser Markt war etwas weit abgelegen für die Rue André Louisons. Aber diese hatte junge Beine, und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, die Bekanntschaft einer so wirthschaftlichen Gesandtin zu machen, welche die Mutter des wackern Dietrich war. Der wackre Dietrich nämlich hatte in den letztvergangenen Jahren zu wiederholten

Malen die Rue André aufgesucht, nicht bloß um Mandeln zu kaufen im Spezereiladen des Vaters, sondern auch um im Hinterstübchen anzufragen, ob Demoiselle Louison einen höflichen Besuch annähme. Louison wünschte nun lebhaft zu wissen, ob die Frau Mutter des wackern Sohnes von diesen Besuchen unterrichtet wäre und was sie dazu sagte. Die bürgerliche Sorglosigkeit der Frau Excellenz, selbst auf den Markt zu gehen gefiel auch Louison ungemein, und erweckte ihr den Gedanken: eine solche Frau könnte nicht abschmeckend sein gegen ein saubres und obenein wohlhabendes Bürgermädchen.

Louison hatte sich darin nicht geirrt: Frau Grotius war recht freundlich auf die Bekanntschaft eingegangen, und nachdem man sich ein Dutzendmal auf dem Markte begegnet, und eine Strecke weit miteinander gegangen war, hatte sich's einmal zugetragen, daß Louisons Vater eine absonderlich feine Sorte von Kaffeebohnen erhalten und daß Louison sich bereit erklärt hatte, der Frau Excellenz eine Probe davon zu bringen.

So war sie in's Haus der Frau Grotius gekommen, und es hatte sich ein allerliebstes Verhältniß ausgebildet zwischen der älteren sehr verständigen Frau und dem jungen recht klugen Mädchen.

Als dies Verhältniß schon lange im Gange gewesen, hatte denn Louison auf Umwegen nach dem Herrn Sohne sich erkundigt, und Frau Grotius hatte lachend entgegnet: Macht keine Umstände, Mademoiselle Louison, ich weiß recht gut, daß Ihr meinen Dietrich kennt, und daß er Euch mehr-

mals besucht hat. Mein Dietrich sagt mir Alles. — Louison war einen Moment lang roth geworden, dann hatte sie auch gelacht. Und der „junge Held“ war nun vielfach Mittelpunkt ihrer Unterhaltungen geworden.

Der Sieg bei Rheinfelden trieb also Louison jetzt sehr natürlich zu Frau Grotius hinauf. Sie mußte nicht nur Glück wünschen, sie mußte auch fragen, ob Nachricht da wäre, und dem stürmischen Krieger nicht etwa ein Unfall begegnet wäre in der mörderischen Schlacht.

— Wir wissen noch nichts — antwortete Frau Grotius, und forderte Louison auf, sich neben sie an's Fenster zu setzen — noch gar nichts. Aber ich ängstige mich nicht: Dietrich ist neuerdings mehr und mehr staatsmännisch im Dienste des Herrn Herzogs, er wird von diesem nicht in's dichteste Mordgetümmel hinein geschickt werden.

Und nun ging sie auf das Thema über, welches ihr besonders am Herzen lag mit Louison. Sie hatte an und für sich eine starke Neigung, Proselyten zu machen für ihren evangelischen Glauben, und in Betreff Louisons schien sie dafür noch einen aparten Grund zu haben. Die kluge Louison ging auch sehr bereitwillig ein auf dieses Thema. Sie gestand, daß sie schon mit Herrn Dietrich darüber gesprochen, und daß sie sich bei ihrem Beichtvater Raths erholt. Aber der Rath habe mehr gescholten als belehrt, und gerade Belehrung über die Unterscheidungspunkte der beiden Kirchen suche sie. Dadurch sei das Gespräch mit der Frau Excellenz so anziehend für sie.

— Laß doch die dumme Excellenz — erwiderte Frau Grotius — mir kommt ja der hochfahrende Titel gar nicht zu. Meinem Manne nur gehört er, und ich mag Eure römischen Uebertreibungen gar nicht leiden. Ich nenn' Dich mitunter „Du“, und Du nimmst mir das auch nicht übel.

Louison küßte ihr die Hand, und die Disputation begann. Louison hatte sich wirklich unterrichtet und konnte disputiren.

Darüber sank der Tag, und es wurde dunkel. Sie hatten sich vom Fenster entfernt, und waren fast erschrocken, als Dietrich plötzlich vor ihnen stand.

Er war eben angekommen mit Jaquette und dem Rohanschen Diener. Na, das war eine Freude und ein Fragen und ein Anordnen!

Dietrich war so entzückt, Louison zu finden, daß es die Mutter fast übel genommen hätte, wenn eine Mutter wie Frau Grotius was übel nehmen könnte von ihrem Sohne.

Als der Vater gerufen und gekommen war, gingen die Fragen auf ernste Dinge über. Die Briefe an den König kamen zur Sprache. — Also Audienz begehren für Dich und mich! — rief Papa — aber der König ist nicht in Paris, er ist auf der Schnepfenjagd, wir werden ein Paar Tage warten müssen!

— Dann ist noch ein Brief abzugeben hier nebenan bei der Lady Seymour — sagte Dietrich.

— Die arme Frau — schaltete die Mutter ein — leidet wunderlich an den Nachwehen ihrer Krankheit. Ich hab' sie kennen gelernt, wir können ihr morgen selbst den Brief bringen.

— Er ist nicht an sie, und soll an den Diener eines Herrn von Zierotin abgegeben werden.

— Der ist schon lange fort!

— Einerlei! Er wird wohl seine Adresse hinterlassen haben. Jaquette, Du kannst gleich den Brief hinüber tragen!

Vater und Mutter waren erbaut von dieser pünktlichen Sorgfalt des Sohnes, und die Mutter unterrichtete Jaquette genau über Haus und Dienerschaft der Lady. Sie war seit einiger Zeit täglich drüben gewesen; der gemeinschaftliche Hausarzt hatte Frau Grotius mit Lady Ludmilla bekannt gemacht, da die Lady bei allem Reichthum auffallend verlassen und einsam existire, und ihres Zustandes wegen recht sehr einer kundigen, weiblichen Hülfe bedürfe.

Binnen zehn Minuten war Jaquette zurück. Der Diener des Herrn von Zierotin sei noch da, und habe die Bestellung des Briefes sogleich übernommen.

Am andern Morgen that Vater Hugo die nöthigen Schritte, um die Audienz beim Könige zu erlangen für sich und seinen Sohn.

Am andern Morgen war auch Louison wieder da. Die im Kriege verschlissene und abgebrauchte Kleidung Dietrichs mußte erneuert werden, und Frau Grotius setzte keinen Schneider in Nahrung, sie machte Alles selbst. Für diese Arbeit aber war ihr Louison wünschenswerth, denn sie gab bereitwillig zu, daß dies Pariser Kind feinen Geschmack habe, und sich auf die Mode verstehe. Dietrich war natürlich derselben Meinung, und fand das Maaßnehmen von der Hand

des noch viel hübscher gewordenen Mädchens ganz allerliebst.

Am dritten Tage erst stiegen Vater und Sohn — letzterer zum ersten Male in seinem Leben elegant gekleidet — zu einer Kutsche hinab, welche gemiethet worden war, und welche die beiden Herrn zum Louvre fahren sollte.

Frau Grotius und Louison sahen ihr vom Fenster nach. Beide mit Genugthuung. Louison gestand sich, daß Dietrich doch in seinem Aeußern ungemein gewonnen habe seit sie ihn zum ersten Male in dem mißlichen gelben Mantel gesehen. Sein Inneres hatte sie immer eigenthümlich ansprechend gefunden. Er wußte so viel, und war so gut! Und er hatte immer Gesichtspunkte, welche sie höchlich überraschten. — Frau Grotius aber bemerkte laut, daß Dietrich doch offenbar zu gut sei, um als Futter für Säbel, Pistolen und Musketen verbraucht zu werden, und daß er mit seinen erstaunlichen Kenntnissen und seiner so schön entwickelten Figur die Laufbahn eines Staatsmanns wieder aufnehmen müsse.

Louison war genau in allen Dingen. Sie fragte, scheinbar recht unbefangen, was wohl diese Laufbahn eigentlich an Amt und Einkommen mit sich brächte. Und Frau Grotius entwickelte ihr das ausführlich. Sie beschrieb dabei recht offen, was die Familie an eignem Vermögen besäße, und wie Dietrich auch nach Holland zurückkehren könnte, wenn ihm der schwedische Dienst nicht zusagte, oder wenn der Friede in Deutschland noch lange auf sich warten ließe, und der Herzog von Weimar nicht an sein großes Ziel käme.

Im Falle des endlichen Triumphes für Herzog Bernhard freilich würde Dietrich gewiß zu großer Stellung berufen.

Kurz, anderthalb Stunden vergingen unter solchen Erwägungen so schnell, daß Frau Grotius und Louison überrascht waren, Vater und Sohn wieder eintreten zu sehn —

— Nun, wie ist die Audienz abgelaufen? rief die Mutter.

— So so! antwortete Vater Hugo.

— Gar nicht besonders! rief Dietrich gegen seine Gewohnheit, die Alles rosig anzusehen pflegte.

— Wie denn das?

— Der König wußte den Tod Rohans schon — fuhr er fort — und das ist unbegreiflich. Er erwies sich zäh in der Erbschaftsfrage.

— Obwohl er auf meine Einrede zugab — sagte Vater Hugo — daß der Besitzergreifung von Seiten der Frau Herzogin nicht ein einziges rechtliches Titelchen im Wege stünde. Recht geschickt und galant hat er dem Herzoge Bernhard die Erledigung zugeschoben. „Es heißt ja“, sagte er, „daß der Herzog von Weimar in nächster Freundschaft steht mit den Rohanschen Damen. Er wird also gern etwas für sie thun. Ich wünsche dann, daß er mir von den Gefangenen den Jean le Wert hierher nach Paris sende. Das ist eine angenehme Satisfaktion für die Pariser, welche sich damals so sehr gefürchtet haben vor diesem Kriegsmanne. Ich lasse so eben durch einen Abgesandten, durch den Grafen von Guébriant, welchen der junge Graf von Turenne begleiten wird, um diese Sendung ersuchen. Ihr,

Herr Gesandter, werdet mir eine Gefälligkeit erweisen, wenn Ihr Eurerseits Euren hoffnungsvollen Herrn Sohn unverzüglich wieder zum Herrn Herzoge von Weimar sendet, auf daß er ihm die Hersendung des Jean le Wert plausibel mache."

— Du sollst gleich wieder fort?! rief die Mutter.

— Leider! — antwortete dieser — und das thut Herzog Bernhard nicht! Den Wörth liefert er nicht aus.

— Und doch muß es versucht werden — sagte der Vater — denn erstens ist ein solcher Wunsch des Königs für uns wie ein Befehl, und ferner bemächtigen sich die habsüchtigen Minister trotz der sonnenklaren Rechtsansprüche der Frau Herzogin dieser Erbschaftsangelegenheit, wenn dem Könige nicht Genüge wird in der Kaprice für Jean le Wert.

Recht verstimmt ritt schon am nächsten Morgen Dietrich wieder aus Paris, begleitet von dem Rohanschen Diener. Jaquette war zurückgeblieben im Grootschen Hause.

Der Weg war damals so lang! Fast eine Woche brauchte man, wenn man die Pferde nicht wechseln konnte.

Er ritt über Chaumont und Epinal nach den Vogesen zu, weil er dort französische Truppen vermuthen durfte, welche ihm den Aufenthalt Bernhards bezeichnen konnten.

Von ihnen erfuhr er, daß Rheinfelden kapitulirt habe, daß Rötteln wie Freiburg erstürmt seien, und Herzog Bern-

hard mit Verschanzung des Rheinpasses bei Neuenburg beschäftigt sei.

Eines Abends kam er an den Brückenkopf, welcher auf dem linken Rheinufer gegenüber von Neuenburg angelegt war. Aneinander gelegte Schiffe zwischen Inseln bildeten Brücken hinüber. Er ritt langsam über die Brücken und Inseln. Die Sonne war schon untergegangen. Im Dunkeln ritt er in das befestigte Städtchen hinein.

Man wies ihn nach rechts. Durch einen Thorbogen kam er scheinbar wieder in's Freie. Innerhalb der Mauern und Gräben zog sich hier ein Parkraum mit großen Bäumen zum Rheine hinab. Links vom Einreitenden stand ein zweistöckiges Haus mit hohem Dache. Es war breit und tief, Stufen führten zum Erdgeschosse hinauf. In diesem Hause wohnte der Herzog. Rechts hinein ward Dietrich gewiesen.

Durch ein geräumiges Vorzimmer trat er in einen gewölbten Saal. Ein großer, länglich runder Tisch stand in der Mitte. Links und geradeein waren Thüren. Die geradeein, dem Eintretenden gegenüber, führte zum Herzoge, die letzte links zu seinem Leibdiener.

Dietrich öffnete die letztere, und fand Hoffmann bei zwei Kerzen mit Lesen eines Blattes beschäftigt.

Hoffmann, der stets voll Weisheit war, erschien verstimmt. Der Herzog machte ihm Sorge und Aerger. Warum? — Ach! — stieß er hervor — weil er von Jugend an nie auf guten Rath gehört! Da hat ihn Doctor Blandini Tags vor der Abreise von den Rohans gewarnt, hat

ihm gesagt, daß er nicht wohl sei und was nehmen solle. Der Herzog hat darüber gespottet. Und kaum ist er eine Stunde auf der Reise, da geht's los. Er geräth in eine Aufregung ohne Gleichen, er spornt sein Pferd, und reitet bis es stürzt. Er muß aufgehoben werden, und ist wie gelähmt. Man bringt ihn in ein Haus. Dort wird ihm auf sein Verlangen Milch gereicht. Die thut ihm gut. Nach einigen Stunden kann er weiter. In Rheinfelden ruht er ein Paar Tage; aber er hat einen Knacks weg, den er nicht verwinden kann. Das ist nun freilich gegen seine Natur, die immer von Eisen war, und nun ist er reizbar und krittlich, daß man's kaum aushält um ihn. Die Fliege an der Wand würde ihn ärgern, wenn's jetzt im Frühjahre schon Fliegen gäbe. Nur ein Gutes ist dabei: er ist nun endlich zur Erkenntniß gekommen, daß ein gescheidter Doktor was bedeutet. Weil ihm Doktor Blandini den Zustand voraus gesagt, da ist ihm der Glaube endlich in die Hand gekommen; jetzt will er geschwind durch des Doktors Hilfe gesund werden, und schickt Boten über Boten nach Luzern, wo Blandini verweilt. Er soll kommen, kommen und bleiben! Hätt' er's nur früher eingesehen!

— Und der Doktor kommt nicht?

— Noch ist er nicht da. Diesen Zettel hat er geschickt. Er beschreibt die Diät und alle Verhaltungsmaaßregeln. An mich ist er natürlich gerichtet, denn wenn ich nicht aufpasse, der Herzog hat keinen Verstand und keine Geduld für so was. Dazu der Aerger mit dem wälschen Herzog! Und daran ist unser Herzog auch selber schuld. Warum hat er

den Racker nicht nach Hohentwiel geschickt, wie er Anfangs wollte! Da wär's nicht passirt.

— Was denn? Und welcher Herzog?

— Na, der Savelli, der kaiserliche Generalissimus. Entwischt ist er aus Lauffenburg.

— Ah?

— Freilich! Sein Ehrenwort hat er gebrochen. Auf sein Ehrenwort, daß er nicht entweichen wollte, hatte er die Erlaubniß bekommen, frei in der Stadt umherzugehen. Und die Erlaubniß hat er dazu benützt, mit Hilfe eines Mönchs, eines Bürgers und eines Frauenzimmers über die Stadtmauer zu klettern, und davon zu laufen. Der Herzog war von einer Wuth! So hab' ich ihn noch gar nicht gesehen; er ist eben krankhaft. Alle drei, den Mönch, den Bürger und das Frauenzimmer hat er auf der Stelle aufhängen lassen.

— Oh!

— Und was noch unangenehmer ist: der artige und geschickte Herr von Mitzlau ist dabei mit in die Patsche gekommen. Er hatte mit gut gestanden für den Savelli. Wer kann denn auch von einem Kavalier solche Niederträchtigkeit vorhersehen! Er hat eben nicht bedacht, daß diese wälschen Herzöge keine ordentlichen Herzöge sind. Und die Herrn Obersten Rosen und Taupadell die haben gehetzt, die sind dem Herrn von Mitzlau nicht grün. Glücklicherweise stand er gut beim Herzoge von Paris her wegen des verstorbenen Herzogs von Rohan, den er damals gerettet. So hat's der Herzog fallen lassen; aber geschadet hat's dem Mitzlau doch

— kurz, es geht bei uns jetzt Vieles schief und schräg, obwohl der Krieg besser marschirt als je. — Ja so, Ihr wollt den Herzog sprechen. Da muß ich nachfragen und melden. 's ist nicht mehr wie sonst. Ueberraschungen mag er nicht mehr, er ist eben empfindlicher und schreckhafter. Er, der früher das Erschrecken gar nicht kannte! Der Erlach ist drin, den er als Gefangenen in Rheinfelden gefunden und befreit hat. Wartet nur hier, ich gehe schon.

Eine Minute später stand Dietrich in einem großen Eckzimmer, welches auf den Park und Rhein hinab sah, vor dem Herzoge.

Bernhard lag auf einem Ruhebett, und Dietrich entdeckte erst nach und nach, daß sein Antlitz blaß und verstört war. Das Licht der Kerzen war durch Schirme verdeckt, und gewährte nur eine unsichere Beleuchtung. Erlach stand in einiger Entfernung neben einem Tische, auf welchem ein großer Festungsplan — wahrscheinlich von Breisach — ausgebreitet lag.

Dietrich mußte erzählen. Als er zu des Königs von Frankreich Forderung kam, den Johann von Wörth nach Paris zu senden, fuhr der Herzog auf. „Warum nicht gar!“ stieß er undeutlich zwischen den Zähnen hervor.

Als Dietrich geendigt hatte, sagte der Herzog unmuthig: das sind Finten, an die ich mich nicht kehre. Und den tapfern Kerl, den Wörth geb' ich ihrem Gespötte nicht preis!

— An das Gespött glaub' ich nicht — sagte langsamen Tones Erlach — denn sie respektiren die Tapferkeit. Uebrigens habt Ihr, fürstliche Gnaden, bis jetzt alles Mögliche

gethan für diesen Wörth, der Euch doch sein Lebelang Schaden genug angerichtet. Ihr laßt ihn in Benfeld behandeln wie er's nur wünschen kann, Ihr habt ihm sogar erlaubt, seinen Officier nach München und Wien zu schicken, damit die Darstellung über die Rheinfelder Niederlage und die wahrscheinliche Verläumdung durch den Savelli nicht ohne Gegenrede bleibe. Das ist doch wahrhaftig mehr, als solch ein roher, papistischer Soldat von Euch erwarten durfte. Ich würde an Eurer Stelle keine weiteren Umstände mit ihm machen.

— Ihr nicht, aber ich. Es widerstrebt mir, die Franzosen mit ihm prahlen zu lassen.

— Nun, dann bezahlt Ihr den Gefangenen wahrhaftig theurer als er's werth ist. Denn aus der Schilderung dieses Herrn Groot geht ja deutlich hervor, daß man die Frau Herzogin von Rohan nicht ihr Erbe antreten läßt, bis Ihr dem Könige den Wörth bewilligt habt. Das ist doch ein Handel, der wenig Sinn hat, wenn Ihr, wie ich voraussetze, der herzoglich Rohan'schen Familie in wahrer Freundschaft zugethan seid.

Bernhard schwieg eine Weile, und sagte dann kurz zu Dietrich: Auf morgen!

Am andern Morgen stand Dietrich in dem gewölbten Saale, und erwartete, zum Herzoge hinein berufen zu werden. Die Sonne schien warm auf die großen Bäume, welche bis zum Rheine hinab anmuthige Gruppen bildeten. Weiße Schäfchen und grüne Knospen rundeten sich schon

farbig ab in der hellen Luft, und der Rheinstrom glitzerte im Strahl der Morgensonne malerisch herauf.

Außen hatte Dietrich überhaupt Alles gar erfreulich gefunden in Neuenburg. Die Verstärkung des festen Platzes wurde von den Truppen mit Lustigkeit betrieben, und Fuhrwerk auf Fuhrwerk ging vorüber mit Belagerungsmaterial beladen. Es war für Breisach bestimmt, welches bereits umschlossen wurde vom Weimar'schen Heere. Eine sogenannte niederländische Belagerung sollte statt finden. Das heißt eine weite Festung sollte um die Festung Breisach gezogen werden auf beiden Seiten des Rheins und auf dem Rheine selbst im Norden und Süden vermittelst der Inseln. Der Hunger sollte Breisach bezwingen. Zeit hatte man vor sich; Niemand wußte etwas von einem kaiserlichen Heere.

Hier innen aber, im Hause des Herzogs fand Dietrich Alles düster. Zustand und Stimmung Bernhards warf tiefe Schatten.

Leibdiener Hoffmann ging durch den Saal, und sagte im Vorübergehen: — Der Herzog wird Euch schwerlich sehen, er hat eine schlaflose Nacht gehabt. Oberst Erlach wird Euch wohl abfertigen. Der thut jetzt Alles. Die Generale und Obersten sind alle im Felde, und Leder ist zur persönlichen Abholung des Doctor Blandini nach der Schweiz gesendet. Glücklicherweise mit Erfolg. Es ist eben ein Brief von ihm angekommen: in einigen Tagen hofft er mit dem Doctor hier einzutreffen. — Da kommt Oberst Erlach!

Erlach kam wirklich, um ihn abzufertigen, und ihm Briefe einzuhändigen. Den einen an den König von Frankreich,

den andern an den Kommandanten von Benfeld. — Der letztere — sagte er — wird den Jean le Wert nach Paris senden —

— Herzog Bernhard hat das bewilligt?!

— Und Ihr werdet wohl thun, Euch dem Gefolge anzuschließen, damit Ihr gleichzeitig mit dem Gefangenen in Paris eintrefft, und unter dem ersten günstigen Eindruck die Bezahlung vom Könige eintreibt, welche der Herzog erwartet für diese Ueberlassung Jean le Werts, die Freigebung der Rohan'schen Erbschaft. Der Herzog läßt Euren Herrn Vater bitten, mit Euch zum Könige zu gehen und dies so eilig wie kräftig durchzusetzen. Gute Verrichtung!

Betroffen verließ Dietrich Neuenburg, nachdem er den Rohan'schen Diener mit kurzer Nachricht an die Frau Herzogin in die Schweiz gesendet.

Ueber den Rhein zurück und an diesem abwärts reitend kam er am folgenden Tage nach Benfeld, und gab das Schreiben ab an den Kommandanten.

Dieser schüttelte trübselig den Kopf, und sagte: Wörth wird außer sich sein!

Allerdings war er das. — Wenn Ihr mich nicht bindet, und auf den Wagen schleppt, bringt Ihr mich nicht fort! — schrie er.

Der Kommandant hatte eine kleine Beruhigung für ihn: er zeigte ihm den herzoglichen Brief aus Neuenburg. Am Schlusse desselben stand von Bernhards eigner Hand geschrieben: Wörth bleibt auch in Frankreich m e i n Gefangener, und ich werde Alles aufbieten, ihn gegen den Grafen

Horn auszuwechseln, welcher seit Nördlingen in Gefangenschaft sitzt.

Das tröstete Wörth einigermaaßen, aber nur einigermaaßen.

Erst — wunderlich genug! — erst als sie über die französische Grenze kamen, wurde dem so tief gedemüthigten Kriegsmanne besser zu Muthe. Zu Marsal nämlich, der ersten französischen Stadt, begrüßte ihn Bürgermeister und Rath am Thore in feierlicher Weise, und bewirthete ihn sodann auf's Glänzendste. Wörth sah erstaunt und fragend auf Enkevort, der die Reise mit ihm machte. Sie wußten Anfangs beide nicht, was das bedeutete. In Nancy wiederholte sich's, und auch die Volksmassen begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. In Bar, in Vitry, in Chalons, in Epernay, in Chateau-Thierry, in la Fere desgleichen — der Transport zwischen siebenhundert Musketieren wurde ein Triumphzug für die beiden Gefangenen.

Der König hatte es befohlen, und die Bevölkerung hatte diesen Zug ritterlicher Galanterie verstanden.

Im Gehölze von Vincennes, dessen festes Schloß für Wörth zum Aufenthalte bestimmt war, trennte sich Dietrich, und ritt in die Stadt hinein.

Vater und Mutter hörten seinen Bericht mit Staunen an, und nicht ohne Betrübniß.

— Das ist nicht gut! — sagte kopfschüttelnd Frau Grotius — diese Krankheit Bernhards, eines bisher so gesunden Mannes, die hat etwas Räthselhaftes, etwas Unheimliches.

Und diese Auslieferung Wörths gefällt mir gar nicht. 's ist doch sein Landsmann!

— Bernhard ist gewiß unschuldig daran — rief Dietrich — er wollte durchaus nicht. Aber er ist offenbar tief krank, und der Erlach hat's dem geschwächten Herzoge abgerungen.

— Und diese Aufnahme — sprach Hugo Grotius — nützt den Franzosen über alle Maaßen. Sie ist neu und einzig. Ganz Europa wird diese edle Courtoisie bewundern; sie wird Einfluß haben auf's Völkerrecht. Es ist ein großes Beispiel.

— Eilt nur wenigstens in den Louvre, damit Ihr beim ersten Rausche einkassirt, was dafür bezahlt worden ist, die Freigebung der Rohan'schen Erbschaft! — sagte Frau Grotius.

Das geschah denn auch sogleich, nachdem sich Dietrich umgekleidet. Diesmal kam er ja amtlich mit einem Schreiben des Herzogs von Weimar an den König, diesmal bedurfte es nicht des weitläufigen Nachsuchens um eine Audienz.

Binnen einer Stunde waren Vater und Sohn zurück, und berichteten, daß Alles gelungen wäre. Der König war entzückt gewesen über Dietrichs Expedition, hatte ihn seiner Gnade versichert, und hatte auf der Stelle formellen Befehl gegeben, die Frau Herzogin von Rohan in all ihre Erbschaftsrechte ohne die geringste Behinderung eintreten zu lassen.

Die Familie Groot saß den Abend beisammen in ernsten Gesprächen. Dietrichs Laufbahn wurde in erster Reihe be-

sprochen. Die Kriegsbahn weiter zu verfolgen war allen Dreien nicht wünschenswerth. Am Wenigsten jetzt, da der persönliche Protektor Herzog Bernhard so bedenklich ausspannte. Ein amtlicher Eintritt in die Gesandtschaft war jetzt angezeigt, da Königin Christine und Kanzler Oxenstierna in Stockholm die öffentlichen, besonders gnädigen Aeußerungen für Dietrich van Groot höchlich beachten und dessen Anstellung sogar wünschen würden.

Als man darüber einig war, kam Frau Grotius wieder auf die unheimliche Krankheit des Herzog Bernhard zurück, und äußerte so gewiß halblaut vor sich hin: Es geht mir da, seit Ihr von hier nach dem Louvre gegangen, immerfort etwas im Kopfe herum!

— Was denn? — fragten Vater und Sohn.

— Die Lady Seymour hier neben uns. Sie hat auch so eine räthselhafte Krankheit gehabt, und ihre Genesung ist auch so räthselhaft unvollständig. Ihr wißt, daß eine Kammerfrau von ihr damals in unser Haus stürzte, und uns als Nachbarsleute in Anspruch nahm. Der Arzt ihrer todtkranken Herrin sei fortgereis't, die Lady sei ohne ärztliche Pflege, und wir möchten ihr doch einen Arzt nennen, den sie rufen könnte. Das thaten wir natürlich, und bei dieser Gelegenheit kam ich hinüber; man will doch christlich helfen wo man kann. Da hat mir denn beim Wieder- und Wiederkommen — denn die Krankheit wich nicht und wich nicht — diese Kammerfrau des Langen und Breiten erzählt von den Verhältnissen ihrer Herrin. Und von alle Dem ist mir heute Einiges so gar kurios vor den Sinn getreten. Zum Bei-

spiele: sie ist persönlich, und, wie's scheint, genau bekannt mit dem Herzoge Bernhard. Er ist am Tage vor seiner letzten Abreise drüben bei ihr gewesen, und sie ist zum ersten Male krank geworden, nachdem er fortgegangen ist. Dann hat der Arzt, welcher sie so schnöde verlassen hat, ebenfalls einen italienischen Namen gehabt wie der, welchen Du, Dietrich — ist der Doktor, welchen Du beim sterbenden Rohan gefunden, und welchen man jetzt wieder in Neuenburg erwartet — 's ist ja doch derselbe —?

— Derselbe. Er heißt Blandini.

— Blandini? Mir ist's gerade so, als ob die Kammerfrau denselben Namen genannt hätte. Man muß sie fragen. Ich kann mir nicht helfen; aber mich quält ein Verdacht —

— Was für einer?

— Als ob es zwischen diesen Krankheiten einen geheimen Zusammenhang gäbe, und als ob diese Krankheiten von dem Doktor —

— Nun?

— Angelegt wären.

— Angelegt?

— Ich weiß noch kein rechtes Wort dafür. 's ist eben nur wie eine Ahnung, welche mich peinigt. Aber ich möchte auf den Grund kommen. Die Lady will ohnehin Dich kennen lernen, Dietrich. Ich hab' ihr von Dir erzählt, und daß wir Dich erwarteten. Nichts Näheres, nur so im Allgemeinen. Das Gespräch mit ihr ist gar kurios, und man muß vorsichtig sein. Manchmal schreit sie plötzlich laut auf,

wenn man einen Namen nennt. Sie hat nämlich in dem langen Nervenfieber ihr Gedächtniß verloren gehabt, und das ist wunderlich langsam wiedergekommen, und nicht ganz. Jetzt weiß sie Alles wieder, was sie erlebt hat bis vor zwei Jahren. Die letzten zwei Jahre fehlen ihrem Gedächtnisse immer noch, wenigstens im Zusammenhange. Einzelnes weiß sie wieder, weil sie durch einzelne Namen daran erinnert worden ist.

Jetzt erinnerte sich aber die sorgsame Hausfrau, daß es spät am Abend wäre, und daß die Herren Groot zu Bette müßten. Dietrich habe auch morgen bei Zeiten das glückliche Ergebniß seiner Sendung an die Frau Herzogin von Rohan zu schreiben. Ihr Verdacht gegen den Doktor Blandini solle nicht vergessen werden! —

Wenn sie nur Wort hielt die verständige Frau! Es konnte ja wirklich auf diesem Wege eine Hilfe für den gefährdeten Herzog Bernhard in Bewegung gesetzt werden.

Frau Grotius hielt immer Wort. Sich und Andern.

Am andern Morgen begegnete sie Louison auf dem Markte, und theilte ihr mit, daß Dietrich wieder da sei, daß er eine Millionen-Erbschaft mit bemerkenswerther Geschicklichkeit in Sicherheit gebracht habe, und daß sie ihn heute der Lady Seymour vorstellen werde. Louison erinnerte in bescheidener Form daran, daß die Frau Ambassadrice früher einmal die Absicht geäußert habe, auch sie, Louison nämlich, mit der Lady bekannt zu machen, damit sie, Louison, den Umgangston mit vornehmen Damen kennen lerne.

— Ganz richtig! — erwiderte Frau Grotius — komm'

also um Drei zu uns. Die Lady speis't erst um Zwei. Komm sauber! Ich nehme Dich mit. Man kann nicht wissen, ob es Dir nicht einmal nöthig wird, viel und oft in hohen Gesellschaftskreisen zu verkehren.

— Mir? Ach, wie sollte das zugehen! — erwiderte Louison mit lächelnder Koketterie.

Frau Grotius gab ihr einen leichten Backenstreich, und sagte fortgehend: Wenn man den evangelischen Katechismus ordentlich versteht und ehrlich glaubt, und von der Vielgötterei gründlich lassen kann, dann ist vor Gott Alles möglich.

— Vielgötterei? Was ist denn Viel? Ihr habt ja auch drei in Eurer Dreieinigkeit!

— Das ist nicht wahr! Einigkeit heißt hier Einheit. Die Drei sind Eins. Das Eine hat nur drei Gesichter.

— Wie Herr Dietrich das indische Bild zeichnet, und Brahma, Wischnu, Schiwa nennt! Wie?

— Mach, daß Du fortkommst! Es schickt sich nicht für einen Gelbschnabel, der jetzt eigentlich im Glauben nirgendhin gehört, leichtfertig einem Gelehrten nachzusprechen, was sie nur halb verstanden hat. Und noch dazu auf dem Fischmarkte. Also Punkt drei Viertel auf Drei!

Louison stellte sich pünktlich ein. Und zwar sehr passend angezogen. Bürgerlich, aber mit einer feinen vornehmen Nüance in den Stoffen. Ihr Vater war sehr wohlhabend, und sie war das einzige Kind.

Dietrich fand sie außerordentlich reizend, und fand es auch sehr schicklich von seiner Mutter, daß sie erst drüben anfragen wollte, ob der Lady die Vorstellung der jungen

Leute genehm wäre. Denn dadurch wurde er eine Zeitlang allein gelassen mit Louison. Er hatte ihr so Viel zu sagen, und hoffte, sie würde ihm noch mehr sagen. Trotz aller Weltläufigkeit war er ihr gegenüber immer noch befangen, wenn er von Gefühl und Liebe sprechen wollte, und machte immer den stillen Anspruch: sie müsse mehr als den halben Weg entgegen kommen. Besonders heute schien es ihm auch, als ob Louison dazu angethan wäre. Sie war so gewiß gerührt. Die Einführung in die vornehme Welt war allerdings ein Ereigniß in ihrem Leben, und sie war recht ehrgeizig.

Frau Grotius ging. Nicht die Stiege hinab, sondern durch das anstoßende Zimmer nach dem Raume, welchen der Herzog von Rohan damals bewohnt hatte. In der langen Krankheit der Lady nämlich hatte die Kammerfrau die verkleidete Thür öffnen lassen, damit die Frau Gesandtin bequem und täglich kommen, und die Krankenpflege leiten könnte, und Lady Ludmilla hatte seit ihrer Genesung das höchlich gebilligt und fortbestehen lassen, weil ihr der tägliche Verkehr mit der verständigen Frau Grotius angenehm war. Sie lebte ganz einsam. Norbert von Zierotin war seit ihrer Erkrankung verschwunden. Nur ein Diener der Lady, welchen er gut besoldete, war in einigem Verkehr mit ihm geblieben. Dieser hatte auch den letzten Brief Blandinis an Desnoyers besorgt. Desnoyers selbst hatte das Haus mit keinem Schritte mehr betreten. Krankheit liebte er nicht.

Ludmilla saß in ihrem großen Salon, dessen Fenster offen standen, und die frische Frühlingsluft einließen. Sie

blickte gedankenvoll hinaus auf die grünen Knospen der Bäume, welche die place royale so anmuthig machten.

Frau Grotius war ihr willkommen, und sie erklärte sich sehr bereit, die jungen Leute zu empfangen. — Abgesehen davon — sagte sie mit einem melancholischen Lächeln — daß Euer Sohn dabei ist, bringt mir jede neue Bekanntschaft an und für sich schon Vortheil. Es kommen neue Gegenstände in Rede, und mein unglückliches Gedächtniß ergänzt sich. Alles muß ja neu genannt werden vor mir, damit ich es wieder gewinne. Denkt nur, heut sagt mir meine Kammerfrau, daß wir dem Verhungern nahe gekommen sind, weil ich den Rentmeister meiner Güter in England vergessen und ihm keinen Befehl geschickt habe, Geld an mich zu senden. Glücklicherweise wußte ein alter englischer Reitknecht, der in meinem Stalle dient, Namen und Adresse. Es ist doch ein peinlicher Ueberrest meiner Krankheit!

Frau Grotius tröstete, und holte nun Dietrich und Louison.

Dietrich war ganz erschrocken, als er Ludmilla's ansichtig wurde. Er erkannte sie gar nicht. Die schöne Frau hatte vor zwei Jahren seine sinnliche Phantasie beschäftigt — und jetzt saß ein ganz anderes Frauenbild vor ihm. Interessant wohl, aber ohne jeglichen Frauenreiz. Ihr reiches dunkles Haar war verschwunden. Kurze, graue Löckchen waren an seiner Stelle. Das Gesicht war mager, und das Auge, ohne Glanz, erschreckte zuweilen durch seinen falschen Blick, welcher in der Jugend Ludmillens so verführerisch gelockt hatte.

Sie bat Dietrich um Erzählung seiner Schicksale. Da sie den Krieg beträfen, so würden sie sehr lehrreich für sie sein, weil sie in völliger Unkunde der letzten Zeit verblieben wäre.

Dietrich erzählte. Ein Ach und Oh um das andere unterbrach ihn von der Lady. Fortwährend wurden Erinnerungen in ihr geweckt. Es war, als ob das menschliche Hirn aus lauter Zellen bestünde, die geöffnet und geschlossen werden könnten, als ob jede Zelle eine Abtheilung für gewisse Notizen wäre, und in Ludmillens Gehirn ganze Reihen dieser Zellen jetzt erst wieder geöffnet würden dadurch, daß man gewisse Namen und Begriffe vor ihr aussprach. Der Name des Herzogs Bernhard besonders und Dessen, was mit ihm und um ihn vorgegangen schien eine ganze Reihe von Zellen zu eröffnen.

Dietrich war bis zu seiner Reise nach Lenzburg gekommen, und zur eigenthümlichen Krankheit des Herzogs von Rohan, welche ein italienischer Arzt erstaunlich genau erkannt und berechnet habe, derselbe Arzt, welcher dem Herzoge Bernhard vorher gesagt, daß ihn ein krankhafter Zustand überfallen werde. Dieser Arzt, Doctor Blandini geheißen —

— Blandini! schrie Ludmilla, und sprang in die Höhe — Blandini! Mein Gott, mein Gott! Blandini, Norbert, Desnoyers — hier, hier, drüben im Schlafzimmer, die Nacht — das Ende! — Verzeiht! verzeiht! Laßt mich nur einige Momente lang — ja, ja, Alles, Alles steht nun wie-

der vor mir! In dieser Angst bin ich hingefallen — mein ganzes Leben grins'te mich an wie ein Gespenst —

Sie ging im Zimmer umher eine lange Weile. Dann schien Fassung über sie zu kommen; sie setzte sich wieder, und bat um die Weitererzählung.

Diese übernahm Frau Grotius. Ihr Verdacht war bestätigt, und sie erzählte auf die Hauptpunkte los, auf die räthselhafte Erkrankung Bernhards, welche Blandini voraus gesagt — wie konnt' er das? Durch bloße Wissenschaft? Schwerlich. Die Herzogin von Rohan hat diese Voraussage des Doctors ängstlich in Gegenwart meines Sohnes dem Reitknechte des Herzogs mitgetheilt, damit er unterwegs sorgsam Acht habe auf seinen Herrn, und sie hat tief erschrocken ausgerufen: der Doctor Blandini steht mit Geistern im Bunde. Ich frage nur: mit was für Geistern? Wie gute Geister kommen sie mir nicht vor, und ich habe mit Schrecken gehört, daß er jetzt wieder in Neuenburg beim kranken Herzoge erwartet wird, dieser gespenstige Doktor Blandini —

— Nein, nein, das sind böse Geister — rief Ludmilla — ich weiß jetzt Alles wieder. Nach Neuenburg! Vielleicht können wir den Herzog noch erretten! Wollt Ihr mich begleiten, junger Freund?

— Gewiß! riefen Dietrich und Frau Grotius mit einer Stimme.

V.

Am Tage der Abreise Ludmillens und Dietrichs von Paris war Blandini mit Medardo in Neuenburg eingetroffen. Kanzler Leder von Rehlingen war stolz darauf, den Wunderdoktor endlich zur Reise bewogen zu haben.

Blandini hatte diesmal sich nicht bitten lassen, um als gebetener Gast zu erscheinen. Er kam wirklich sehr ungern. Medardo hatte seinen ganzen Operationsplan verdorben. Dieser Plan war darauf hinaus gegangen, mit der kleinsten Dosis Gift anzufangen, und nur langsam zu größeren Dosen aufzusteigen. Indem er die erste leichte Vergiftung in ihren Folgen vorhersagte, steigerte er Bernhards Vertrauen in seine Kunst. Ebenso wollte er bei den folgenden stärkeren Dosen und Anfällen verfahren. Dann konnte er immer wieder bis auf einen gewissen Grad heilen, und doch den Körper allmählig zerstören. Mußte dann der Tod herbeigeführt werden, so erschien er als Folge langer Krankheit, und es entstand kein Verdacht.

Diesen Weg hatte Medardo übersprungen. Blandini hatte an jenem Morgen im Rohanschen Sterbehause noch zu Bett gelegen, als Medardo hinaus zum Wassertroge mußte, wo der Diener Bernhards mit dem Becher zu erwarten stand. Medardo war ja schon in Lenzburg unterrichtet worden, daß mit den Fläschchen stufenweise vorgegangen werden, daß zuerst Nummer Eins genommen werden sollte. Blandini also hatte ihm an jenem grauendem Morgen das

Fläschchen nicht selbst eingehändigt; Medardo hatte es selbst genommen. Und er hatte nicht Nummer Eins, er hatte Nummer Drei genommen, also die stärkste Dosis. Hatte er dies absichtlich gethan? Allerdings war er verhältnißmäßig sicher gestellt, wenn der Herzog einsam auf der Reise erkrankte. Oder hatte er es in blöder Bestürzung gethan, da seine Geisteskräfte wirklich in bedenklicher Weise abnahmen?

Blandini wußte das selbst nicht. Er wurde es erst gewahr, als der Herzog sich schon entfernt hatte.

Betroffen eilte er in der nächsten Stunde nach Luzern. Erst als Leder kam, um ihn abzuholen, wurde es ihm deutlich, daß auch die stärkere Dosis die Meinung des Herzogs erzeugt hatte: Blandini hat das vorhergesagt! Und ebenso deutlich wurde es ihm aus dem Betragen des ehrlichen, harmlosen Leder, daß keine Spur von Verdacht vorhanden wäre, und daß der Herzog aufrichtig des helfenden Arztes zu bedürfen glaubte.

Nun war er mit verändertem Plane nach Neuenburg gekommen. Er wollte nun rasch operiren.

Neben dem Kanzler wurde ihm eine geräumige Wohnung im ersten Stock angewiesen. Dann ging er hinab zum Herzoge, welcher ihn ungeduldig erwartete.

Bernhard empfing ihn warm und herzlich. Sein Vertrauen in die Wissenschaft des Doktors war jetzt außerordentlich.

Blandini fand, daß die Natnr des Herzogs dem Gifte energischen Widerstand geleistet, und es eigentlich schon ganz

ausgeworfen hatte. — In einer Woche — sagte er — sollen Hoheit ganz hergestellt sein. Aber der Puls hat noch jenes verhängnißvolle Etwas, welchem schwer beizukommen ist. Auf einen Rückfall müssen wir gefaßt sein, und er kann heftig werden. Diät und Verhütung jeglicher Leidenschaftlichkeit müssen uns helfen.

Bernhard, weil er nie krank gewesen, erwies sich aber nun als ein geradezu leidenschaftlicher Patient. Um jeden Preis sollte der Krankheitsstoff herausgeschleudert werden! Er hätte selbst Gift genommen, wenn Blandini ein solches als Heilmittel, ob auch als gefährliches Heilmittel angerathen hätte. Und eben weil er nie auf Aerzte was gegeben hatte, gab sich jetzt Bernhard diesem Arzte, welchem er Unrecht gethan und dessen er nun dringend bedurfte, rücksichtlos hin.

Blandini vertilgte wirklich in sechs Tagen die letzten Spuren der Vergiftung. Frei von jeglichem Nachweh konnte Bernhard am siebenten Tage zu Pferde steigen, um die Festungsbauten diesseits uud jenseits des Rheins zu besichtigen. Er sah blaß aus, aber das Auge war wieder natürlich belebt. Er ließ dem trefflichen Doktor eine große Summe auszahlen.

Leder brachte sie ihm. Blandini nahm keine Notiz davon. Er saß vor seinem Arbeitstische, welcher mit Pflanzeu, Mineralien, Flaschen und Pfannen bedeckt war, und bereitete die entscheidende Dosis. Leder wollte zuschauen und sich unterrichten. Blandini hatte nichts dagegen, und erklärte ihm, daß er einen starken Trank für den Herzog bereite, der genommen werden sollte, wenn ein Rückfall einträte. Leder

nahm unbefangen ein Stückchen Arsenik in die Hand, und roch daran. Blandini hinderte ihn nicht, und bat nur, ihm ein rothes Fläschchen zu reichen, welches Leder näher stand. — In dies rothe Fläschchen — sagte er — werde ich den Trank destilliren.

Dies sagte er, weil ihm einfiel, den gutmüthigen Leder als Handlanger zu benützen. Es flog ihm der Gedanke durch den Kopf: Wenn Du zunächst dem Herzoge Nummer Eins giebst, und ihm voraussagst, daß ein leichter Anfall eintreten würde, so könnte Folgendes geschehen, was Dich sicher stellte und die Angelegenheit beendigte: Du giebst vor, zu einem schwer Kranken nach Basel berufen zu sein. Du werdest drei bis vier Tage ausbleiben. Der Herzog solle am nächsten Morgen nüchtern Nummer Eins nehmen, um den drohend heranziehenden Anfall abzuwenden. Träte er doch ein, dann möge er sich vom Kanzler Leder das rothe Fläschchen bringen lassen, und den Inhalt desselben verschlucken. — Dann bist Du — schloß er seinen Gedankengang — vier und zwanzig Stunden entfernt, wenn die Katastrophe eintritt, und man kommt am Ende gar nicht auf üble Gedanken. So sei es!

Die letzten drei Worte sprach er laut, und stand auf.

— Was denn? sagte Leder, indem er das Arsenikstückchen wieder hinlegte.

— Den Frühlingstag will ich genießen, spaziren gehen. Wollt Ihr mit?

— Keine Zeit, keine Zeit!

— Medardo! Den Aufguß sorgfältig abkochen, in das rothe Fläschchen gießen, das Fläschchen luftdicht verstopfen und dort an's Fenster stellen in die Sonne. Es ist das Hauptmittel, wenn der Herzog einen neuen Anfall kriegt. Ade, Herr Kanzler!

Leder ging voll Bewunderung in sein Zimmer. Blandini aber kehrte auf der Schwelle um, und bedeutete Medardo, Alles zur Abreise zu rüsten. Sie gingen heut Abend noch bis Müllheim hinüber. Dann füllte er das rothe Fläschchen mit der vorbereiteten Arsenikflüssigkeit, verkorkte es sorgfältig, stellte es an's Fenster, verschloß das Geld, welches Leder hingelegt, nachdem er es sorgsam gezählt, in ein Schubfach, und — ging wirklich spaziren.

Er wollte dabei nicht allein bleiben. Der Gedankenkreis, welcher ihn eben bewegte, hatte doch sein Peinliches; er war auch abgeschlossen, und eine Abwechselung schien erwünscht. Rudolph von Mitzlau sollte aufgesucht werden. Dies war der einzige Mensch, welcher Blandini hier unter lauter Ketzern nahe stand. Damals im Dellsberger Lager hatte er sich auf die Empfehlungen von Desnoyers sehr entgegenkommend erwiesen. Blandini hatte gefunden, daß dieser Mann zu allen möglichen Anknüpfungen an die katholische Partei bereit wäre.

Mitzlau wohnte im Städtchen, nicht mehr, wie wohl früher, unter einem Dache mit dem Herzoge Bernhard. Letzterer hatte Mitzlau's Verhältniß zu Savelli wirklich übel genommen, und wenn er auch den anklagenden Stimmen, daß Mitzlau selbst die Entweichung Savellis begünstigt habe,

keinen Glauben schenken mochte, so hatte er doch Mitzlau aus seiner Nähe gewiesen.

Jene anklagenden Stimmen hatten ganz Recht gehabt. Mitzlau griff nach jeder Hand, welche ihm zu Wien nützen konnte, also auch nach Savellis, welcher als eine Kreatur der Wiener Hofgunst bekannt war. Und Savelli hatte sich natürlich als Gefangener zu Allem bereit erklärt: zu Mitzlaus Amnestirung in Oesterreich und zu den direktesten Schritten für eine Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Herzoge Bernhard.

Aber Zeit schien er sich zu lassen. Mitzlau wartete seit Wochen vergeblich auf ein Lebenszeichen von Savelli, und schrieb eben einen vorsichtig erwogeneu Brief an denselben, als Blandini in sein Zimmer trat.

Bereitwillig schloß er sich an zum Spazirgange. Erst Nachmittags sei er nicht mehr frei, da kämen Rekruten über den Schwarzwald herunter; die müßte er in Empfang nehmen.

Sie gingen nach den Rheinbrücken und Inseln. Da auf den Inseln gab es zahlreiche Bäume und Gebüsche leichter Gattung, welche ihre Blätter zeitig entwickeln, dort finde man am Ersten Frühlingszeichen.

Jeder fühlte am Andern, daß sie zu einander gehörten, daß sie sich gegenseitig vertrauen könnten, und Blandini faßte den Gedanken, ob dieser Mitzlau nicht eine hilfreiche Vertrauensperson werden könnte, wenn heute Abend etwas mißlingen sollte — da wurde dies Gespräch, in welchem Einer an dem Andern herumtastete, durch eine auffallende Erscheinung unterbrochen. Sie waren auf der zweiten

Schiffbrücke, welche nach der Insel „Untere Bleiche“ genannt hinüber führte, da kam aus den Bäumen der „unteren Bleiche“ hervor eine berittene Gesellschaft mit Damen. Damen?! — Es sind doch nicht die Rohanschen?! sagte Mitzlau. — Ich bin kurzsichtig, und kann's nicht ausnehmen! entgegnete Blandini. — Richtig, der Laffe, der junge Groot ist dabei. Aber der ist ja nach Paris gesendet —

Die Reitgesellschaft war auf die Brücke und ihnen ganz nahe gekommen. Mitzlau erkannte die Dame nicht, neben welcher Dietrich ritt. So verändert war Ludmilla. Sie erkannte ihn aber, und wendete sich ab.

Dietrich grüßte und fragte, ob der Herzog Bernhard noch in Neuenburg wäre?

— Allerdings.

Er dankte höflich, und vorüber polterte der Reitzug mit Kammerfrau und Dienern.

Von hinten seitwärts glaubte jetzt Mitzlau Ludmillen erkannt zu haben; Blandini, an welchem die Kammerfrau dicht vorüber geritten, sagte leise: das ist möglich, die Kammerfrau war es!

— Was bedeutet das?

— Ich weiß es nicht.

Es kam den beiden Patronen unheimlich vor, und sie hielten es für gerathen, auch nach Neuenburg zurückzukehren. Blandini fühlte sich in seinem Vorsatze bestärkt, noch heute zu handeln.

Ludmilla und Dietrich kehrten im Gasthofe ein, und Dietrich eilte zur Wohnung des Herzogs hinüber. Er hatte

die glückliche Endschaft der Rohanschen Erbschaftsfrage zu melden, und um Audienz zu bitten für die Lady Seymour.

Der Herzog kam just zurück, umringt von jubelnden Rekruten, welche Niemand Anderes als der Bartkonrad aus Würtemberg brachte, und welche dem berühmten evangelischen Führer ihre erste Huldigung zuriefen, entzückt darüber, daß sie des großen Feldherrn sogleich ansichtig wurden.

Bernhard sprach vom Pferde eine Weile mit Konrad, und ließ sich von ihm berichten über die Zustände in Würtemberg.

Vom Pferde steigend und in's Haus kommend sah er Dietrich, und nahm ihn mit in sein Zimmer. Zur Rohanschen Nachricht nickte er mit dem Kopfe, und sprach er kaum hörbar: Theuer erkauft!

Bei Ankündigung der Lady und ihres Gesuches sagte er trocken: Was hat die Renegatin bei mir zu suchen? Sie ist mir unangenehm.

Dietrich behauptete nun eilig, sie sei nicht mehr Katholikin. Sie habe es vergessen, und als man sie daran erinnert, habe sie erklärt: daß sei in der Ueberspannung geschehen, und diese Zeit der Ueberspannung sei vorüber.

— Heute so und morgen so! Das lieb' ich nicht. Und was heißt das: sie hat es vergessen?

Nun schilderte Dietrich ihre Krankheit, und wie sie entstanden. Der Herr Herzog selbst spiele beim Entstehen dieses furchtbaren Nervenfiebers die Hauptrolle. Die Warnung, welche er früher zurückgewiesen, weil Lady Ludmilla die Namen habe verschweigen wollen, sei ihr zum zweiten Male nahe

gelegt worden. Sie habe Entdeckungen gemacht, sie habe den Entschluß gefaßt, ihm nun auch die Namen zu nennen, und diese Aufregung habe sie in's hitzige Fieber geworfen. — Mein Vater — schloß Dietrich — kennt das Geheimniß, welches sie Euch enthüllen will, und beschwört Eure fürstliche Gnaden, sie anzuhören, und ihre Enthüllungen sorgsam zu beachten.

— So bring sie her, wenn ich gespeis't habe.

Als Dietrich das Haus verließ, betrat es Blandini. Er eilte in sein Zimmer hinauf, und wunderte sich, Medardo in demselben nicht zu finden. Er fing an, einzupacken, und wurde nach kurzer Weile gewahr, daß Medardo hinter einem Schranke und hinter Kleidern versteckt kauerte.

— Was heißt das? Bist Du krank?

— Am Tode — stöhnte Medardo.

— Was fehlt Dir?

— Der Teufel ist da — der bärtige Oberösterreicher — ich hab ihn vom Fenster aus gesehen — er dreht mir den Hals um, wenn er mich erblickt. Laßt mich im Verborgenen, bis die Dunkelheit eintritt. Und dann fort, fort! —

— Dann wollen wir ja fort. Komm hervor, schließ meinetwegen die Thür hinter mir, und packe ein. Reich mir Nummer Eins — laß! laß! ich seh's schon. Ich gehe hinab, mit dem Herzoge zu speisen. Bis ich wiederkomme, kannst Du fertig sein mit Einpacken. Zerbrich nichts in Deiner kindischen Angst, und — wie gesagt — schließ zu hinter mir.

Er steckte das Fläschchen Nummer Eins in die Brusttasche, und ging zum Herzoge hinab.

Als Dietrich Ludmillen die Nachricht brachte, daß der Herzog sie empfangen werde, bat sie ihn, bis dahin allein bleiben zu dürfen. Sie war in tiefer Aufregung. Wie ein Sühnopfer für ihr ganzes Leben erschien es ihr, jetzt eine so schwere Anklage auf sich zu nehmen, welche sie eigentlich doch nicht beweisen konnte. Ihr Innerstes sprach: es sind Bösewichte, jene Norbert und Blandini, ihnen widerfährt nur Gerechtigkeit, wenn Du sie des Aergsten zeihst!

Was ihre Gedächtnißschwäche betraf, so gewährte sie ihr jetzt geradezu einen Vortheil. Diejenige Gegend nämlich der letzten Jahre, welche ihrem Gedächtnisse durch irgend einen Anstoß wieder zugänglich wurde, trat ganz ausgebreitet und ganz erleuchtet vor ihre Seele. Gerade weil links und rechts von dieser Gegend Finsterniß waltete, trat die klar gewordene Erinnerung um so deutlicher hervor. Sie meinte, dem Herzoge mit hundert Einzelnheiten völlig beweisen zu können, daß Norbert, Blandini und Desnoyers es auf seine Ermordung abgesehen hätten. Nur Ruhe, nur Kraft der Besinnung meinte sie von Gott erbitten zu müssen für die wichtige Stunde.

Dietrich verließ sie mit der felsenfesten Ueberzeugung, daß sie Recht habe. Die Erkrankung Bernhards auf dem Rückwege von Königsfelden war ihm eine Vergiftung durch

Blandini. Phantasiereiche Menschen faseln oft, sie finden aber auch oft, was für trockne Menschen gar nicht vorhanden ist.

Und Dietrich hatte die Eigenheit, daß ein gefundenes Ergebniß seiner Gedanken ihn so erfüllte, als ob außer diesem Gedankenergebniß gar nichts weiter in ihm vorhanden wäre. Alles Andere schwieg, Alles Andere verschwand, er hörte und sah nur diesen einen Punkt. Es war ihm auch gar nicht möglich, darüber zu schweigen. Die Wahrheit ist heilig, Alles außer ihr ist Plunder! pflegte er seiner Mutter zu entgegnen, wennn diese seine Offenherzigkeit tadelte und für einen Diplomaten als unpassend bezeichnete.

In solcher Stimmung kam er von Ludmillen herunter in's große Gastzimmer, wo sich Konrads Rekruten mit Speise und Trank stärkten. Eine Glasthür führte aus diesem Zimmer nach dem Hofe. Sie stand offen. Die Frühlingssonne lag warm im Hofe, und eine Menge besonders älterer Kriegsleute hatte sich ihre Mahlzeit und ihre Schoppen dahinaus tragen lassen, um die junge Luft zu genießen. Unter ihnen der Bartkonrad, um welchen sich stets Genossen und Bewunderer gruppirten. Er aß rasch, und erzählte Viel. Das Trinken dazwischen hielt nicht auf.

Dietrichs Blick fiel sogleich auf ihn. Er kannte ihn wohl, und sah in ihm den verkörperten deutschen Krieg unteren Standes. Vom Kaiser Matthias an bis zum dritten Ferdinand, zwanzig Jahre lang, hatte dieser Kumpan Alles durchgemacht, für ihn mußte ja die Gefahr und Errettung Bernhards, des Haupthelden seiner Fahne, von elektrischer

Wirkung sein. Ihm meinte er ausdrücken zu müssen, was in nächster Stunde siegreich niedergeschlagen werden sollte; er würde jubeln wie kein Anderer.

So trat er zu ihm, und begrüßte ihn, des Ueberfalls bei Richelieu erwähnend im Palais Kardinal. — Heute wird die Pfaffen-Intrigue noch einen empfindlicheren Schlag erleiden — setzte er hinzu, und athmete tief auf, daß er nun endlich einmal vor einem dankbaren Publikum die Wahrheit enthüllen könnte.

— Heute? Wie so?

— Ja, wißt Ihr denn nichts von der jähen Erkrankung des Herzogs?

— Freilich! Aber 's war weiter nichts als eine jähe Verkühlung.

— Das nun wohl nicht — sagte jener graubärtige Wachtmeister von Rheinfelden, der an Konrads Tische saß, um den berühmten Bärtigen kennen zu lernen.

— Was sonst?

— Gemunkelt wird Allerlei — sagte der Wachtmeister — aber auch frisch gelogen. Weil ein katholischer Arzt in der Nähe gewesen — 's ist dummes Zeug! Ueber das Vorurtheil von katholisch und evangelisch sind wir ja doch hinaus! pflegte Herr von Rödel, unser Kommandant zu sagen.

— Da hat er 'ne Dummheit gesagt, Euer Kommandant! — brummte Konrad — man spricht nicht mehr Viel davon; aber der Krieg hat damit angefangen, und wird auch damit ausgehen, wenn wir's auch allmälig vergessen haben, und gefreut hat's keinen von uns, daß ein wälscher

Papist als Doctor um den Herzog ist. 's ist unschicklich. Wenn man auch den Wolf zähmt wie 'nen Hund, neben sich läßt man ihn doch nicht, wenn man schläft. Vorhin als wir einrückten hab ich ihn gesehen, und da hab ich gehört, daß er Leibarzt heißt. Das hat mir nicht gefallen. Arm in Arm mit dem Herrn von Mitzlau kam er, na, der ist für mich nie koscher gewesen. Hab ihn noch als kathol'schen Kavalier gekannt in Wien.

— Na deshalb! grollte der Wachtmeister.

— Der Bartkonrad hat ganz Recht! sagte nun Dietrich, dessen Schleusen nicht länger zu halten waren.

Und nun erzählte er die ganze Entstehung des Verdachtes, und das ganze Schicksal der Lady, und daß sie jetzt hergekommen sei, um in der nächsten halben Stunde dem Herzoge Bernhard die entsetzliche Gefahr einer Vergiftung zu enthüllen.

Alles fuhr von den Sitzen auf — eine Minute lang herrschte Todtenstille. Dadurch wurden alle Insassen des Gastzimmers auch heraus gelockt.

Ein gräulicher Lärm folgte auf die Stille, bis Konrads Löwenstimme Schweigen gebot.

— Nichts durcheinander thun! — schrie er — solche Gelegenheit, ein Beispiel zu statuiren, nicht verderben! — Unsern Herzog! Das ächteste, fixeste evangelische Haupt, das wir noch gehabt haben, der unser Kamerad ist, wo's Leben am Wohlfeilsten! Kreuz Schwerenoth, da müssen wir ein Strafexempel hinstellen, daß Jedermann sich an den Hals

fühlt. Sachte! — Ist der Doktor allein? Oder hat er Helfershelfer?

Und nun schilderte der Wachtmeister, wenn auch mit einigem Widerstreben, den Gehilfen Medardo.

Er war noch nicht weit in der Schilderung, da schrie Konrad so brüllend auf, als ob ein Löwe brüllte. Er hatte die „rothe Feder" erkannt.

— Der Tag der Rache ist da! — grunzte er schrecklich — wo wohnen die Bestien?

— Im Hause des Herzogs.

— Auf! Aber mit Bedacht! Erst das Haus umstellen —

— Und die Audienz der Lady abwarten, zum Donnerwetter! — rief der Wachtmeister.

— Umstellen und abwarten! — schrie der Chor.

— Larifari! — schrie Konrad — der Herzog ist vornehm, wenn's seine Person angeht. Auf die Brücke treten wir nicht. Und die „rothe Feder" hat's ohnedem hundertmal verdient. Gleich umstellen!

Und nun wählte er ein Dutzend von seinen „findigsten" Rekruten aus, beschrieb ihnen Blandini und Medardo, und schickte sie fort. Der Wachtmeister hatte Auskunft geben müssen, in welchem Zimmer sie wohnten. Wir Andern folgen — holla, junger Herr! Da oben vom Fenster winkt die Lady, eilt!

Dietrich flog zu ihr. — Und wir Andern — fuhr Konrad fort — wir schlendern, — gebt mir Feuer, Wachtmeister, meine Pfeife ist ausgegangen — ich sage wir schlendern

hinter ihr her, und warten vor dem Hause ein halbes Stündchen, länger nicht. Wir sind unser ein Stücker Dreißig. Zehne können noch eine Weile abkommen, und die Pastete 'rumerzählen. So wird's ein Regiment, das dem Herzoge beweis't, sein Leben sei neunundneunzig tausend Mal mehr werth, als das Leben von zwei Kanaillen. Gängen mer! Und hübsch stille!

Unterdessen war das Mittagsmahl beim Herzoge Bernhard zu Ende gegangen. Es nahm niemals viel Zeit in Anspruch, wenn es nicht ein Gastmahl war. Bernhard selbst war mäßig und frugal. Er war auch völlig frei von der Gewohnheit im dreißigjährigen Kriege, welcher die meisten Heerführer ergeben waren, von der Gewohnheit des ausschweifenden Trunkes.

Er war bei Tafel heiter gewesen, und war erst verstimmt worden, als Blandini am Schlusse derselben wieder mit seiner Besorgniß hervortrat: es könnte ein neuer Anfall eintreten, und der Herzog möchte am nächsten Morgen nüchtern ein Gegenmittel einnehmen. Blandini überreichte an Hoffmann das Fläschchen Nummer Eins, welches das vorbauende Gegenmittel enthalten sollte.

Dann hatte sich Blandini auf sein Zimmer im ersten Stocke zurückgezogen.

Noch war kein Anzeichen des Sturmes vorhanden gewesen, welcher ihm drohte. Sein Plan stand fest, mit einbrechendem Abende nach Müllheim zu entweichen, das rothe Fläschchen aber am Fenstersimse für Leder zurück zu lassen. Leders aufmerksame Sorgfalt, davon war er überzeugt, werde

dies gewiß morgen dem Herzoge zutragen, sobald das Fläschchen Nummer Eins seine aufregende Wirkung begonnen. Medardo wußte nichts von alle Dem, er packte ein. Aber so ungeschickt, daß Blandini fortwährend wieder auspacken mußte. Medardo war so betäubt, als ob er vor dem offnen Rachen der Klapperschlange stünde.

Draußen verblich der sonnige Tagesschein. Ein Wind hatte sich erhoben und dichte Wolkenmassen zusammen geweht, welche die Luft verdunkelten und einzelne Regentropfen fallen ließen.

Da kam zu Fuß Lady Ludmilla, begleitet von Dietrich. Sie bat um seinen Arm vor den Stufen der Hausthür, sie schwankte. Langsam führte er sie durch's Vorzimmer in den gewölbten Saal, wo man gespeis't hatte, und die letzten Tafelreste eben weggetragen wurden.

Hoffmann kam, und führte sie in das Gemach des Herzogs. Dietrich blieb allein im Saale.

Er sah auf den Park hinaus. Seine Gedanken waren ganz im Gemache des Herzogs, er bemerkte es jetzt kaum, daß sich der Platz vor dem Hause mit Menschen füllte.

Es waren Konrads Leute, und Konrad mit ihnen. Auf sein Geheiß verhielten sie sich ruhig. Wir wollen doch abwarten, sagte er halblaut, was die Dame ausrichtet. Die Loß'sche Tochter meint's brav. Kommt sie traurig heraus, dann reden **wir**. Und jedenfalls „langen" wir uns die rothe Feder und den papistischen Quacksalber.

Während er dies sprach, blickte er unverwandt auf die Fenster im ersten Stocke, welche er nach des Wachtmeisters

Beschreibung für diejenigen hielt, hinter denen Blandini und Medardo stecken müßten.

Plötzlich stieß er einen thierischen Laut aus der Kehle. Die Angst hatte oben Medardo keine Ruhe gelassen; sie hatte ihn getrieben, auszuschauen, ob bei dem sinkenden Tageslichte auch nicht etwa sein teuflischer Widersacher herbei schliche, und das Fortreiten gefährlich machte. Der warmen Luft wegen hatten die Fenster bis jetzt offen gestanden, er wollte sie vor dem Winde nun schließen, er erschien am Fenster — wie der Raubvogel seine Beute erkannte ihn flugs Konrad, und stieß jenen Schrei aus.

Ganz zu derselben Zeit hörte Dietrich im Saale die laute Stimme des Herzogs, und die noch lauter werdende, von Angst und Pein geschwellte Stimme der Lady. Er schloß aus einzelnen Worten der letzteren, welche verständlich zu ihm drangen, daß der Herzog ihr keinen Glauben schenkte — er öffnete das Fenster und rief hinaus — denn jetzt im Bedürfnisse des Beistandes sah er Konrad mit den Seinen, und jetzt trieb ihn die Aufregung seiner Phantasie zu allem Möglichen — er rief hinaus: — Es nützt nichts, der Herzog glaubt nichts!

Das war genug für Konrad. — Mir nach! — schrie er — wir zerreißen die Schurken! —

Auf den Stufen der Hausthür der erste blieb er aber doch stehen, und sagte: — Aber nicht alle! Die Füchse könnten eine Fluchtröhre haben. Um's ganze Haus herum eine Kette machen!

Es waren so viel Kriegsleute den Rekruten nachgeströmt,

daß sie den ganzen Ort Neuenburg wirksam hätten umzingeln können.

Eine Schaar von etwa dreißig drängte ihm nach in's Haus. Einen Augenblick wurden sie aufgehalten durch Lady Ludmilla, welche eben in den Hausflur trat. Sie war durch den Saal an Dietrich vorüber und durch das Vorzimmer wie eine Verzweifelnde gestürzt, sie traf jetzt mit den herein dringenden Männern zusammen, hielt diese wohl — denn sie war exaltirt bis zum Aeußersten — für eine feindliche Masse, und schwankte unter einem gellenden Schrei zurück. Dietrich, welcher ihr nachgeeilt war, fing die Sinkende auf.

Konrad mit den Seinigen stürmte die Stiege hinauf, jetzt mit Geschrei, da der Anblick Ludmillens die Leute erbittert hatte über die ungläubige Härte des Herzogs.

Die Papisten! Die Papisten! rang sich als Schlachtruf aus dem Geschrei, und dies trieb Leder oben auf den Vorsaal, und erklärte ihm, daß der Sturm Blandini und Medardo gelten möchte. Er stellte sich vor die Thür derselben und rief: — die Gäste des Herzogs stehen unter seinem Schutz.

— Schönen Dank für's Wegweisen! — sagte Konrad, schob ihn zur Seite, und wollte die Thür öffnen. Sie war verschlossen. — Drückt alle auf mich! — schrie Konrad. Das geschah, und die gesprengte Thür flog auf.

Es war Niemand im Zimmer zu sehen. Alle dreißig suchten, und hinter einem Schrank fanden sie Blandini. Während aber alle auf die Beute stürzten, kroch Medardo unter einer Bettstatt hervor, und gewann die Thür. Es

wäre gegen den Instinkt Konrads gewesen dies nicht wahrzunehmen! Seine Augen waren nicht durch den Fang Blandinis gefesselt. Sie flogen umher nach dem Erbfeinde, sie entdeckten den Flüchtling. Mit einem weiten Satze war er hinter ihm her.

Die Todesangst beflügelte Medardo. Er gewann die Stiege aufwärts in den zweiten Stock. Konrad folgte ihm wie der Sturmwind. Es gab jähe Windungen beim Ausgange der Treppen, sie kamen dem leichteren, behenderen Medardo zu statten, und der schwerfälligere Konrad blieb etwas zurück im zweiten Stock. Medardo gewann den Boden, und warf hinter sich eine Bretterthüre in's Schloß. Die war ein geringes Hinderniß für Konrad, sie krachte auf unter seinen mächtigen Schultern. Aber auf dem Boden war's dunkel, er sah seine Beute nicht mehr. Keuchend stand er still. Er horchte. Ein Knarren lenkte sein Auge. Richtig! Da kroch der Bube!

Unter dem hohen Dache war nämlich ein doppelter Boden. Zu dem höchsten führte nur eine Leiter hinauf, und auf diese Leiter fiel ein matter Lichtschimmer vom Dachfenster. In diesem Lichtschimmer sah Konrad die rothe Feder aufwärts klimmen. Er sprang hinzu, die Leiter umzuwerfen sammt dem Feinde. Er warf sie um, aber der Feind hatte schon mit den Händen die oberste Bodenlage angefaßt, die Leiter fiel ohne ihn, er hing in der Luft. Die Todesangst verlieh ihm Stärke, er schwang sich in die Lucke hinauf, er verschwand.

Dort bist Du mir sicher! dachte Konrad. Er hatte vor-

hin als er mit seinen Rekruten ankam, das Haus betrachtet, um sich zu überzeugen, ob es trotz der ausgestellten Wachen dem Flüchtlinge Gelegenheit biete zum Entwischen. Es bot keine, es stand frei da.

Verhältnißmäßig langsam hob er die Leiter auf, und legte sie wieder an. Im Hinaufsteigen aber wurde er doch wieder hitziger, und als eine Sprosse unter seinem schweren Körper brach, und er halb fallend mit dem Kinn an eine höhere Sprosse nicht ohne Schmerz aufschlug, da erwachte mit dem Aerger auch wieder die bestialische Wuth.

Dieser oberste Boden war nur mannshoch, und war von der offnen Lucke besser beleuchtet. Hier war für Medardo keine Möglichkeit, seinem Verfolger zu entgehen, wenn er sich nicht hinabstürzen wollte. Selbstmord war aber Medardo wohl nicht zuzutrauen. Er war vielmehr in der Stimmung einer von Hunden verfolgten Katze, welche in einen Winkel ohne Ausgang gedrängt sich mit allen Waffen der Verzweiflung zur Wehre setzt.

Im hintersten Winkel des schiefen Dachbodens hatte er sich neben einem Sparrbalken eingeklemmt, daß er kaum sichtbar war, und hatte ein Messer aus der Tasche gezogen, und aufgeklappt. Das hielt er krampfhaft in der Hand, und mit diesem stieß er, als Konrad ihn entdeckte und nach ihm griff, dem Angreifer schreiend in's Gesicht.

Umsonst! Die furchtbaren Fäuste griffen und hielten ihn wie eiserne Klammern, und trugen ihn nach der Lucke. Umsonst biß er in's Gesicht Konrads hinein — am Luftzuge mußte er wahrnehmen, daß er sich in freier Luft befände.

Mindestens drei Stock hoch in freier Luft. Er schien sich auch dessen bewußt zu sein, er schien zu wissen, daß seine einzige Rettung darin bestünde, den Feind nicht loszulassen. Wie Krallen bohrten sich seine Finger in Konrads Haare und Schultern.

Konrad stand mit einem Fuße in der hölzernen Dachrinne, welche diesem Fuße keine gute Stütze bot, und wohl auch in ihrer morschen Beschaffenheit brechen konnte. Wenn er Medardo schleudern wollte, so lag die Gefahr nahe, daß er festgehalten und ausgleitend ebenfalls in die Tiefe gerissen wurde.

Konrads Wildheit beachtete das nicht. Er schleuderte; die Dachrinne gab nach und borst, Medardo ließ nicht los, beide Körper waren auf dem Punkte, in gräßlicher Umarmung gemeinschaftlich hinab zu stürzen.

Nur weil Konrad mit einem Fuße noch innerhalb des Bodens stand, und der Schenkel dieses Fußes eine Widerlage am Pfosten der Lucke fand, und weil die morsche Dachrinne nur so weit geborsten war, als die Spitze von Konrads anderem Fuße sie durchgebrochen hatte, war ihm so viel Anhalt geboten, daß er seinen Körper zum Stillstand bringen konnte.

Eine Viertelminute lang dauerte die Ungewißheit, ob das Uebergewicht nicht doch abwärts neigen werde.

Konrads Körperkraft, auf das rückwärtige Bein zusammengedrängt, siegte — er stand. Aber all seine Gliedmaaßen zitterten sichtbar von der mächtigen Anstrengung, und der Instinkt der Selbsterhaltung trieb ihn in den Bo-

denraum zurückzutreten sammt dem Feinde, der an ihn, gleichsam in ihn geklammert war.

Eine kurze Pause trat ein. Konrad schnaufte in halber Athemlosigkeit. Kein Wort verlautete. Medardo mochte wohl fast besinnungslos sein, die Spannung seiner Finger ließ nach — da erfolgte aus allen Leibeskräften Konrads ein Ruck, und die rothe Feder flog wie eine Feder aus der Lucke hinaus in die freie Luft, und sich drehend wie eine Puppe stürzte sie in die Tiefe.

Konrad hörte nur ein leises Geräusch des Auffallens unten. Er stand tief athmend unbeweglich. Er trat nicht vor, um hinab zu schauen. Eine Stimme aber rief unten, verständlich bis hier oben herauf: Er hat's Genack gebrochen! — Der süddeutsche Ausdruck des Rekruten „Genack" für Genick war Konrad geläufig.

Das Jahrzehnte lang verzögerte Rachewerk war gethan. Er stieg langsam die Leiter und die Stiegen hinab. Es war ihm nicht so wohl zu Sinne, wie er's erwartet hatte von endlicher Vollbringung dieser lang ersehnten That. Er schüttelte sich, als ob er lästige Gefühle abschütteln wollte. Bilder seines Lebens flogen an ihm vorüber. Von jenem Abende an, da er aus dem weißen Löwen im Salzgriese zu Wien den „Lump" zum ersten Male durch's Fenster geworfen. Keins der Bilder schien ihm zu gefallen, er schüttelte sich von Neuem. „'s bleibt ein Hundeleben" — murmelte er grollend vor sich hin — „und am Ende bist Du selbst ein Lump, und hast nichts Besseres verdient, als —"

Da war er im Hausflur, und fand dort den Herzog

selber mitten unter den Rekruten. Er schalt sie heftig, und schloß eben damit, daß er den Ersten, welcher sich nochmals solch einen Einbruch gestatten würde, am nächsten Baume aufhängen lassen werde.

Der Herzog war nämlich just in den Hausflur heraus gekommen, als man den Doktor Blandini herab geschleppt hatte. Er hatte den Doktor, welcher an allen Gliedmaaßen vor Furcht schlotterte, sofort befreit, und in das Vorzimmer hinein führen lassen, da er nicht mehr im Stande gewesen war, sich auf den Beinen zu erhalten.

Dies Schelten des Herzogs aber und dies Androhen des Stranges verscheuchte auf der Stelle den moralischen Katzenjammer Konrads. Ehe er noch bis zum Herzoge vorgeschritten war, schrie er schon: Na, das ist nicht uneben! Weil wir nicht ruhig zuschauen, wenn man unsern Capo vergiften will, weil wir ihn befreien wollen von diesen Kanaillen, da will uns der Capo an die Bäume hängen lassen. Straf' mich Gott, besser kann die verkehrte Welt doch nicht aussehen!

Er selbst sah gräulich aus. Das Blut lief ihm über das Gesicht von den Messerstichen Medardos, sein Haar war zerzauſ't, sein Bart desgleichen und sein Wams zerrissen.

Der Herzog wollte ihn verhaften lassen, er wollte fragen, wer und was ihn so zugerichtet — aber er that Beides nicht. Daß man den Exceß begangen, um sein Leben zu sichern, blieb doch nicht ohne Eindruck auf ihn. Er machte eine fortweisende Armbewegung, und ging in's Vorzimmer.

Hier begegnete ihm ein neuer Schrecken. Dietrich wies

auf eine Ecke des Gemachs. Da saß, oder lag Lady Ludmilla regungslos. — Was ist das? fragte der Herzog.

— Ich fürchte, ein Nervenschlag hat sie getroffen. Daß der Herr Herzog ihr keinen Glauben geschenkt, hat sie in Verzweiflung gestürzt, sie kam mehr todt als lebendig aus Eurem Zimmer —

— Seht doch nach, Doktor!

Blandini war dies kaum im Stande. Mit zitternder Hand fühlte er ihren Puls, und kaum hörbar sagte er nach einer Weile: — Sie ist todt.

— Oh! — rief Bernhard. Dann setzte er langsam hinzu: — Verlaßt Euch übrigens auf meinen Schutz, und bleibt ruhig bei mir, Doktor Blandini.

Dann ging der Herzog in sein Zimmer.

Es war Nacht geworden. Die Leiche der Lady wurde weggetragen. Die offne Thür zeigte, daß die Tumultuanten alle fort waren. Blandini und Leder blieben allein im Vorzimmer.

Leder suchte den Doktor zu trösten, und sprach von Rohheit der Soldateska, die der Herzog schon zu zügeln wisse. Sprach von ruhiger Weiterbehandlung des kranken Herzogs, und daß er das rothe Fläschchen am Fenster nicht vergessen werde, wenn der Nothfall eintrete, und wenn der Doktor durchaus nach Basel müsse. — Uebrigens will ich nur gleich nachsehen — schloß Leder — ob auch Eurem Amanuensis nichts zugestoßen ist in dem Krawall. Der bestialische Bärtige ist hinter ihm her gewesen.

Er ging. Blandini blieb allein. Nicht eine Minute

länger wollte er bleiben. Auch in sein Zimmer hinauf wagte er sich nicht mehr. Seine Furcht war grenzenlos. Aber das Geld liegt oben! — Nein; er hatte es beim Einpacken schon in die Tasche gesteckt, da es aus Goldstücken bestand.

— Fort! fort! — schrie es in ihm. Vorsichtig schritt er hinaus. Ueberall war's still und leer. Nur durch das Innere der Stadt zu gehen erschreckte ihn. Rechts um das Haus! Ja, da gab's an der Ringmauer hin einen stillen Weg zum Müllheimer Thore.

Rechts um die Hausecke bog er also. Aber nach einigen Schritten stolperte er über einen Gegenstand im Wege, und fiel fast.

Ein Lichtschimmer aus dem Erdgeschosse fiel auf diesen Gegenstand, nach welchem sich Blandini mechanisch umsah — es war die Leiche Medardos, welche hier unbeachtet liegen geblieben war.

Blandini floh voll Entsetzen.

VI.

Während der Nacht räumten Rekruten den Leichnam Medardos fort, und warfen ihn in den Rhein. Konrad hatte in ärgerlicher Stimmung gemeint, das wäre doch rathsam, und er selbst empfände einen Widerwillen, den todten Kerl noch einmal anzufassen.

Im Hause des Herzogs hatte man gar nichts erfahren vom Unfalle Medardos. Leder war spät Abends noch einmal in's Zimmer Blandinis gegangen, und da er es leer gefunden, hatte er geglaubt: Blandini hätte doch, wie er vorausgesagt, die Reise nach Basel zu dem schwer Erkrankten angetreten und Medardo mit ihm. Getreulich erinnerte er sich des rothen Fläschchens. Er nahm es vom Fenstersimse, und trug es auf sein Zimmer.

Gewissenhaft wie er war brachte er es am andern Morgen bei guter Zeit zu Hoffmann hinab, damit es dem Herzoge gereicht werde, sobald der Anfall trotz des vorbauenden Mittels dennoch einträte.

Hoffmann entgegnete verdrießlich: — wir müssen warten! Der Herzog scheint doch angezogen zu haben von dem gestrigen Verläumdungsqualm; er hat mich vorhin fortgejagt mit dem weißen Fläschchen. Es fehlt mir nichts! sagte er, und legte sich auf die andere Seite.

Jeder von Beiden bewahrte sein Fläschchen sorgfältig auf, da Jeder überzeugt war, heut oder morgen werde es doch gebraucht werden.

Während der nächsten Tage herrschte eine peinliche Stille in Neuenburg. Niemand wollte offen sprechen über den Verdacht und über die Vorfälle.

Am dritten Tage war das Begräbniß der Lady Ludmilla. Dietrich besorgte es. Soldaten und Rekruten folgten dem Sarge in großer Anzahl. Sie beschwerten sich unter einander über Herrn von Mitzlau. Er hatte den Theil von Rekruten, welcher ihm oblag, zum Exerciren befohlen, und

ihnen dadurch unmöglich gemacht, der würdigen Dame, welche sich für den Feldherrn geopfert, die letzte Ehre zu erweisen. Er selbst fehlte natürlich auch.

Nach dem Begräbnisse bat Dietrich um Audienz beim Herzoge Bernhard. Es sollte eine Abschieds-Audienz sein. Die Hinrichtung der Lady, wie er's nannte, hatte ihm einen sehr peinlichen Effekt gemacht. Es wurde ihm allmählig ganz deutlich, daß er sich mit seiner schöpferischen Phantasie viel besser befinden werde fern von den Tumulten des groben Lebens.

Dies sagte er dem Herzoge ehrlich und einfach.

Der Herzog war verstimmt, und machte nur eine einfache Handbewegung zu Dietrichs Abschiedsgesuche. Endlich setzte er aber doch etwas freundlicher hinzu: — Ihr könnt mir, junger Freund, noch einen letzten Dienst erweisen, wenn Ihr Eure Rückreise über die Schweiz macht, und den Rohan'schen Damen Grüße und Nachrichten von mir bringt. Nachricht von der frei gemachten Erbschaft, und von mir. Es wird an Gerüchten nicht fehlen über meine Erkrankung und über das was vorgestern hier vorgefallen. Sie sollten sich durch haltlosen Verdacht nicht erschrecken lassen, ich befände mich ganz wohl, und rechnete mit Sicherheit darauf, ihnen während des Hochsommers in Basel zu begegnen. Bis dahin wird die Belagerung Breisachs in vollem Gange sein, und ich werde abkommen können. Ein trefflicher Schimmel feiner Race ist mir gestern aus den burgundischen Bergen geschickt worden. Er ist auf Gebirgspfaden groß gewachsen, und wird der Prinzessin Marguérite gute Dienste leisten im Ober-

lande. Ich wäre Euch dankbar, wenn Ihr ihn mitnähmt, und den ruhigen Fuchs, welchen Ihr aus meinem Stalle öfters geritten, zum Andenken mit Euch nach Paris marschiren ließet.

Dietrich verbeugte sich.

— Noch Eins. Euer Herr Vater möge mir zugethan bleiben. Rath Müller, der Vertraute Oxenstiernas, sei gestern hier eingetroffen mit guten Dingen. Schweden nähere sich mir wirksam, und es könnte geschehen, daß ich nach dem Falle Breisachs dem General Banér, welcher jetzt in Thüringen vordringt, über Hessen hinüber unmittelbar die Hand reichte. Euer Vater möge in Stockholm den Befehl an Banér auswirken, daß dieser nach der hessischen Grenze zu Posto fasse. — Und dem Könige von Frankreich möge er sagen, die Generale Guébriant und Turenne, welche er mir durch Euch angekündigt, ließen noch immer auf sich warten. Die französischen Minister hätten mir in keinem Punkte Wort gehalten, die Eroberungen hätte ich sämmtlich mit eigenen Kräften machen müssen. Das wäre mir schon recht, und ich würde es beim Ausgange in Rechnung bringen. Aber ich hörte, daß man Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser anbahnte, und daß schon von Cöln und von Hamburg dafür die Rede ginge, und daß der König die Gnade haben wollte, auch meine Interessen zu vertreten. Dafür ließe ich mich schönstens bedanken. Ich bedürfte keines Vormunds, und hätte das Recht eines solchen dem Könige von Frankreich niemals eingeräumt. Ich würde mich als deutscher Reichsfürst schon selbst vertreten. Dem

Grafen Trautsmannsdorf in Wien sind Friedenspräliminarien erst seit dem Tage von Rheinfelden eingefallen, und ich lasse daran erinnern, daß Rheinfelden mein Tag gewesen. In der Geschwindigkeit hat der Kaiser nun endlich auch meine Herrn Brüder belehnt, und diese lassen mir gestern berichten, daß ich meinen Wunsch nach Frieden nur auszusprechen brauchte, um auch belehnt und mit ganz besonderer Schenkung an Land und Leuten vom Kaiser ausgezeichnet zu werden. Wenn ich nun meinen geliebten Herrn Brüdern die Gemeinschaftlichkeit mit ihnen abschlage, was mir fast schwer fällt, weil ich nicht um kleiner persönlicher Vortheile willen in Waffen stehe gegen den Kaiser, so könnten sich die französischen Minister mit Leichtigkeit die Folgerung ziehen: der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar werde sich nicht von ihnen in's Schlepptau nehmen lassen. Euer Herr Vater wird dies schon des Weiteren ausführen. Habt Ihr mich verstanden, junger Freund?

— Vollkommen, fürstliche Gnaden.

— So geht mit Gott. — Erlach, gebt Befehl wegen der Pferde für den Herrn van Groot!

Erlach, welcher jetzt stets um die Person des Herzogs war, ging mit Dietrich.

Herzog Bernhard nahm Papiere vom Tische, und las in ihnen.

Als Erlach zurück kam, sagte der Herzog: da finde ich ja ein Schreiben des albernen Savelli. Wer hat denn das gebracht?

— Ich weiß nichts davon.

— Der Narr erbietet sich zur Vermittelung zwischen mir und dem Kaiser. Nachdem er in Lauffenburg sein Ehrenwort gebrochen! Der Mensch ist so unverschämt wie thöricht. Unter den Tisch! Aber wen hat er denn geschickt? Wer hat das Schreiben gebracht?

— Ich weiß durchaus nicht. Hier im Zimmer ist außer mir Niemand gewesen — Mitzlau nur war einen Augenblick da mit einer Meldung über Bewaffnung der Rekruten. Er kann doch nicht —? Fürstliche Gnaden erinnert sich, daß Rosen darauf beharrt, Mitzlau habe bei der Gefangennahme Savellis und bei der Flucht desselben aus Lauffenburg —?

— Wir wollen Acht auf ihn haben.

Noch an demselben Tage erfolgte der Aufbruch des Herzogs zur Belagerung von Breisach. Von Krankheit Bernhards war nicht mehr die Rede. Blandinis Voraussage erfüllte sich diesmal gar nicht. Leber hatte dem Herzoge erzählt, daß und weshalb der Doktor nach Basel gegangen, und daß er in den nächsten Tagen zurückkehren werde. — Neuenburg bleibt mein Hauptquartier — hatte der Herzog gesagt — das Zimmer des Doktors und die Verpflegung bleibt ihm wie bisher.

Nun vergingen mehrere Monate mit dieser Riesenarbeit einer niederländischen Belagerung. Drei Stunden im Umfange diesseits und jenseits des Rheins wurde die furchtbare

Lager = Verschanzung angelegt, welche das „Capitolium Deutschlands", wie Breisach genannt wurde, zu Falle bringen sollte. Eine ganze Festung, Kenzingen, wurde in dies verschanzte Lager einbezogen, indem ihre Steinwälle zerschlagen, und Meilen weit in Stücken daher gefahren wurden, damit man hinreichend Mauersteine gewänne für die Belagerungsmauern.

Man blieb lange ungestört. Es wurde so wie Bernhard vorausgesagt: tief aus Niederdeutschland mußte Götz, mußten Truppen geholt werden. Erst im Hochsommer war wieder ein hinreichendes kaiserliches Heer vorhanden, um Breisach zu entsetzen. Der Kaiser legte mit Recht den höchsten Werth auf die Errettung seiner Hauptfeste im deutschen Reiche, und die dringendsten Mahnungen kamen Tag für Tag aus Wien. Der Herzog von Lothringen vom Elsaß herüber, Götz und Savelli von Baden und Würtemberg her sollten Bernhard in's Kreuzfeuer treiben, zersprengen und verjagen. So begann denn Treffen um Treffen, zunächst darauf gerichtet, Lebensmittel und Munition nach Breisach hinein zu werfen. Endlich kam's auch zu einer vollen Schlacht. Bei Wittenweier wurde sie geschlagen, in einer Gegend, welche Bernhard genau bekannt war von seinen Kämpfen mit Johann von Wörth, als dieser die Rheinauer Schanzen täglich angriff. Die genaue Ortskenntniß und die ihm stets bereite Kriegslist unterstützten ihn. Bis in den Abend hinein schwankte die Schlacht. Da schickte er auf Fußpfaden eine Schaar Trompeter und Trommler in einen Wald zur Seite des Feindes. Sie bliesen und trommelten da

zum Sturme. Die Kaiserlichen meinten, diesem Sturme auf ihre Flanke ausweichen zu müssen, sie gaben dadurch Blöße nach der Richtung, wo nicht bloß Trompeter und Trommler waren, diese Blöße benützte Bernhard rasch und nachdrücklich, und so errang er in der Nacht noch den Sieg.

Savelli hatte wohl abermals seinen redlichen Antheil an diesem Mißgeschicke der kaiserlichen Waffen: er war dem tapfern Götz wieder zum Mitfeldherrn aufgedrängt worden, und kommandirte einen Tag um den andern.

Hier bei Wittenweier kam es denn auch endlich einmal vor, daß die angelangten französischen Officiere Guébriant und Turenne durch ihre persönliche Tapferkeit — Truppen hatten sie sehr wenig — Bernhard zur Erkenntlichkeit veranlaßten.

Ruhe jedoch verschaffte ihm auch dieser Sieg noch nicht. Er mußte einen Boten an die Rohanschen Damen senden, welcher die Zusammenkunft in Basel absagte und auf den Winter vertagte. Von Wien aus folgte Befehl auf Befehl, um jeden Preis die Weimarschen Belagerungswälle zu durchbrechen, und Breisach zu befreien. Feldmarschall Götz sollte vom rechten Rheinufer eindringen, der Lothringer Herzog vom linken. Und Bernhard hörte, der letztere sei über Thann im Anmarsche. Eiligst flog Bernhard hinüber, begegnete ihm auf dem Ochsenfelde bei Thann, griff ihn stürmisch an und schlug ihn in die Flucht. Am Abende des Sieges erhielt er aber auch schon die Nachricht: Götz komme mit großer Macht am rechten Ufer angerückt. Wiederum im Fluge eilte Bernhard mit seinen Reiterregimentern über

den Rhein zurück. Todtmüde kam er in seinen Verschanzungen an, und sank auf's Lager. Spät am andern Morgen erwachte er, und — hatte nicht die Kraft aufzustehen. Das Lagerfieber grassirte, und der Herzog war von ihm befallen.

Es schien der ganze Feldzug auf dem Spiele zu stehen, als Götz am 14. October den Sturm unter unaufhörlichem donnerndem Geschützfeuer begann. Der alte Waldsteinsche, Kriegsmann wußte, daß in Wien seine ganze Existenz gefährdet war, wenn er die Verschanzungen nicht durchbräche; er führte Regiment auf Regiment gegen die Schanzen am Rheine und auf den Inseln, wo die Ueberwältigung des Feindes am Leichtesten erschien; er stürmte die Redoute an der Schiffbrücke viermal vergebens, er kam zum fünften Male wieder und — nahm sie. Nun treibt er seine tapfern Leute nach der nächsten Brücke, in deren Nähe die Gebäude mit den Munitionsvorräthen des Weimarschen Heeres standen; er wirft das entgegeneilende Weimarsche Regiment über den Haufen, er erobert die Brücke — das Loch ist geöffnet, die Kaiserlichen sind auf dem Punkte, die halbjährige Arbeit Bernhards zu zersprengen, und alle Weimaraner schrein nach dem Herzoge, der ihnen zum ersten Male fehlt in dem gefährlichsten Augenblicke. Man stürmt mit diesem Geschrei zu ihm. Er rafft sich auf, er schwingt sich auf den westphälischen Rappen, er ruft seinen Truppen zu: Laßt Euch nicht irren, es ist derselbe Götz, den wir bei Wittenweier geschlagen, wir schlagen ihn auch heute, vorwärts! Und Alles sammelt sich um den Feldherrn, und unter seiner Füh-

rung geht es nach der verlorenen Brücke. Unter einem grimmigen Gemetzel wird sie genommen, unter Siegesgeschrei rücken die Weimaraner weiter nach der Redoute an der Schiffbrücke. Hier setzen sich die Kaiserlichen fest, und fechten wie Löwen. Sieben Angriffe schlagen sie zurück, beim achten erst ersteigen die Weimaraner das Bollwerk, und besetzen es. Aber Götz kommt mit neuen Kräften, und stürmt nun seinerseits von Neuem viermal hinter einander. Kommt er zum fünften Male, so ist die Kraft der Weimarschen Truppen erschöpft, und er wird Sieger. Bernhard selbst erhält sich kaum noch auf dem Pferde. — Götz kommt nicht mehr; auch seine Kräfte reichen nicht mehr weiter, und die Nacht fällt nieder auf die Leichenhaufen — die grimmige, mit furchtbarer Tapferkeit ausgeführte Stürmung der Kaiserlichen ist abgeschlagen.

Herzog Bernhard reitet in finstrer Nacht zurück nach seinem Lagerhause. Der Fieberfrost schüttelt ihn jetzt bei eintretender Ruhe ärger als vorher, und als er noch hundert Schritte von seiner Wohnung entfernt ist, da kann er sich nicht mehr auf dem Pferde erhalten — er winkt seinen Leuten — sie müssen ihm vom Pferde helfen und in's Haus tragen, er verliert die Macht über seine Gliedmaaßen.

Bei diesem Anblicke ruft Hoffmann, welcher ihm in's Bett hilft: — Aber, gerechter Gott, das sind ja nicht die Zeichen des Lagerfiebers! — Und Leder, welcher herzu kommt, stimmt ein in Hoffmanns Rede.

Es war nichts weiter als jenes Fieber, welches sich auszubilden pflegt unter Truppenmassen, die lange Zeit eng bei

einander liegen müssen, und denen noch dazu ein feuchtes Herbstwetter über den Hals kommt. Die Symptome Bernhards waren nur gesteigert, weil er die Krankheit gewaltsam niedergekämpft, und sich in die moralische wie körperliche Anstrengung eines so entscheidenden Kampfes gestürzt hatte.

Hoffmann aber und Leder hatten nichts vor Augen als den seit Neuenburg fortwährend gefürchteten Rückfall, welchen Blandini angekündigt. Sie hatten auch schon darum nichts vor Augen, weil gerade sie die Mittel gegen einen solchen Rückfall in Händen zu haben glaubten, das weiße und das rothe Fläschchen. Was wir heilen zu können glauben, das wünschen wir gleichsam herbei, um uns recht wirksam und nützlich zu zeigen.

Sie drangen also in den Herzog, die vorhandenen Gegenmittel zu nehmen. Hoffmann suchte das seinige hervor, Leder eilte fort, das seinige zu holen. Er wohnte nämlich nicht unter demselben Dache mit dem Herzoge. Die Wohnungen der höher gestellten Personen bestanden aus ebenerdigen kleinen Häuschen von Kenzinger Steinen, und boten nur ein Zimmer und eine Kammer. Bernhards Aufenthalt war sehr dürftig, und der Sieger in großen Schlachten lag jetzt armselig auf einem Feldbette in ödem Gemache.

Leder wohnte ebenso gut nebenan, und war eiligst zurück mit dem rothen Fläschchen, welches er seit einem halben Jahre immer wohlverwahrt bei sich führte.

Bernhard zeigte keine Lust, diese Mittel einzunehmen. War sein Vertrauen auf Blandini doch erschüttert? Der Tod der Lady Ludmilla, die ernste Haltung des sonst leicht-

blütigen jungen Groot, das Verschwinden Blandinis, welchen keine erneute Einladung zurück gebracht hatte, obwohl die Krankheiten im Lager Veranlassung geworden waren, mehrmals nach ihm zu senden — all Das waren Samenkörner des Mißtrauens in Bernhards Seele geworden. Er wies Hoffmannn zurück, dessen weißes Fläschchen ja doch zuerst an die Reihe kommen sollte.

Nun wurden beide Quacksalber erst recht dringend. Der Eigensinn des kranken Herzogs aber bestand darauf: sie sollten sich fortpacken und ihm Ruhe lassen. Vielleicht fände er Schlaf, und wenn nicht, dann sei's am nächsten Morgen zeitig genug, an Weiteres zu denken.

Sie mußten gehen.

Als Hoffmann am nächsten Morgen aber aus seiner Kammer sachte herein schlich, um den Herrn nicht aufzuwecken, wenn er schliefe — und so hatte es ihm geschienen, da er die Thür der anstoßenden Kammer nicht eingeklinkt gehabt hatte — da fand er den Herzog aufrecht sitzend. Er war hoch geröthet, und gestand, daß ihn Phantasieen gepeinigt und jeden wirklichen Schlaf vertrieben hätten.

— Laß den Feldarzt rufen! sprach er mit matter Stimme.

Es wurde nach ihm gesendet.

Ehe er aber anlangen konnte, war auch Leder da, und er wie Hoffmann kamen nun mit größerem Fuge darauf zurück: dies sei nicht das Lagerfieber, dies sei der gefürchtete Rückfall, und der Herzog möge doch um Gotteswillen die Mittel des weisen Blandini einnehmen.

Der Herzog schüttelte den Kopf.

Da trat der Graf von Nassau in's Gemach, und meldete: Wir haben's mit einem Waldsteinschen Feldherrn zu thun, der keinen Verlust an Mannschaft scheut. Auf, Herzog, auf! Den Götz kümmert's nicht, daß wir heute Morgen fünfzehnhundert seiner todten Leute von den Brücken und Wegen geräumt haben, er marschirt vor Langendenzlingen in Schlachtordnung auf, binnen einer Stunde wird der Tanz von Neuem losgehen, und der Tag hat von jetzt an — es ist acht Uhr — noch wenigstens neun Stunden. Das ist zu lang für uns, wenn Ihr nicht dabei seid. Also auf, auf! Wir erwarten Euch.

Bernhard wußte zu gut, daß es das Aeußerste gälte. — Wohlan denn! — rief er — ich muß in einigen Stunden frisch sein — Eure Mixturen sollen ja das zu Wege bringen — so gebt sie her!

Hoffmann und Leder waren eiligst zur Hand mit ihren Fläschchen. — Nicht beide zugleich, Herr Kanzler — eiferte Hoffmann — zuerst das meine! Und wenn dessen Wirkung nicht zureicht, also im schlimmsten Falle nach einigen Stunden erst das Eurige.

— Richtig! — sagte Leder — so hat der Doktor Blandini angeordnet.

— Nichts da! — stöhnte Bernhard — zu langsamem Probiren hab' ich keine Zeit. In einigen Stunden muß ich auf dem Pferde sein. Also gleich das stärkere Mittel! Dein's Leder!

Kopfschüttelnd goß Hoffmann den Inhalt des rothen Fläschchens in die kleine Schale, welche er bereit hielt.

Auch dieser Inhalt war farblos, die rothe Farbe gehörte nur dem Fläschchen.

Es war eine Arsenikauflösung von hinreichender Kraft, um in kurzer Frist den Tod herbeizuführen.

Der Herzog saß aufrecht im Bette, und streckte die Hand aus nach der Schale. Hoffmann reichte sie ihm.

Als er sie zum Munde führen wollte, trat der Feldarzt ein.

— Komm her, alter Knabe — rief Bernhard — und fühle meinen Puls. Wir glauben, es sei nicht das Lagerfieber allein, das mich schüttelt. Sag mir Deine Meinung.

In der einen Hand behielt der Herzog die Schale mit dem Gifte, die andre reichte er dem Feldarzte.

An diesem wetterbraunen alten Praktikus von ganz untergeordneter medizinischer Kenntniß hing das Leben des damals mächtigsten Feldherrn. Er fühlte lange.

— Nun? schrie Bernhard ungeduldig.

— 's ist ein starkes Fieber — sagte endlich der Feldarzt — und es hämmert wohl ein Bißchen anders als — — — aber unser nichtswürdiges Lagerfieber ist's doch.

— Es hämmert anders? Wer soll da klug werden! Und an meinen damaligen Zustand in der Schweiz, der mich vom Pferde riß, an jenen Anfall erinnert mich mein jetziger Zustand gar nicht. Da war mir ganz anders!

— Natürlich, fürstliche Gnaden — bemerkte hochweise

Hoffmann — damals wart Ihr übrigens gesund gewesen; jetzt habt Ihr's Lagerfieber noch dazu, jetzt muß Euch freilich anders zu Muthe sein.

— Und ein Versuch wird ja nicht schaden; — setzte Leder hinzu — wenn das Mittel den Feind nicht findet, für den es bereitet ist, so wird's als Beruhigungsmittel wohl auch das Fieber beschwichtigen, das Euch schüttelt. Es befreit Euch also entweder ganz, oder es erleichtert Euch doch.

— Was ist's? — sagte Bernhard zum Feldarzte, und reichte ihm die Schale unter die Nase.

— Es riecht gar nicht — antwortete dieser. — Mit Erlaubniß! — setzte er hinzu, und tauchte seinen Finger in die Flüssigkeit, den Finger alsdann an seine Zunge führend.

— Nun?

— Süßlich — scharf! — Und dann schüttelte der Alte wunderlich den Kopf.

— Du weißt nichts! Machen wir ein Ende, ich will auf.

Und er setzte die Schale an den Mund — und trank.

Nach dem ersten Schlucke setzte er ab. Der Gedanke an Blandini fuhr ihm durch den Sinn wie ein blendender Blitz —

— Ich könnt's für Arsenik halten! sagte gleichzeitig der Feldarzt.

— Ich halt's auch für Gift! schrie Bernhard, und schleuderte die noch mit drei Viertheilen des Getränks angefüllte Schale weithin auf den Fußboden.

Die Folgen des Giftes kündigten sich auf der Stelle an:

Druck und Hitze im Magen, brennender Durst, Wühlen in den Gedärmen —

Hoffmann und Leder schrieen vor Entsetzen. Ihr thörichtes Zureden war ja die Veranlassung geworden.

Glücklicherweise verlor der alte Feldarzt nicht im Mindesten den Kopf. Er zog aus seiner ledernen Gürteltasche sogleich eins der Pulver, deren er bei der Feldpraxis ohne Apotheke täglich bedurfte, verschaffte sich selbst Gefäß, Wasser und Löffel, und bot in kürzester Frist dem Herzoge ein Brechmittel stärkster Sorte.

Auf Pferdenaturen berechnet that es augenblicklich seine Wirkung, und der Feldarzt meinte behaupten zu können: der Schluck giftiger Flüssigkeit, welchen fürstliche Gnaden leider verschlungen, sei großentheils nun wieder heraus geworfen. Warme Milch und warmes Oel werde den Rest beschwichtigen —

— Milch und Oel — schrie der Herzog — empfahl mir der Schurke damals in der Schweiz! Jenen Anfall hat er gewiß selber angestiftet, um mich langsam — Rosen soll Reiter nach der Schweiz jagen und den Kerl aufheben lassen. Ich will ihn haben! Fragt nach, ob Götz vorrückt und angreift!

Götz griff nicht an; er fand seine Truppen zu tief gelichtet, zu sehr erschöpft, und erhielt die Nachricht von der Niederlage des Lothringers bei Thann. Er gestand sich die Unmöglichkeit ein, die Weimarschen Verschanzungen, welche stärker wären als Breisach selber, zu erstürmen.

Er zog ab. Auf Nimmerwiederkehr. Der Zwiespalt

unter den kaiserlichen Führern unterstützte die Anklage gegen ihn, daß er seine Schuldigkeit nicht gethan. Nach solchem Sturme! Er wurde verhaftet, und Jahre lang zu Ingolstadt inquirirt.

Es stand nichts mehr im Wege, daß die Belagerung Breisachs langsam und vermittelst Aushungerung zu Ende geführt würde.

Herzog Bernhard war zu Wagen nach Neuenburg gebracht worden, damit er dort in bequemerer Häuslichkeit seine Genesung betreiben könnte. Der alte Feldarzt hatte Recht gehabt: es waren nur geringe Spuren der Vergiftung in ihm zurückgeblieben. Sie verschwanden allmählig sammt dem Lagerfieber.

Blandini war in Luzern nicht aufzufinden gewesen; er war spurlos verschwunden. Die Arsenikstücke auf seinem Zimmer in Neuenburg, welche man entdeckte, erhoben den Verdacht gegen ihn fast zur Gewißheit. Leder von Rehlingen war bei dieser Entdeckung in Blandinis Zimmer thätig gewesen, er wußte jetzt, daß er damals an die Giftstücke gerochen, und erinnerte sich, daß er lecken gewollt. Es beschlich ihn eine natürliche Melancholie über das Unzureichende menschlicher Weisheit.

Auch mit einem Schriftstücke hatte er jetzt in Neuenburg Unglück. Es war aus den Verschanzungen um Breisach an ihn eingegangen mit dem Auftrage, es dem Herzoge Bernhard sogleich zu übergeben. Triumphirend unter wehmüthigem Lächeln überreichte er es dem Herzoge. Er war außer

Zweifel, daß es die Kapitulation des hartnäckigen Reinach, des Kommandanten von Breisach wäre.

Es war aber ein zweiter Brief des Herzogs von Savelli mit der Aufforderung an Bernhard, sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Er verlangte, Ort und Zeit zu wissen, wo und wann die Verhandlungen beginnen könnten.

— Und das schickt man an Euch? Und aus unserm Lager? Wer hat's gebracht?

Der bestürzte Leder wußte nur zu sagen, daß ein Reiter —

— Aus dem Regimente, in welchem Herr von Mitzlau steht? fragte Erlach, welcher eben in's Zimmer getreten war.

— Kann sein — genau weiß ich das nicht.

— Zur Strafe — sagte der Herzog — sollt Ihr sogleich die Antwort schreiben. Er läßt uns keine Ruhe, dieser wälsche Fant, wenn er nicht abgetrumpft wird.

Und nun mußte sich Leder hinsetzen, und ohne weitere Ueberlegung, die er sich sonst zu gönnen pflegte, eine Erwiderung aufsetzen. Leder fand diese Strafe gnädig, und schrieb in ergeben aufgeregter Stimmung unter Anderem wie folgt:

„Seine fürstliche Gnaden der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar läßt zwar geschehen, daß es des Herrn Feldmarschalls Duca Excellenz altadeligen Geschlechtes mit dem ganzen heiligen römischen Reiche gut meine, daß aber Seine Excellenz einen gebornen Herzog von Sachsen in der Liebe zum Vaterlande unterrichten wolle, in Tugenden, die er mit dem hohen Geblüte seiner großen

Ahnherrn ererbt hat, und meine, ihm sagen zu müssen, was dem Vaterlande dienlich sei, oder was demselben mangle, und worin dessen Ruhe, Sicherheit und Wohlstand bestehe, das könne Seiner fürstlichen Gnaden nicht anders als seltsam und befremdend vorkommen.“

Bernhard nickte lächelnd — die Wiederkehr der Gesundheit spiegelte sich in diesem Lächeln — zur pathetischen Vorlesung dieser Stelle, und setzte hinzu: damit seid Ihr aber, Freund Leder, noch nicht absolvirt für Eure Leichtgläubigkeiten. Jetzt müßt Ihr trotz hereinbrechender Winterszeit Eure Lenden gürten und auf Reisen gehen. Zunächst in unsre Linien vor Breisach mit diesem Eurem Schreiben an Savelli. Dort wendet Ihr Euch — harmlos und vorsichtig! — an den Herrn von Mitzlau. Ihr gesteht ihm vertraulich, daß Savelli an mich geschrieben im Auftrage des Kaisers, daß ich dies Schreiben freundlich aufgenommen und merkwürdig eingehend beantwortet hätte. Ihr wäret beauftragt, es heimlich und unscheinbar zu befördern, könntet aber den jetzigen Aufenthalt des Savelli durchaus nirgends erfahren, und bätet Mitzlau, Euch behilflich zu sein für eine zuverlässige Uebersendung. Wir hegen den Verdacht, daß dieser Mitzlau seit Rheinfelden und Lauffenburg mit diesem Savelli zusammensteckt und Durchstecherei treibt; wir wollen ihm Gelegenheit geben, sich zu verrathen, und Ihr sollt das zu Wege bringen. Verstanden?

— Vollkommen, fürstliche Gnaden. Eine geheime diplomatische Aufgabe.

— Ganz geheim, bis Ihr mich wiederseht. Ich folge Euch morgen, und erwarte Euren Bericht. Sobald Ihr ihn mir erstattet habt, geht Ihr trotz Winterwetter nach der Schweiz. Erlach hat Briefe vorbereitet, welche Euch Bekanntschaften zuführen und Hilfsmittel. Ihr waret stets ein wohlwollender Verehrer Blandinis; Euch wird er nur Freundliches zutrauen. Ihr geht nach Luzern, von wo er allerdings verschwunden sein soll. Erlach aber meint, daß ihn die dortigen Pfaffen nur verbergen. Ihr fragt nach ihm, als hättet Ihr ihm Geschenke und Botschaft zu überbringen. Ich wäre entrüstet über den Verdacht, welchen man gegen ihn ausgesprengt, ich hätte felsenfestes Vertrauen in seine Kunst, und wünschte nur ihn zum Arzte für meine erschütterte Gesundheit. Gelingt's Euch, so führt ihn hierher nach Neuenburg, und zeigt mir's eiligst an. Gute Verrichtung! Zunächst auf morgen Abend in meinem Lagerhause.

Zum nächsten Tage hatte Bernhard außerdem an seine Truppen vor Breisach den Befehl erlassen, die große Schanze Sankt Jakob am linken Rheinufer zu erstürmen, die letzte, welche noch zu erobern war.

Nachmittags — es herrschte ein dichter Novembernebel — kam er in seinen Linien an. Er sah etwas bleicher und magrer aus, aber das Auge war wieder frisch, die Truppen schrieen ihm jauchzend entgegen: Sankt Jakob sei um Mittag gefallen, Breisach müsse sich nun ergeben.

Des Abens kam Leder Bericht zu erstatten. Mitzlau's Regiment sei mitgewesen beim Sturme, und er habe ihn erst am späten Nachmittage getroffen. In einem steinernen Häuschen, das Mitzlau allein bewohne. Mitzlau habe sich Anfangs scheu und verschlossen gehalten. Dann sei aber ein fremder Mann eingetreten. Kein Soldat, ein Mann in der wohlhabender Tracht eines Bürgers. Das habe sichtlich Mitzlau in Verlegenheit gesetzt — habe aber rasch zum Ziele geführt.

— Wie das?

— Ich erkannte den Mann, fürstliche Gnaden — fuhr Leder fort — ich! Durch meinen ausgebreiteten Verkehr mit Gelehrten. Vor Jahren hab' ich ihn in Dresden gesehen. Da that er sich hervor durch staatsrechtliche Kenntniß, und der kurfürstliche Minister benützte ihn beim Prager Friedensschlusse. Damals hieß er einfach Heusner. Von Prag mag er nach Wien gekommen sein, kurz, vor unserm Einrücken nach Frankreich — es war in der Frankfurter Gegend — wurde mir erzählt: Der Heusner habe eine schöne Karrière gemacht, und heiße jetzt, da der Kaiser ihn geadelt, Heusner von Wandersleben. Na, was der hier zu suchen hat, und beim Herrn von Mitzlau, das wurde mir natürlich auf der Stelle deutlich, und ich machte dann keine Umstände, und sagte es gerad' heraus, daß ich ihn erkännte, und daß ich mich freute, ihm auf Versöhnungs- nnd Friedenswegen zu begegnen, denn fürstliche Gnaden wären jetzt in ihrer Macht und Herrlichkeit ganz geneigt, sich durch einen Pakt mit dem Kaiser von den letzten Franzosenfesseln zu befreien.

— Bravo, Leder!

— Nun konnten sie nicht mehr anders, sie mußten zugeben und einräumen, und Heusner gestand, daß er mit Vollmachten ausgerüstet wäre.

— Gut. Verlange die Vollmachten zu sehen. Stelle Dich geneigt; schildre mich geneigt. Schilt auf die Franzosen, sage, daß ich ihrer satt wäre. Sage, daß es eben nur darauf ankomme: was der Kaiser zu bieten habe. Es dürfe nicht bloß mich persönlich betreffen, es müßte Reich und Kirche angehn. Nur dann würd' ich davon Notiz nehmen, nur dann würd' ich ihn selber — ja, setze hinzu: erst wenn Breisach in meiner Gewalt, erst wenn ich da oben im kaiserlichen Schlosse wohnte, und wenn Du mir sagen könntest, seine Anerbietungen wären der Rede werth, dann erst würd' ich ihn selber sprechen. Das wird gute Wege haben; denn die Thoren bilden sich immer noch ein, mich bestechen zu können. Die guten Wege kosten Zeit, und machen die Unterhändler sicher. Namentlich den Mitzlau, den wir uns gar kochen wollen. Der Patron spionirt augenscheinlich schon lange, und verdient ein Zehrgeld. Suche klar zu werden, ob und wie weit er gutes Kind mit dem Savelli ist, und ob die Zärtlichkeit nicht bis Lauffenburg zurückreicht, bis zum Wortbruch des wälschen Abenteurers und zur Flucht desselben. Ich erinnere mich deutlich, daß Mitzlau mich bat, den Savelli nicht nach Hohentwiel, sondern nach Lauffenburg zu senden. Man muß alle Schulden bezahlen. — Noch Eins! Dieser Mitzlau war recht vertraut mit Blandini. Wer weiß, ob nicht —! kurz, Du wirst jetzt nicht eher nach

der Schweiz aufbrechen, um mir den Blandini zuzuführen, bis dieser Mitzlau erledigt ist. Sage beiläufig, daß meine Meinung für Blandini die günstigste geblieben sei, kirre den Mitzlau mit ausgesucht gutem Futter. Nichts Abscheulicheres, als Schlangen im Busen nähren. Erlach wird dafür sorgen, daß er in keinem Falle entschlüpfen kann. Gut Nacht!

Es waren nur einige Tage, welche Leder zu seiner Aufgabe blieben. Breisach konnte sich nicht länger halten. Die Hungersnoth in der Stadt war entsetzlich. Ueber den Genuß unsaubrer Thiere war man längst hinaus, man verzehrte schon Menschenfleisch. Der charakterstarke Freiherr von Reinach mußte sich entschließen, das wichtige kaiserliche Bollwerk auszuliefern.

Als Bernhard dies aus dem weicher werdenden Tone der Unterhandlungen merkte, berief er all seine wichtigen Truppenführer und alle seine Agenten aus der Nähe und Ferne herbei. Auch Hans von Starschädel, welcher im Hessischen mit Melander, dem hessischen Feldherrn unterhandelte. Da oben in der kaiserlichen Burg sollte ein Kriegsrath gehalten werden, welcher nach so großen Erfolgen der Weimarschen Waffen von entscheidender Wichtigkeit werden konnte für den deutschen Krieg und für das deutsche Reich.

Am dritten December wurden die Feindseligkeiten eingestellt, und Mittags um drei Uhr erschienen die Geißeln beider

Parteien zwischen der Stadt und der Aumühle, und wurden gegenseitig ausgeliefert.

Aber eine schwarze Wolke des Grolls legte sich auch jetzt noch zwischen die ersten Schritte und den endlichen Abschluß, welcher Reinach und der Besatzung einen ehrenvollen Abzug mit fliegenden Fahnen und zwei Kanonen zusichern sollte. Und Bernhard war bekannt als gewaltsam, wenn ein Groll in ihm wühlte, welchen er für berechtigt hielt. So entschloß er sich jetzt nicht, auch dem kaiserlichen Kanzler Volmar freien Abzug zu bewilligen. Dieser Kanzler hatte den Herzog mit ehrenrührigen Aeußerungen und Pasquillen geschmäht. Ferner hatte sich das Gerücht verbreitet, Reinach habe Weimarische Gefangene verhungern lassen.

Beide Punkte erzeugten eine peinliche Spannung, als der Morgen der Uebergabe erschien. Auch in der Umgebung Bernhards, wo Einige das große Ergebniß nicht durch irgend einen grausamen Akt befleckt sehn wollten. Unter diesen stand Hans, welcher so eben angekommen war, dem Herzoge am Nächsten, und er zögerte auch nicht, seinen Gedanken vollen Ausdruck zu geben, als sich dieser auf's Pferd schwingen und mit seinem Generalstabe zum Kupferthore reiten wollte. Herzog Bernhard sah ihn streng und finster an, und sagte trocken: Alles muß seine Grenzen haben auch im Kriege. Sonst wird er noch grausamer, und macht uns zu Kannibalen.

Es war ein Sonntag, dieser neunte December. Leichter Schnee bedeckte die Erde; aber die Luft war mild, und die Sonne trat zuweilen hervor. Die schwarze Erde kam hie

und da zum Vorscheine unter ihren thauenden Strahlen. Vom Eisenberge bis zum Kupferthore waren Weimarische Fußtruppen aufgestellt. Zwischen ihnen hindurch ritt der Herzog mit sechzig Reitern, seinen vorzüglichsten Offizieren, bis in die Nähe des Thores.

Das Thor ging auf, und heraus wankte nach einigen Kutschen und Packwagen, die halbverhungerte Besatzungsmannschaft. Es stürzten Mehrere vor Erschöpfung nieder. Hunderte von Weibern kamen mit ihnen, und erhöhten die Kläglichkeit des Anblicks.

Selbst die Anführer, Freiherr von Reinach, Kanzler Volmar und Oberst Escher sahen auf ihren abgemagerten Rossen wie Bilder des Jammers aus.

Vor dem Herzoge stiegen sie ab. Reinach nahte sich unter tiefer Verbeugung, küßte den Stiefel Bernhards, und wünschte ihm mit schwacher Stimme Glück zur Eroberung.

Eine ängstliche Stille herrschte unter den Anwesenden; Jedermann blickte auf den schweigenden Feldherrn, in dessen Antlitze Zorn und Mäßigung mit einander kämpften. Endlich sprach er:

— Erst seit dem Abschlusse des Vertrags habe ich den jammervollen Tod meiner Leute vernommen, welche Ihr gefangen hieltet. Es ist eine unerhörte und unverantwortliche Grausamkeit, die der gerechte Gott nicht ohne Strafe lassen wird. Ich habe mehrmals ein Lösegeld für sie angeboten; Ihr habt es ausgeschlagen. Darum hätte ich Ursache den Vertrag zu brechen. —

Reinach entschuldigte sich mit der allgemeinen Noth, die

in der Stadt geherrscht, und daß man zu Augsburg gefangene Kaiserliche auch nicht besser behandelt hätte, als die eignen, auf dürftigste Nahrung angewiesenen Truppen.

Bernhard sah streng auf ihn hinab, und sprach herb tadelnde Worte. Dann aber entließ er ihn mit einer Handbewegung.

Der Kanzler Volmar kam nun an die Reihe, und es stand zu fürchten, daß sich das Ungewitter des Grolls ganz auf diesen entladen würde.

Er war in einen langen Trauermantel gehüllt wie ein Büßender, und trug einen Stab in der Hand. Er mußte auf's Aeußerste gefaßt sein, denn beim Abschluß der Capitulation hatte Bernhard jede Begnadigung dieses Kanzlers abgelehnt.

Dreimal fiel der arme Mann auf die Knie und flehte mit aufgehobenen Händen um Verzeihung.

— Was hat ein Gesell wie Ihr verdient — rief der Herzog — welcher mich mündlich und schriftlich beschimpft und verläumdet hat?

— Ich gestehe mein Vergehen ein — erwiderte dieser — ich bereue es, und bitte flehentlich, Gnade vor Recht ergehen zu lassen.

Bernhard sah sich im Kreise der Seinigen um. Alle Gesichter waren streng und ernst. Man erwartete des Herzogs Ausruf: einen Strick für den Mann! — Bernhards Auge verweilte auf Hansens Mienen. Sie drückten Wehmuth und Traurigkeit aus, Wehmuth und Trauer über das Schicksal besiegter Menschen. Er hätte mit seinem Blicke

so gern den Herzog um Nachsicht gebeten. Aber gerade dadurch konnte er dem Bedrohten schaden: Bernhard hatte einen starken Eigensinn des Herrschers in sich. Vielleicht versteht er — dachte Hans — mein Weh um das Glücksspiel der menschlichen Kreatur.

So war es. Bernhard begnadigte den Kanzler, und wendete sich nun zum Obersten Escher und zu den übrigen kaiserlichen Officieren. Er sprach freundlich zu ihnen, und lobte ihre Standhaftigkeit.

Dann befahl er, Lebensmittel auszutheilen und in die Stadt zu schaffen, und während seine Fußtruppen in die Stadt einmarschirten, wendete er sich zu Hans mit den Worten: Du siehst, wie weich ich geworden bin. Dort oben in der Burg sollst Du im nächsten Jahre erleben, wie das zugegangen. Mit dem Frühlinge denke ich dort ein Fest zu feiern, welches Du besser verstehen wirst als mein bärtiger Generalstab. Hast Du Weib und Kind gesehen auf der Rückreise von Lüneburg nach Hessen?

— Ich habe sie gesehen und genossen.

— Der Tod Lady Ludmillens bringt Deiner Frau, ihrer Schwester, eine stattliche Erbschaft. Nun geht es wieder eine Weile mit Erhaltung Deiner Regimenter. Hat der Kaiser Schwierigkeiten erhoben beim Anspruch Deiner Frau auf die böhmischen Güter?

— Im Gegentheil. Minister Trautmannsdorf hat freundlich erklärt: er hoffte, wir würden beim Friedensschlusse unsre Wohnung auf den böhmischen Gütern aufschlagen.

— Es träufelt eitel Honig auf uns von Wien, seit wir siegen —

Da marschirten die letzten Truppen in's Thor. Der Hofprediger des Herzogs schloß sich ihnen an, und hinter ihm folgte nun Bernhard mit seinem Gefolge.

Der Weg ging zum Dome. In ihm sollte zum ersten Male lutherisch gepredigt, und „Herr Gott Dich loben wir" von Protestanten gesungen werden.

Als der Zug vor dem Dome ankam, erschien oben auf der Zinne der Burg neben der schwarzrothgelben Reichsfahne die grünweiße Fahne des sächsischen Hauses, und es donnerten die Kanonen, geladen und abgeschossen von Weimarschen Stückknechten. Es schlug eben Zwölf von den Thürmen, und die Sonne schien hell.

Kouriere hatten drei Tage vorher — denn der Tag der Uebergabe war schon drei Tage vorher hinreichend gewiß — nach allen Festen den Befehl getragen, um die Mittagsstunde überall das Geschütz zu lösen, und, wie man später erfuhr, hatte man überall — in Hagenau, in Colmar, in Benfeld, in Schlettstadt, in Freiburg, Neuenburg, Rheinfelden bis Waldshut und Hohentwiel hinauf — die Stunde eingehalten. Dem weiten fruchtbaren Länderkreise von den Vogesen bis hinter den Schwarzwald war verkündet worden: es beginnt ohne Widerstand eine neue Herrschaft!

Herzog Bernhard geberdete, sich in der kaiserlichen Burg zu Breisach von jetzt an durchaus wie ein neuer Herrscher. Der Feldherr trat ganz in den Hintergrund, der Regent in den Vordergrund. Die Generale und Obersten, welche alle

einberufen waren und einen Kriegsrath für neue große Feldzugspläne erwarteten, wurden einzeln vor den Herzog berufen, und erhielten Aufträge für friedliche Organisirung ihrer Bezirke. Warten indessen sollten sie noch einige Tage, da eine allgemeine Zusammenberufung noch erfolgen werde.

Wichtige Besuche strömten übrigens von allen Seiten herzu. Der König von England sandte einen Bevollmächtigten für den Sohn des Winterkönigs, und ließ sein Bündniß anbieten für Wiederherstellung von Kurpfalz. Ein Markgraf von Baden stellte sich ein, treue Nachbarschaft in Anspruch nehmend. Die Städte aus dem Bereich des Heilbronner Bundes schickten Vertreter, Zustimmung und Hoffnung auszudrücken. Kurz, das Breisacher Schloß gewann das Ansehen einer neuen, weithin mächtigen Residenz, und leise wie laut sprach man davon: das Jahr neun und dreißig wird einen neuen Kaiser, einen evangelischen Kaiser sehen! Man beruhigte sogar die erschrockenen Katholiken unten in der Stadt, und sagte ihnen: was fürchtet Ihr? Erfahrt Ihr nicht an Euch selbst, daß Eurem Glauben und Eurer Kirche gar nichts in den Weg gelegt wird? Volle Religionsfreiheit wird einkehren unter dem Scepter Kaiser Bernhards!

Die beiden Vertrauten Bernhards, Erlach und Hans von Starschädel, sahen mit ganz verschiedenen Empfindungen zu.

Hans war glücklich, und half nach allen Seiten, wo es auszugleichen und zu versöhnen galt. Ihm war das Herz Bernhards zugethan, und ihm war seine letzte Sendung trefflich gelungen. Er hatte Zusagen von großer Tragweite

mitgebracht: der frühere Plan Arnims zu einer mächtigen Mittelpartei war neu erweckt, und stand jetzt in größerer Gestalt zum Abschlusse da. Freilich hatte sich Hans nach heftigem innerem Kampfe entschließen müssen, die Schweden aufzunehmen in den neuen Bund. Bernhard hatte ihm schlagend dargethan, daß ein Sperren dagegen eitel Thorheit wäre. „Sie stehen ja doch einmal — hatte er gesagt — „seit einer Reihe von Jahren als große Kriegsmacht im Reiche. Was nützt es, das nicht sehen zu wollen? Hinauswerfen können wir sie doch erst, wenn wir mit dem Kaiser fertig geworden sind. Und außerdem sind sie uns doch verwandter als die Franzosen. In ihren Heerlagern ist ja Alles deutsch; die Sprache wie die Mannschaft; wir haben sie germanisirt. Ist der Reichsfriede da, was bedeuten alsdann die Paar Generale und Obersten? Ein Aufruf an ihre Truppen, die zu neun Zehntheilen aus unsern Landsleuten bestehen, löſ't diese Truppen von ihnen, und die Paar Generale und Obersten müssen froh sein, wenn wir sie beschenkt einschiffen an der Ostsee."

Das war der Wahrheit gemäß, und Hans hatte mit Banér eine Uebereinkunft vorbereitet, welche nur der Bestätigung von Stockholm bedurfte, um das Zusammengehen der schwedischen Heere mit Bernhard in vollem Maaße festzustellen. Rath Müller war bereits in Breisach eingetroffen, und hatte des Kanzlers Oxenstierna Botschaft überbracht: die Bestätigung sei unterwegs, und Banér werde befehligt, an der Fulda'schen Grenze dem Herzoge Bernhard zur Vereinigung entgegen zu kommen, sobald der Herzog seinen

Marsch dorthin richte. Ein gemeinschaftlicher Einbruch in Böhmen und Bayern nach Wien zu werde den Kaiser zum Friedensschlusse und zur Abdankung nöthigen. Denn auch Bayern fange an zu wackeln und lau zu werden in seiner kostspieligen Verbindung mit Oesterreich. Es mache Miene, sich mit Frankreich zu verständigen, welches seinen Johann von Wörth mit verführerischer Höflichkeit behandle. Diese Verständigung werde eine andre Richtung nehmen, sobald Bernhard und Banér mit vereinter großer Macht einbrächen.

Mit den kleineren Kriegsmächten, die noch immer tapfer das Feld hielten, und mit den wichtigsten Städten endlich war die Uebereinkunft abgeschlossen. Hessen mit dem erfahrenen Feldherrn Melander harrte der Ankunft Bernhards, um sich mit ihm zu vereinen, und die weiten Länder der Welfen unter dem kriegs= wie staatskundigen Lüneburger Herzog schlossen sich mit vollem Nachdrucke an.

Die evangelische Sache war in der That seit Gustav Adolphs Zeiten nie so mächtig gewesen als jetzt nach den Siegen Bernhards, und sie hatte in ihm ein Haupt, welches allerwärts als Haupt geachtet wurde.

Bernhard selbst war sich all Dessen klar bewußt. Er war auch nie so froh und heiter gewesen, als in diesen hellen Wintertagen auf der Breisacher Burg. Reiner Sonnenschein lag auf den Ländern, welche er diesseits wie jenseits des Rheins weit überblickte als sein Reich. Ausdehnen und ausdehnen sollte es sich nach allen Himmelsgegenden! das war sein Vorsatz.

Die Fenster standen offen, denn eine milde Winterluft wehte draußen. Bernhard war beschäftigt, den südlichen Theil des Schlosses wohnlich und schön herrichten zu lassen. Er wies die Werkführer an, und fragte Hans hie und da um Rath: ob Dies oder Jenes für Frauen geeignet wäre? Nicht ein Wort hatte er Hans erzählt von seiner Liebe zu Margueriten. Er war darin verschlossen, ja verschämt wie ein Jüngling. Aber aus Allem ging deutlich hervor: hier sollte zum Frühjahre eine junge Frau einziehen als Herrin des Kriegesfürsten!

Und Hans hatte genug erfahren durch Hoffmann, um zu wissen, daß Bernhards Anstalten eine nahe Hochzeit bedeuteten.

Erlach folgte verdrossen durch die Zimmer. Ihm gefiel das Alles nicht. Er sah nur Heil im französischen Bündnisse. Das war zum Aeußersten bedroht durch ein Bündniß mit Schweden, Hessen und den Welfischen Fürsten und durch einen Kriegszug in's innere Deutschland. Er sah auch mißtrauisch auf die volle Besitzergreifung der vorderösterreichischen Lande und des Elsasses, denn er wußte bereits genau durch Desnoyers, daß Frankreich die Landgrafschaft Elsaß in Anspruch nehmen und Bernhard nur einige Nutznießung zugestehen wollte. Selbst die immer deutlicher auftauchende Heirath mit einer Rohan war ihm unerwünscht, denn er wußte, daß die französischen Minister diese Heimführung einer reichen Hugenottin sehr unpassend fänden.

Er war seit Bernhards letzter Abreise aus Paris dem Minister Desnoyers näher und näher gekommen, und nur

sein erprobter politischer Verstand hatte ihn abgehalten, seine französische Gesinnung deutlich auszusprechen vor Bernhard. Er hatte nur immer leise gewarnt, und gehindert und geschoben, weil er gemerkt hatte, daß volles Aussprechen seiner Gesinnung ihn um die Gunst Bernhards bringen, ihn aus der Nähe des Herzogs scheuchen würde. Diese Nähe und diese Gunst waren aber doch zunächst das Wichtigste für ihn.

Für Bernhard freilich, der diese Richtung Erlachs wenig beachtete, war die Nähe Erlachs eine tief reichende Gefahr. In Wahrheit war ein französischer Spion in der Person Erlachs fortwährend an Bernhards Seite.

Hans ahnte etwas davon, und er hatte es vermieden, den Bericht über seine diplomatische Sendung in Erlachs Gegenwart zu erstatten. Aber Bernhard war arglos, und vermied es nicht, von den nahen Beziehungen zu Melander, zu Banér, zum Lüneburger zu sprechen, und den deutschen Feldzugsplan gelegentlich anzudeuten. Erlach war klug, und ergänzte sich leicht, was verschwiegen wurde.

Endlich hatte er sich auch — es war gestern geschehen — einmal direkt dahin ermannt, dem Herzoge offen zu sagen, daß er nach Allem was er sähe und hörte, die Allianz mit Frankreich für gefährdet erachtete. Er hatte offen hinzu gesetzt — denn er war kein gemeiner Verräther, sondern ein politischer Parteigänger — daß er dies sehr bedenklich fände. Politisch wie moralisch bedenklich. Letzteres, weil der Herzog doch mannigfache Unterstützung von Frankreich angenommen und Zusagen ertheilt habe.

— Jene werd' ich bezahlen, und diese werd' ich halten! hatte Bernhard erwidert.

Damit hatte der Herzog gestern dies Gespräch abgeschnitten. Heute waren die Generale und Obersten um ein Uhr auf's Schloß beschieden, und Erlach, tief verstimmt, unterbrach jetzt die häuslichen Anordnungen Bernhards mit der Meldung: es sei gegen Eins, und die Herrn kämen in Masse den Berg herauf nach der Burg.

— Sie sollen sich im Waffensaale versammeln, und auf mich warten; — erwiderte der Herzog — vorher aber will ich Leder sprechen. Er soll auf mein Zimmer kommen.

Erlach ging; Bernhard und Hans folgten ihm bald. Leder erwartete sie schon vor des Herzogs Zimmer. Alle drei traten ein, da Bernhard Hans bedeutet hatte, er könnte zugegen bleiben.

— Nun, schriftkundiger Freund, — begann Bernhard — wie weit seid Ihr mit dem Heusner und dem Mitzlau gekommen? Was bietet jener, wie tief steckt dieser in der Verrätherei?

Leder fand diese Veranlassung schicklich, eine historisch politische Abhandlung zu entwickeln.

Der Herzog wollte den Inhalt kürzer geboten haben, und unterbrach den Redner mit der Frage: — Mit einem Worte, was bietet der Kaiser?

— Er bietet dem Herzoge Bernhard von Sachsen Weimar das Direktorium bei den Friedensverhandlungen!

Bernhard sah erstaunt auf Hans. Dieser sagte: Da

seht Ihr's! Trautmannsdorf ist ein geistvoller und billiger Mann.

— Das ist allerdings fein genug und artig — sprach Bernhard. — Es ist aber auch so allgemein und weitsichtig, daß es Zeit und Erklärung übrig läßt. Und da es uns hierbei um nichts zu thun ist, als um eine artige Kurzweil — denn derjenige nur wird den Frieden dirigiren, der die letzte Schlacht gewinnt — so wollen wir den Herrn Heusner nur als langen Strick gebrauchen für den nichtswürdigen Mitzlau. Sagt ihm also, Freund Leder, daß ich ganz erbaut sei von der mir zugedachten Rolle bei der Friedenschließung, daß ich aber um nähere Erklärung bitten müßte: was denn bis zur Friedenschließung zwischen dem Kaiser und mir für ein Verhältniß herrschen solle? Ich wüßte keins als den einfachen Krieg, so lange nicht neue Grundlagen über Reich und Kirche vorgelegt würden. Einer solchen Vorlage sei ich immer gewärtig, und erst wenn er diese brächte, würde ich für den Herrn zu sprechen sein.

— Die will er in der Tasche haben, aber nur Euch selbst, fürstliche Gnaden, vorlegen.

— Dann soll er warten; ich habe jetzt keine Zeit. Morgen beginnen wir einen fröhlichen Winterfeldzug —

— Wie?! — riefen Leder und Hans einstimmig.

— Der meine Gegenwart nöthig macht. Wir wollen die gefrorenen Wege benützen. Sobald ich nach Breisach zurückkehre, wird der Boden des Kaisers wieder um Etwas verringert sein. Herr Heusner von —

— Wandersleben —

— Wandersleben soll unterdessen seine Instruktionen demgemäß ergänzen und erweitern lassen. Theilt ihm das recht ernsthaft mit, damit er Zutrauen fasse, und den Mitzlau nicht kopfscheu mache. Habt Ihr Anzeichen, daß wir dem Mitzlau nicht Unrecht thun?

— Die allerdeutlichsten. Mitzlau ist in Alles eingeweiht, und augenscheinlich seit der Rheinfeldner Schlacht im genauesten Rapport mit dem Herzoge von Savelli.

— Dann ruft den Obersten Rosen aus dem Waffensaale herüber.

Leder eilte fort. Hans fragte nun dringend: ob der Herzog ernsthaft gesprochen, als er einen Winterfeldzug angekündigt?

— Ganz ernsthaft. Und Du gerade mußt ihn besonders billigen. Ich will als ehrlicher Mann die Gelder an Frankreich zurückzahlen, welche es an uns gewendet. Und zwar in Land und Leuten. Ich will ihm eine Provinz erobern, die uns nicht gehört, und die Frankreich naturgemäß sich aneignen kann.

Ehe Hans weiter fragen konnte, trat Rosen ein. Der Herzog wendete sich sogleich zu ihm.

— Nun, Rosen, der Augenblick ist da, Eurem Widerwillen gegen Mitzlau ein Genüge zu thun, wenn Ihr Beweise aufgefunden habt für Euren Verdacht.

— Die hab' ich, Herr Herzog. Zwei Reiter von mir sind dazu gekommen, als er bei Rheinfelden den Savelli gefangen hat. Sie sagen aus, daß sie die beiden Herrn in freundschaftlichem Gespräch gefunden, und das Wort „Am-

nestie für einen schlesischen Kavalier" vernommen haben, kurz, daß es ihnen nicht geringe Mühe gekostet, den Savelli festzunehmen. Denn der von Mitzlau hätte offenbar die Absicht gehabt, ihn entwischen zu lassen.

— Und die Lauffenburger Flucht?

— Ist auch klar gemacht. Fürstliche Gnaden haben einen Wachtmeister aus Rheinfelden in Bücken verhört, der Euch früher hat fangen wollen —

— Kenn ihn.

— Der Mann hat sich brav unter uns aufgeführt, und ihm hab' ich die Ausforschung in Lauffenburg übertragen, weil er von früherer Garnison her dort genau bekannt war. Er hat's herausgebracht, daß Mitzlau dem Frauenzimmer mit Mittel und Wegen an die Hand gegangen ist zur Entweichung des Savelli, demselben Frauenzimmer, welches die ganze Expedition geleitet hat, und dann gehenkt worden ist.

— Und Ihr glaubt an die Wahrhaftigkeit dieser Zeugnisse?

— Wie an mein Ehrenwort.

— Ich hab den Verräther geschont, weil er mir in Paris einen guten Dienst geleistet. Ich will ihm deshalb auch jetzt noch einen ehrlichen Tod gönnen. Er erfährt nichts von dem, was gegen ihn vorliegt. Ihr nehmt ihn auf meinen Befehl zu Eurem Corps. Wir werden in nächster Zeit vorzugsweise Bergfesten zu stürmen und Schluchten zu säubern haben. Stellt ihn überall in erste Linie, wo der Tod am Wohlfeilsten ist. Jetzt folgt mir in den Saal!

— Ihr, Herr Leder, geht heute noch, sobald Ihr den

Heusner gesprochen, an Eure zweite Aufgabe. Die Briefe Erlachs, welche Euch in Luzern Anknüpfungen verschaffen, liegen bereit. Und wenn Ihr zum Ziele kommt, und den Doktor nach Neuenburg gebracht habt, so schickt mir die Nachricht über Hüningen, Pfirt und Pruntrut nach Pontarlier. Pontarlier soll mein Hauptquartier werden.

— Pontarlier?! — riefen jetzt Leder, Hans und Rosen einstimmig.

— Pontarlier! — erwiderte der Herzog, und schritt voraus zum Saale, wo seine Heerführer ihn erwarteten.

Kriegsrath im gewöhnlichen Sinne war Bernhards Sache nicht. Er faßte seine Entschlüsse allein und selbstständig.

Auch jetzt wollte er seine Truppenführer nicht befragen; er wollte ihnen nur ankündigen, was zu thun wäre. Und er kündigte ihnen einen Feldzug an nach — Hochburgund.

Das allgemeine Staunen war groß. Zurück in die Berge! Mitten im Winter! Während Alles darauf gerichtet war, tiefer in's deutsche Reich einzudringen, und in Gemeinschaft mit Bundesgenossen in großem Heereszuge vorzuschreiten!

— Der Zug wird nicht lange dauern; in ein Paar Monaten wird er vollendet sein — sprach der Herzog — und wird reiche Beute eintragen. Denn er trifft ein vom Kriege noch unberührtes Land, in welchem der Papismus ungestört herrscht und seine Schätze aufgehäuft hat. Trefft Eure Anstalten! Morgen früh brechen wir auf. Am Doubs-Flusse

kommen wir zusammen. Ich hoffe die Herren werden mit mir speisen. Ich bitte mich im Bankettsaale zu erwarten.

Brausend und klirrend verließ die Masse den Saal. Hans und Erlach allein blieben beim Herzoge zurück.

Erlach war eben so erstaunt wie Hans. Aber nicht so unangenehm. Er sah darin einen neuen Anschluß an Frankreich, und hörte jetzt mit Vergnügen, daß er in des Herzogs Auftrage sogleich nach Paris gehen sollte. Dort sollte er erklären, wie der Herzog diesen Feldzug lediglich zu Gunsten Frankreichs unternähme.

Eine unheilvolle Idee, diesen Erlach nochmals dorthin zu senden, wo ohnedies seine Anhänglichkeit nistete, und wo er jetzt völlig unbewacht und unbeaufsichtigt der Verführung durch Richelieu und Desnoyers preisgegeben war!

— Gebt die Schweizer Briefe an Leder — schloß der Herzog — und sprecht mich heute Abend noch einmal, damit Euch meine Gesichtspunkte vollständig eingeprägt werden!

Erlach ging.

— Nun Freund, brich los, und gieb Dem Worte, was in Deinen Mienen herumläuft! sagte der Herzog zu Hans.

— Das Verhängniß ist eben unergründlich — sprach dieser mit matter Stimme — wir spähen umsonst nach seinen Gesetzen. Ich fürchte, Euer und unser Verhängniß liegt eingesargt in dem Worte „Frankreich“. Alles steht jetzt bereit, in unerhört günstiger Konstellation steht es bereit für Euch, den deutschen Krieg an ein glückliches Ende, für die evangelische Sache an ein glückliches Ende zu führen, da

fallt Ihr zurück auf französische Seite, durch welche unsere gute Sache so lange vergiftet worden ist!

— Ich falle zurück?! Bist Du denn unverständig? Eben weil ich endigen will mit den Franzosen, weil ich sie abfinden will mit einem uns gleichgültigen Stück Landes, unternehme ich eine Zwischen-Expedition, weiter ist es ja nichts. Jetzt in den Wintermonden ist weder Melander, noch Banér, noch der Lüneburger bereit. Wir lägen müßig hier in Winterquartieren, weiter geschähe nichts. Und bis zum Frühsommer ist jenes Bergland erobert. Mit Pferden, die mir fehlen und die dort zu holen sind, komme ich zurück, und marschire stärker als ich's jetzt könnte an den Main hinab. Die Franzosen aber sind abgefunden, ich habe als ehrlicher Mann ihre eigenützigen Geldopfer reichlich vergolten, lauter Dinge, welche Du, gerade Du billigen und loben müßtest. Was weiter?

— Weiter? Jetzt, wo Euer Leben für uns, für unser Vaterland das Höchste bedeutet, jetzt wollt Ihr Euch plötzlich ohne Noth in die Schluchten eines fanatisch katholischen Landes stürzen, wo die spanischen Pfaffen den Meuchelmord gegen Euch predigen werden, wo die Gelegenheit zu Hinterhalt und Mord überall geboten ist, wo —

— Aber, Hans, wo geräthst Du hin! Der Lebensgefahr wegen! In welcher ein Kriegsmann täglich schwebt. Was ist Dir? Du verblassest obenein. Wie kommt Dein ruhiger Verstand zu solchen Uebertreibungen?!

— Es ist nicht mein Verstand, es ist mein Gefühl, es ist eine unselige Ahnung, welche mich überfällt. Wir haben gesün-

digt mit dem Hereinziehen der Fremden in die Streitigkeiten unsers Vaterlandes, und jetzt wollt Ihr dies heillose Bündniß abzahlen in einem Augenblicke, der unsre frische, gesammelte Kraft für die entscheidende Anstrengung in heimathlichem Bürgerkriege — Gott steh' mir bei, es steigen Gebilde auf vor meinem sonst nüchternen Auge, ich sehe einen Fluch sich entladen, der aus diesem Bündnisse sich entwickelt —

— Hör' auf! Du wirst ein Geisterseher. Das steht Dir nicht. Dergleichen Schwärmerei überlaß' den Katholischen. Das Leben wär' eine Last, wenn man für jeden Schritt den Abgrund besorgen müßte. Komm zur Tafel! Meine Gedanken wandeln in Hoffnung, und die Räume dieser lichten Burg verheißen mir das schönste Jahr meines Lebens.

Er schritt hinaus. Hans blieb stehen. Er war eine Beute trostloser Gedanken.

Bernhard begegnete auf dem Wege zum Bankettsaale seinem Leibdiener Hoffmann, der einen prächtigen Pokal in den Händen trug.

— Wo hast Du den her? fragte der Herzog.

— Aus der Silberkammer der Burg. Die ist prächtig angefüllt. Dieser Kelch stammt vom Kaiser Max und heißt der Kaiserbecher. Ich trag ihn für fürstliche Gnaden hinein. Wenn's morgen wirklich in's spanische Gebirge hinauf geht mit uns, dann denken fürstliche Gnaden an unsern Keller hier. Der ist ganz leer, und der Vorrath an spanischem Weine, welchen wir mitgebracht, geht stark auf die Neige.

Bernhard war kein Weinkenner und kein Weintrinker.

Aber seit den Vergiftungen fühlte er zum Oeftern seine Verdauung angegriffen, und trank zur Kräftigung derselben bei Tische einen süßen spanischen Wein.

Mit diesem Getränk wurde ihm auch jetzt der Kaiserbecher angefüllt, und eh' er ihn an die Lippen setzte rief er über die Tafel hin: Auf das Wohlergehen meiner treuen Kriegskameraden!

Hiermit war die Redseligkeit und der Trinkspruch entfesselt.

Hans kam verspätet in den Saal. An der Thür blieb er wieder stehen, und blickte über die bärtigen, wild ausschauenden Männer hin, welche lebendig und geräuschvoll tafelten. — Das Kriegshandwerk ist allen geläufig — war sein Gedanke — die Ursache des Krieges, die Sorge um Form und Wesen des Vaterlandes ist ihnen fremd. Der rohe Tag, die gemeine Wirklichkeit verwildert die Seele. Ist es gleichgültig wie die Werkzeuge beschaffen sind?

Da sprang der lebensfrohe Taupadell von seinem Sessel auf. — Ruhe! Ruhe! Achtung! — schrie man von allen Seiten. Taupadell rief: In der vorderösterreichischen Kaiserburg, welche jetzt die Sonne wie mit silbernem Golde durchscheint, trinke ich auf die Gesundheit, auf die Fröhlichkeit und auf ein hundertjähriges Leben — wessen? — Nun? — fragte man lachend ringsum. — Auf die Gesundheit — fuhr Taupadell mit erhöhter Kommandostimme fort — des neuen evangelisch deutschen Kaisers!

Alle sprangen von den Sitzen auf, und ein donnernder dreimaliger Zuruf erschütterte den Bankettsaal.

Nur Bernhard blieb sitzen, und führte lächelnd seinen Kaiserbecher voll spanischen Weines an den Mund.

Die Sonne schien wirklich schräg durch den Saal, und beleuchtete grell die ausdrucksvollen Köpfe der Kriegsobersten. Aber weil sie sämmtlich aufrecht standen, gerieth der sitzende Bernhard in Schatten.

Hans meinte, seine Züge kaum noch zu erkennen. Jene krankhafte Traurigkeit, sonst wirklich seinem männlichen Wesen fremd, kam von Neuem über ihn; ein Schauer schüttelte seine Nerven — er ging nicht an seinen Sitz, er verließ den Bankettsaal.

VII.

Blandini war noch in Luzern. Er wohnte verborgen im Jesuitenkloster. Zu ebner Erde war ihm dort ein weites, gewölbtes Zimmer eingeräumt, vor welchem sich der Klostergarten ausbreitete. Der gebietende Obere des Klosters behandelte ihn laut Instruktion wie eine achtungswürdige Respektperson, und hatte strenge Ordre ertheilt, nicht ein Wort von der Anwesenheit des Doktors zu verlautbaren, als dieser in kläglichem Zustande von Neuenburg zurückgekommen war.

In kläglichem Zustande. Der Schrecken hatte sich seiner dergestalt bemächtigt, daß er um keinen Preis der Welt

wieder in die Nähe des Herzogs von Weimar zurückgekehrt wäre.

Auch Norbert's Drohungen widerstand er jetzt. Zweimal schon war dieser seit dem unglücklichen Frühlinge des verflossenen Jahres in Luzern eingekehrt. Der überall umher reisende und spähende Norbert hatte ihn vorwurfsvoll unterrichtet, daß das zurück gelassene Gift wirkungslos verschüttet wäre, daß der deutsche Herzog gesund verblieben und von Sieg zu Siege flöge, daß der Untergang desselben nun peremtorisch verlangt würde, und daß kein Verdacht gegen Blandini obschwebte, wie die wiederkehrenden Einladungen des Herzogs bezeugten. — Blandini beharrte fest auf seinem Nein! Nicht wieder! — Er verglich die allerdings schwere Strafe, welche ihm vom Orden drohte für seine Weigerung, mit der Gefahr in Bernhards Nähe, und seine Furcht flüsterte: diese Gefahr im deutschen Heerlager ist noch größer, noch furchtbarer.

Er blieb bei seinem Nein, als Norbert jetzt binnen drei Vierteljahren zum dritten Male nach Luzern kam.

Drohend stand er vor ihm. Es war gegen Ausgang Januars 1639; draußen im Garten schneite es dicht.

Norbert wußte schon davon, daß der ketzerische Herzog in die Freigrafschaft eingefallen war, und siegreich, mörderisch vordrang in's Innere des spanischen Burgund. Dies Land war eine treueste Burg des Jesuitenordens, war ein höchst werthvoller Vorposten der spanischen Monarchie, die alte Heerstraße nach den Niederlanden von Alba's Zeiten her, und Olivarez hatte im schlimmsten Zorn von Norbert

verlangt, daß jetzt auf jede Gefahr hin eine Ende gemacht werden müßte mit dem verderblichen Leben des Weimaraners.

Norbert wiederholte dies Blandini in schneidenden Worten. Blandini saß gebeugt an seinem Arbeitstische, Pflanzen sortirend, und erwiderte mit matter Stimme, aber festem Tone: Nein!

Norbert trat einen Schritt näher, als wollte er ihn körperlich ergreifen. Blandini rückte erschreckt seinen Sessel weiter ab, sah scheu auf Norbert und sagte hastig: Da stehn zwei angefüllte Fläschchen. Nehmt sie selbst! Seit ich von Neuenburg entkommen, zwingt mich der ängstliche Geist gegen meinen Willen, nichts als Gifte zu bereiten. Das weiße kennt Ihr schon; das dunkle ist aus Belladonna gepreßt. Dies Pflanzengift Eurer Tollkirsche, aus Wurzel, Kraut und Beere gezogen, wirkt fast noch wilder als das mineralische. Wenn es der Herzog verschluckt hat, so wird Euch die Erweiterung seiner Pupille sagen, daß ein Hexentanz in ihm losgeht, der mit lustigem Wahnsinne und pestartigem Tode endet. Blaue und röthliche Flecken bleiben auf dem Körper zurück, und die Feldärzte werden einstimmig sagen: er ist an der Pest verstorben. Nehmt das! Nehmt beide! Wählt nach der Gelegenheit. Thut's selbst, oder laßt es thun. Auch der höchsten Autorität gegenüber fühl' ich mich nicht zur unmittelbaren Handlung verpflichtet. Ich hab's mit Aussetzung des eignen Lebens versucht, habe meinen guten Willen hinlänglich bekundet. Meine Schuldigkeit geht gewiß nicht weiter, als daß ich Euch die Mittel

liefre. Sie sind ganz sicher, beide. Mein abermaliges Hingehen wäre gar nicht sicher; ich bin so erschreckt, daß ich es ungeschickt anfangen würde. Wenn ich überhaupt dazu käme! Denn ich traue den Versicherungen des Herzogs nicht, daß er mir noch traue. Sie müssen das rothe Fläschchen gefunden haben, und da Ihr selbst von einem Krankheitsanfalle vor Breisach wißt, so hat er's wahrscheinlich probirt und als das erkannt, was es ist. Nehmt selbst! Ich gehe, ich wiederhol' es Euch, um keinen Preis der Welt wieder hin.

Norbert nahm beide Fläschchen, und schob sie in verschiedene Taschen seines Wamses. Die Rede Blandinis hatte ihn überzeugt, daß der so gründlich erschreckte Doktor unbrauchbar geworden sei zur Ausführung.

Ohne ein Wort zu erwidern ging er fort.

Blandini athmete auf. Er schritt nun an die Ausführung seines neuen Lebensplans. Durchdrungen davon, daß seine ganze Existenz durch den Orden vernichtet würde, weil er sich ungehorsam erwiesen, hatte er vor, nach Genf zu flüchten. Dort gab's keinen Katholiken, und wenn er auch seinen Namen ablegte, so konnte er vielleicht, freilich nur vielleicht! ungefährdet fortbestehen. Ach, ohne den reichen Erwerb, an den er sich gewöhnt hatte! Eine Hoffnung blieb jedoch. Es war lange vorbedacht, daß er Norbert selbst zur That aufgefordert und ihm die Gifte überlassen hatte. Er kannte diesen Norbert als einen äußerst verwegenen Mann. Wenn dieser es selbst unternahm, so konnte er darüber zu Grunde gehen. Dann gab's keinen direkten Ankläger für

Blandini — das war Blandinis Hoffnung, welche ihn jetzt stärkte unter den Vorbereitungen zu heimlicher Abreise von Luzern.

Leder kam verspätet nach Luzern. Auch er fürchtete sich. Er hatte sich unterwegs überlegt, daß Luzern ein stockkatholischer Ort wäre, daß er als Agent des ketzerischen Herzogs erkannt werden dürfte, und daß dies mißliche Folgen haben könnte. Er war in Zürich erkrankt, und kam erst an dem Tage in den „Schwan" zu Luzern, als obige Scene zwischen Norbert und Blandini vorgegangen war.

Sein Trost war ein Züricher Bürger, dessen Begleitung ihm Erlachs Briefe verschafft hatten. Man hatte ihm in Zürich einleuchtend bewiesen, daß er allein in Luzern gar nichts erfahren würde. Leder fand diese Beweisführung ganz erwünscht. War er doch von Tage zu Tage mehr abgekommen von dem eignen Wunsche, daß seine Aufgabe gelingen möchte. Er war ein weicher Mensch. Was geschah, wenn seine Aufgabe gelang, und er Blandini nach Neuenburg brachte? Der arme Schurke — und war's denn auch ganz erwiesen, daß er ein Schurke war? der Herzog hatte ja den Trank verschüttet, und krank war er vorher, das Roßpulver des Feldarztes konnte ja die unangenehmen Symptome erzeugt haben! — der arme Blandini wurde ja doch in seinen Tod geschleppt! Dies Amt fand Leder sehr unbehaglich, als er im Gasthofe zum Schwan sein Mittagsmahl mit dem Züricher Bürger verzehrte. Es war auch Alles so un=

erfreulich! Man hatte ihm von dem prächtigen Blick erzählt auf den Vierwaldstädter See vom „Schwan" aus — denn dieser Gasthof stand damals schon da, wo er jetzt steht — und nun sah man nichts als ein wenig Wasser, und lauter, lauter weißen Schnee, der die ganze Luft anfüllte.

— Wer ist der stattliche Herr, welcher da in den Schwan tritt? — fragte Leder den schwer verständlichen Kellner, welcher in wunderbaren Kehl- und Gurgellauten versicherte, er spreche deutsch.

— Das ist ein „dütscher" Kavalier — antwortete der Kellner.

— Mich dünkt, ich hab' ihn schon gesehen!

Es war Norbert, der von Blandini kam. Und Leder hatte ihn allerdings in Frouard gesehen vor einigen Jahren neben Blandini.

Norbert trat in's Gastzimmer. Fremde gab's damals sehr selten in Luzern, nach Naturschönheiten reiste gar Niemand, am wenigsten im Winter. — Leder mußte ihm gleich auffallen. Er hatte auch ein scharfes Personengedächtniß, und erinnerte sich auf der Stelle an die Begegnung in Frouard. Sogar Leders Namen wußte er noch — Blandinis Mittheilungen aus neuerer Zeit hatten ihn aufgefrischt.

Mit gemüthlicher Freimüthigkeit erneuerte er also die Bekanntschaft, setzte sich zu ihm und hatte ihm nach einer halben Stunde, wie der Züricher Bürger sagte, „alle Würmer aus der Nase gezogen". Besonders dadurch, daß er Leder warnte. Wovor? Sich als Ketzer zu verrathen, denn

daß er ein solcher wäre, zeigte sich ja gleich! Kurz, Leder schloß sich diesem Norbert im Laufe des Nachmittages vertraulich an. Norbert hatte noch nicht Zeit gefunden, die beiden Giftfläschchen abzulegen, da wußte er schon genau, was Leder in Luzern wollte. Leder hatte ihn natürlich um Blandinis jetzigen Aufenthalt befragt! Norbert wollte Blandini Jahre lang nicht gesehen haben, und gestern erst in Luzern angekommen sein. Er habe selbst eine Bestellung an Blandini auszurichten, und hoffe ihn morgen zu sehen, wenn er noch in Luzern wäre.

Der Züricher Bürger war ärgerlich fortgegangen, um Erkundigung einzuziehen über Blandini.

Als er Abends wiederkehrte, war die Wirthsstube leer, und der Kellner berichtete, daß die beiden Herrn zusammen auf des „dütschen" Kavaliers Zimmer wären und pokulirten.

Das war Norberts Sache nicht, wohl aber Leders, und diese Neigung Leders kam Norbert ganz erwünscht: sie machte den Weimarschen Kanzler immer redseliger, und unterrichtete Norbert über alle intimen Lebens= wie Charakterzüge Bernhards. Auf geschickte Nachfrage auch über das Liebesverhältniß zu Marguérite von Rohan, für welches Leder mit Zuversicht eine nahe Hochzeit auf der Breisacher Burg voraussagte.

Norbert hatte sich dem wißbegierigen Leder neuerdings als eine Künstlernatur vorgestellt, welche des wüsten Kriegswesens in Deutschland müde geworden und schon vor Jahren auf Reisen gegangen wäre, um fremde Landschaften, Bauten

und Bilder zu sehen. Nicht bloß zur Unterhaltung, auch zum Studium. Eine Zeitlang zu medicinischem Studium. Daher die damalige Reise mit Blandini. Die Religionsfrage hatte Norbert wie ein vornehmer Zweifler behandelt; er hatte allen Nachdruck darauf gelegt, daß er ganz Europa gesehen habe, um sich zu bilden. Das war Lockspeise für Leder, der einen lobenswerthen Trieb hatte, sich über Alles zu unterrichten.

So saßen sie denn wie der Fuchs und das Kaninchen bei einander. Norbert sollte und wollte erzählen und schildern, in Wahrheit erzählte und schilderte aber Leder, welcher sich etwas zu Gute that auf die Behendigkeit seiner Rede. Er fühlte sich auch absonderlich angeregt. Herr von Norbert, wie er sich nannte, hörte vortrefflich und aufmunternd zu, der Wein aus dem Waadtlande trank sich leicht und angenehm, und ein kleiner Page in Norberts Dienste, welcher ab- und zuging, hatte etwas eigenthümlich Reizendes an sich für die hervorquellenden Augen Leders. Sie quollen dem Pagen lüstern über die runden Formen hinweg, und Norbert gestand lächelnd zu, daß der Page wirklich ein Mädchen wäre, welches er in Spanien zu sich genommen, wo er es in schlechten Händen gefunden. Das Kind sei maurischer Abkunft, und in der Erziehung grenzenlos verwahrlos't gewesen. Es habe einen eignen Reiz, solch ein halb wildes Geschöpf in die Kultur einzuführen.

— Glaub das! glaub das! Merkwürdig! — lallte Leder just, als der Züricher Bürger eintrat, und ihn abrufen wollte.

— Sprecht nur frei, — sagte Leder — mein erfahrener Freund hier, Freiherr von Norbert, ist von Allem unterrichtet.

Mißtrauisch äußerte der Züricher bloß: — der Mann scheint wirklich nicht mehr in Luzern zu sein. Wenigstens hat ihn seit Monaten kein Mensch mehr gesehen.

— O, das würde nichts beweisen — sagte Norbert — Doctor Blandini vergräbt sich oft lange in seine Studien. Aber darüber verschaff' ich Euch, wie gesagt, morgen Gewißheit. Ich hab' ihn auch hier aufsuchen wollen. Habe eine wissenschaftliche Bestellung an ihn von einem Naturforscher aus Bologna. Den Brief geb' ich morgen im Kloster ab. Ist er hier, so läßt er mich vor, um mir die erbetene Antwort mitzutheilen. Auf morgen also!

Norbert benützte diese Unterbrechung, um den weinseligen Leder, den er hinlänglich ausgeweidet hatte, loszuwerden.

Am andern Morgen ging er nach dem Kloster. Vielleicht, dachte er, macht dieser persönliche Zudrang des herzoglichen Kanzlers dem eingeschüchterten Blandini doch einen ermunternden Effekt.

Blandini's Zimmer war leer; die wichtigsten Habseligkeiten fehlten. Der herbeigerufene Klosterdiener berichtete: der Herr Doctor sei gestern gegen Abend auf seinem Maulthiere abgereis't. Ganz unerwartet und trotz des Schneegestöbers.

Er hat die Flucht ergriffen, der Wicht! sagte sich Norbert, und ging stehenden Fußes zum Obern des Hauses.

Er war zu lang und zu tief im Dienste, als daß er

nicht das Bedürfniß gefühlt hätte: nun mußt Du wirklich die Aufgabe selbst übernehmen! Er war bereits so eingelebt in seine Ordenspflicht, daß es ihm außer Frage stand, ein so wichtiges, lang vorbereitetes Unternehmen müsse um jeden Preis vollendet werden. Ein thätiger Mensch, sei er gut, sei er böse, betreibt seine Obliegenheiten allmählig mit Leidenschaft. Kalten Blutes und von frageloser, im Nothfalle tapferster Verwegenheit war dieser Norbert ohnehin; es schien ihm unmöglich, daß ein Werk ungethan bleiben könnte, weil ein Instrument versagte. Was hätte er, der alle Einleitungen übernommen und den Seinigen sowie Olivarez verkündigt, was hätte er den Seinigen und Olivarez sagen wollen, wenn dies Werk unterblieben wäre, und unterblieben wäre in solchem Zeitpunkte?! Der Zeitpunkt war — das wußte er nur zu gut! — furchtbar bedrohlich für die Seinigen. Nicht Taupadell allein dachte an die Möglichkeit eines evangelischen Kaisers. Und der Siegeswagen dieses Bernhard erschien in unaufhaltsamem Rollen, und der mordbrennerische Einfall in Hochburgund brannte und mordete noch dazu die Jesuiten am eigenen Leibe. Wenn irgendwo, so war dort an den Ketzer zu kommen. Dort schützte ihn kein Mensch von der Bevölkerung, wie allenfalls draußen in Deutschland.

Fast entschlossen trat Norbert ein in das Gemach des Obern, der beiden Fläschchen eingedenk, welche er gestern von Blandini's Tische mitgenommen. Sie waren unschätzbar, wenn kein Burgunder einen guten Schuß anbringen konnte.

Ganz entschlossen trat er nach einer Stunde aus diesem Gemache.

Er brachte Briefe mit an Ordensbrüder in Pontarlier, welches Leder als Hauptpunkt genannt hatte. Und er brachte eine Notiz mit, welche fast noch werthvoller war: zu Pontarlier im ersten Gasthofe haus'te ein alter Spanier als Wirth, welcher zu jedem Dienste bereit stünde. Dieser alte Knabe hatte noch Autodafés in Madrid gesehen, und hatte die blutigsten Tage in den Niederlanden mitgemacht. Jeder Ketzer war für ihn vogelfrei; einen Ketzer niederzustrecken galt ihm für ein frommes Werk. Nunnez hieß er. Krumm und lahm geschossen und gehauen war er von den dankbaren Vätern auf einen einträglichen Ruheposten gebracht worden. Dieser Ruheposten war der Gasthof „zum Mandelbaum“ in Pontarlier. Hier übte er Aufsicht über Alles was einkehrte, über Alles was gesprochen wurde, und an jedem Samstage erstattete er dem dortigen Obern Rapport. An diesen Nunnez war Norbert jetzt gewiesen und empfohlen durch Brief, Merkzeichen und Losungswort.

Leder harrte im Schwan, und war eigentlich recht zufrieden, als Norbert ihm sagte: Er scheint wirklich fort zu sein, der Doktor! Was thu' ich mit meiner Bestellung? Ich habe bestimmt versprochen, sie an ihn auszurichten. Man glaubt im Kloster, daß er in Paris sei. Dorthin wollte ich eigentlich auch. Die Feste locken mich, die dort gefeiert werden sollen, weil die Königin endlich einen Dauphin geboren. Blandini soll durch seine Arzneimittel dazu beigetragen haben. Wahrscheinlich ist er auch deshalb hin, um

seinen Lohn einzukassiren. Gehen wir zusammen nach Paris, Herr Kanzler!

Darauf konnte nun doch Leder nicht eingehen. Er wollte nach Neuenburg zurück, wo diplomatische Arbeit seiner warte, und von wo er dem Herzoge Nachricht von seinem Mißerfolge senden werde. Nach Pontarlier habe sie der Herzog befohlen.

— Pontarlier? Das wäre der Mühe werth. Am Neufchateler See vorüber und bei dem berühmten Paß von Joux hinein könnte man den geraden Weg über Besançon nach Paris nehmen, und berührte dabei Pontarlier, wenn man Aussicht hätte, den berühmten Herzog von Weimar einmal zu sehen, den möglichen Kaiser. Das wär' verlockend; ich hab' ihn nie gesehen.

— Thut's, thut's, Herr Baron!

— Nicht doch! Man geriethe ohne Noth in's Schlachtgedränge hinein, und Euer Herzog wird nicht gerade an dem Tage in Pontarlier sein, an welchem ich durchpassire! Und bloßes Sehen genügte mir nicht. Mit solch einem Manne möchte ich ein Paar Worte gesprochen haben.

— Ich geb' Euch ein Paar Zeilen mit an seinen Leibdiener, den Hoffmann, der macht das möglich.

— Sehr freundlich! Bravo! Das könnte mich bestimmen. Und noch mehr! Durch's Berner Land reitend könnt' ich vielleicht die schöne Braut des Herzogs im Vorbeireiten sehen, und dem Herrn Herzoge sagen — in Kaisersfeld wohnt sie mit ihrer Mutter?

— Königsfelden, unweit Königsfelden!

— Ach, wir sind Beide Sanguiniker, Herr Kanzler, mit unserm Enthusiasmus für geschichtliche Berühmtheiten. Wer weiß, ob ich nach ein Paar Stunden noch aufgelegt bin zu solchen Abschweifungen?! Aber dieser unser Enthusiasmus giebt doch unserm Leben einen reichen Inhalt, und verschönert es. Nicht wahr?

— Sehr richtig.

Der Page war unter Obhut des Schwanenwirthes in Luzern zurückgeblieben, und Norbert stand nach einigen Tagen vor der Frau Herzogin von Rohan.

Als feiner Weltmann entschuldigte er seine Zudringlichkeit. Des Herrn Herzogs von Weimar Kanzler, der ehrenwerthe Herr Leder von Rehlingen habe ihn in Luzern aufgefordert, auf seiner Reise nach Pontarlier bei der Frau Herzogin anzufragen, ob Dieselbe und Prinzessin Tochter vielleicht eine Bestellung an den Herrn Herzog mitzugeben hätten.

Die Herzogin war rückhaltend höflich, aber die hinzu kommende Marguérite zeigte sich höchlich erfreut von der Gelegenheit, einen Brief an Herzog Bernhard schicken zu können. Die Gerüchte über Vergiftungsattentate hätten sie äußerst beunruhigt, und sie möchte Glück wünschen und um nähere Auskunft bitten.

Zu letzterer erklärte sich Norbert befähigt. Herr Kanzler von Leder habe ihm in Luzern alle Einzelnheiten erzählt.

Dadurch machte er sich nun allerdings interessant, und selbst die Herzogin nahm nun Antheil an ihm.

Er stellte die Vorgänge so dar, als ob Alles auf Mißverständnissen beruhte. Die Sendung Leders nach Luzern, um Blandini neuerdings einzuladen, zeige ja auch, daß der Herzog zu derselben Ueberzeugung gekommen wäre.

— Ich hab' mir's auch nicht denken können — rief Marguérite — Doctor Blandini ist ein so ruhiger und gebildeter Mann. Ruhe und Bildung braucht ja doch ein gutes Gewissen. Und ein so feiner Mann, wie käm' der zu so grobem Verbrechen!

— Ja, ein feiner Kopf ist er. Sein Herz haben wir nicht kennen gelernt — sagte nachdenklich die Mutter.

Marguérite reizte Norbert ungemein. Eine Rosenknospe, die im schönsten Aufblühen stand! Leuchtenden Auges sah er ihr nach, als sie hinweg ging, um den Brief zu schreiben. Aber er faßte sich ehrbar vor der immer noch in tiefes Schwarz gehüllten Herzogin, und begann ein politisches Gespräch mit ihr im Tone eines wohlunterrichteten Protestanten.

Der Brief, welchen ihm Marguérite unter Kopfschütteln der Mutter einhändigte, war ihm das erwünschte Einführungsmittel beim Herzoge Bernhard. Wirklich dankbar schied er von den beiden Damen.

Nur zwei Personen lagen ihm noch als bedenklich vor Augen. Er hatte wie auf den Namen „Königsfelden" den wackern Leder auf beide so geschickt zu führen gewußt, daß Leder zuerst ihre Namen genannt, und Auskunft über sie

gegeben. Aber die Auskunft genügte nicht. Die beiden Namen waren Mitzlau und Hans von Starschädel.

Er wollte natürlich in Pontarlier Niemand begegnen, der ihn kannte. Der Herzog konnte ihn zu Frouard, wo er nur einmal auf seiner Thürschwelle erschienen war, nicht bemerkt haben, und in Paris waren sie einander nie in die Nähe gekommen. Und von des Herzogs Umgebung kannte ihn wohl auch Niemand. Aber Mitzlau! Er hatte zwar aus Leders Rede gemerkt, daß Mitzlau nicht gut angeschrieben stände beim Herzoge, und Rosens Truppen zugetheilt wäre. Aber dennoch —! Es kam Alles auf die erste Begegnung an. Er mußte Mitzlau als warmer Freund und mit sicherer Zusage von Wien entgegen treten. Dann fände er in ihm vielleicht sogar einen Verbündeten. Das wollte er, und die Wiener Zusage sollte groß und artikulirt sein.— Hans von Starschädel dagegen war ein schwerer Stein des Anstoßes. Der kannte ihn von Podiebrad aus als einen Feind, als einen Partisan der Jesuiten. Da mußte sich Leders Vermuthung bestätigen. Leder hatte nämlich gemeint, Starschädel werde gar nicht beim Herrn sein, weil er die Expedition nach Hochburgund gemißbilligt, und weil er eine sehr freie, freundschaftliche Stellung neben dem Herzoge einnehme. —

Am Fort Joux vorüber, das schon in Trümmern lag, kam Norbert in den ersten Februartagen nach Pontarlier.— Die Stadt war leer und still. Das Ketzerheer war schon hindurch, und gegen St. Claude weiter. — Norbert konnte es nicht besser wünschen; nun konnte er sich dort einrichten.

Im „Mandelbaum" absteigend, erkannte er schon im Aeußern den alten Nunnez. Ein kleiner Mann, mager, aber von starken Knochen. Schneeweißes, dünnes Kraushaar. Dunkelbraunes, wie Leder eingeschrumpftes Antlitz mit stechenden braunen Augen und wohlerhaltenen Zähnen. Er hinkte, und ein Arm hing steif an der Hüfte hinunter. Als er neben Norbert stand, sprach dieser leise ein Merkwort aus. Die braunen Augen leuchteten auf. Norbert machte unscheinbar mit dem Zeigefinger der linken Hand ein Kreuz in die Luft — und Nunnez riß sogleich dem Hausknechte den Mantelsack aus der Hand, „ich werde selbst den Herrn hinaufführen" in scheltendem Tone ausrufend.

Auf der Treppe flüsterte Norbert: ein verstecktes Zimmer, von welchem aus man sehen kann, ohne gesehen zu werden!

Nunnez führte ihn schweigend hoch hinauf und in ein Mansardengemach, von welchem man auf Straße und Platz blicken konnte.

Als sie eingetreten waren, winkte Norbert, nach der Thür zu sehen. Sicher! sagte Nunnez.

— Nun zog Norbert die Briefe hervor an die Patres in Pontarlier, und zeigte die Adressen Nunnez der Reihe nach. Es waren drei, und dreimal sprach Nunnez in grimmig traurigem Tone: todt! todt! todt!

Jetzt öffneten sich die Schleusen des alten Fanatikers. Er schilderte unter Ausbrüchen von Wuth die Gräuel des Ketzerheeres. In die Flammen der heiligen Häuser hinein hätten sie die frommen Väter geschleudert, und Hohngelächter dazu aufgeschlagen.

Es war zum großen Theil Wahrheit was er sagte. Dieser Feldzug in Hochburgund wurde grausam geführt. Die Bevölkerung selbst widersetzte sich überall, und erbitterte die Truppen durch Hinterhalt, Ueberfall und Tücke. Es war ein Krieg geworden bis an's Messer, und in diesem abgelegenen katholischen Winkel zum ersten Male wieder unter den entfalteten Fahnen der verschiedenen Religion.

Norbert verständigte sich mit Nunnez in der ersten Viertelstunde. Der alte Spanier war nicht nur bereit zur Ermordung des Herzogs, des ketzerischen Königs Jehu, er war begierig darnach, er küßte Norbert mit thränendem Auge Hand und Arm, als ihm dieser das Giftfläschchen übergab.

Norbert gab ihm das farbige, das Belladonna-Gift. Das farblose Arsenikgift behielt er für sich, wenn ihm zuerst die Gelegenheit käme. Die Farblosigkeit war immerhin ein Vortheil.

Nunnez hielt die Ausführung für ganz leicht. Der Herzog habe sein Quartier im „Mandelbaume". Sein Diener sei hier geblieben, weil der Herr täglich zurück erwartet werde. Dieser Diener sei ein Leckermaul und ein Weinschmecker. — Nun hab' ich — fuhr Nunnez fort — den verdienten Ruf eines guten Kochs und was noch besser zutrifft des besten Weinkellers, besonders in spanischen Sorten. Da hat sich denn der Ketzer mit dicken Lippen an mich gedrängt, um immer unsre geschmorten Erbsen frisch aus der Pfanne zu haben, und alle die kleinen Flaschen von Malaga und Alicante zu verkosten. Für den Jehu schüttet er immer solch eine kleine Flasche in einen bestimmten Pokal, den die Kanaille

Kaiserbecher nennt. Was ist also leichter, als daß ich das nächste Alicante-Fläschchen mit dieser Mixtur, die Ihr mir gegeben, segne. Arglos sauft sie der Jehu, und ist hin —!

Pferdegestampf von unten unterbrach ihn. Er sah aus dem Fenster, und rief Norbert zu: da kommt er! seht! und mit schwachem Geleit. An's Werk! Er pflegt nur einen Tag hier zu bleiben, und speis't nur einmal; trinkt aber nur beim Speisen; es muß also heut geschehen.

Ehe er hinab humpelte, übernahm er noch die genaue Anfrage, ob Herr von Mitzlau oder Herr von Starschädel mitgekommen wären, ein Fremder hätte nach beiden gefragt —

— Nach einer Viertelstunde war er wieder da: Der Diener des Jehu hat gesagt, keiner der Beiden sei mitgekommen. Der Jehu selbst wäscht sich, und kleidet sich um, in einer halben Stunde speis't er. Aber der Teufel dient seinen Leuten! Der Lump von Diener hat hinzugesetzt, sein Herr brauchte heut' keinen Wein von mir; in St. Claude wäre ein voller Weinkeller der frommen Väter erbeutet worden, der Graf von Nassau hätte ein spanisch Faß zur Probe geschickt, davon sollte heut auf die Tafel kommen. Das geht nicht durch meine Hand, und morgen früh reitet er weiter. Was thun?

— Nun, dann muß ich selbst an die Arbeit! — sagte Norbert nach kurzer Ueberlegung. — Führ' mich in den Speiseraum, zeig mir, wo das Getränk aufgestellt wird, und dann sei zur Hand. Wer am Leichtesten an den Becher kommt, der verrichtet das Werk. Ich laß' mich sogleich bei

ihm melden, und übergebe ihm was ich mitgebracht. Es ist eine große Freude für ihn, und ich denke, er wird mich zur Tafel behalten, um erzählt zu hören, was ich erzählen kann. Werden wir entdeckt, hast Du Leute, welche uns unterstützen können, sobald wir uns zur Wehre setzen?

— Nein, Herr, dann müssen wir sterben. Der ganze Mandelbaum ist voll von bewaffneten Ketzern, und unsre Leute sind eingeschüchtert.

— Wenn auch! Gehen wir.

Sie wurden es nicht gewahr beim Hinabsteigen, daß neue Reiter vor dem Mandelbaume abstiegen. Es war Rosen mit seinen Officieren. Unter letzteren Mitzlau, den Rosen unter seinen Augen zu haben liebte, wenn's just nicht in's Feuer ging.

Feuer und Schwert hatten übrigens Mitzlau bis jetzt wunderbar verschont, obwohl er an den gefährlichsten Stellen hinein gejagt worden war. Rosen hatte darüber ärgerlich geäußert: — Wenn man das Leben wohlfeil giebt, dann wills kein Teufel.

Mitzlau selbst hatte es wohl gemerkt, daß man Uebles mit ihm vorhabe. Es schwante ihm, daß der Herzog seine Umtriebe mit Savelli entdeckt hätte; denn Bernhard sah ihn nicht mehr an. Mitzlau dachte an Flucht.

In dieser Stimmung schritt er mit Rosen die Treppe herauf im Mandelbaume, und — stand plötzlich vor Norbert, der aus dem Speiseraume kam.

Einer wie der Andere stand betroffen. Aber Einer wie der Andere war geübt, Fassung zu finden. — Mein werther

Freund, Mitzlau, — rief Norbert zuerst — wie freut's mich, Euch zu begegnen!

Mitzlau äußerte sich ähnlich, und Arm in Arm wandelten sie einen Korridor entlang. Rosen sah ihnen kopfschüttelnd nach, und trat in das Zimmer, welches ihm zur Wohnung angewiesen wurde.

— Freund — flüsterte Norbert — Ihr steht auf einer Wolfsgrube. Jeden Augenblick könnt Ihr in den Tod fallen. Der Herzog kennt Euren ganzen Verkehr mit Wien, hält Euch für einen Katholiken, für einen Verräther. Ich bin da, um Euch zu erretten, aber ich wage dabei selbst das Aeußerste. Drängt Euch eng an meine Seite, thut Alles was meine Stimme flüstert, meine Augen winken! Kommt zur Tafel, auch wenn Ihr nicht geladen seid, denn dort wird's zur Entscheidung kommen, und wenn wir zusammen stehen, können wir obsiegen. Fragt nicht! Ich muß zum Herzoge, der mir verfallen ist. In Wien werden wir glänzend entschädigt.

Ohne irgend eine Antwort zu erwarten, kehrte Norbert zurück, und eilte in die Wohnung des Herzogs, welche ihm Nunnez bezeichnet hatte.

— Fragt gefälligst an, Herr — sagte er zu Hoffmann — ob der Herr Herzog den Freiherrn von Norbert sprechen wolle, welcher aus Königsfelden kommt, und einen Brief der Prinzessin Marguérite von Rohan zu übergeben hat.

Ein freudiger Ausruf Bernhards und „Herein! herein!“ war die Antwort auf Hoffmanns Anfrage.

— Ihr habt die Frauen gesehen? Es geht ihnen wohl? fragte der Herzog, Norbert entgegen kommend.

— Ganz wohl, fürstliche Gnaden, und die schöne Prinzessin verbirgt den Wunsch nicht, sondern spricht ihn herzlich aus: Euch bald wiedersehen zu können.

— Das freut mich sehr, und ich danke Euch, danke Euch! Ihr kommt über Valengin und Travers? Ist der Weg brauchbar?

— Ganz gut.

— Zwischen den beiden Seen, dem Neufchateler und Bieler, keine Schneeverwehung?

— Gar kein Schnee! Die Luft viel milder als hier.

Bernhard hatte den Brief hastig ergriffen, und fast unwillkührlich geöffnet. Er setzte nur eiligst hinzu — man sah ihm den Drang an, ihn sogleich zu lesen —: Nochmals Dank! Ich bitte Euch, mit mir zu speisen, und mir viel zu erzählen von den Rohan'schen Damen.

Norbert zog sich zurück, und fragte Hoffmann recht harmlos: wo gespeis't würde? Er wußte es recht gut, aber er wollte hingewiesen sein, um unbeargwohnt jede Gelegenheit am Schenktische beobachten zu können.

Dieser Schenktisch stand nicht im Speiseraume selbst, sondern im Vorzimmer. Neben der Thür, welche in den Speiseraum führte.

Der Speiseraum selbst war ein mäßig großes Gemach mit nur einem großen Fenster, durch welches man in den Hof hinab sah. Im Hofe wimmelte es von Rosen'schen Reitern, und es schienen immer noch neue anzukommen.

In der Mitte des Gemachs stand ein runder Tisch. Ein Dutzend Gedecke auf ihm.

Norbert ging in diesem Raume auf und nieder, stets nach der Thür des Vorzimmers kehrend. Er erwartete Nunnez, und erwartete den Leibdiener Hoffmann, welcher den bewußten Pokal und den Wein bringen würde.

Zunächst kamen nur Kellner des Gasthofes, welche den Schenktisch mit Batterieen von Weinflaschen belasteten. Auch steinerne Krüge voll Wein stellten sie unten neben den Tisch.

Als Norbert wiederum nach rückwärts in den Speiseraum hineinging, zog er vorsichtig das weiße Fläschchen aus dem Wamse, und lüftete den fest eingedrückten Korkstöpsel, damit kein Atom Zeit verloren ginge, wenn der Moment sich darböte zur Ausleerung des Giftes in den Kaiserbecher.

Als er sich wieder umwendete, sah er zwischen den Kellnern Nunnez in's Vorzimmer treten. Er trug auf dem gesund gebliebenen Arme Teller, Messer, Gabeln, Becher, und rief den Kellnern zu: Fünfzehn Gedecke werden's, drei mehr!

Dann trat er in den Speiseraum, und entledigte sich ganz geschickt seiner Last mit derselben Hand, welche sie getragen. Während des dadurch verursachten Geräusches aber fragte er den herzu tretenden Norbert laut: Versteht Ihr spanisch? — Natürlich! — antwortete dieser. — Dann fuhr er mit leiser Stimme in spanischer Sprache fort: Ich mache noch einen Versuch mit dem Hoffmann. Er soll zeitig den Becher füllen. Gelingt das, so vollbring ich's. Gebt

nur auf uns Acht. Gelingt es nicht, dann laß ich keinen Kellner mehr in's Vorzimmer, sobald der Herzog kommt, und beschäftige den Hoffmann so, daß er nicht auf den Schenktisch sehen kann. Hier sind die Stühle nicht an den Tisch gerückt. Während dies geschieht, tretet Ihr hinaus, und gießt Euren Saft binnen einer Achtelminute in den Becher. Still, da kommt der Ketzer!

Hoffmann trat in's Vorzimmer, in der einen Hand einen zierlichen Krug, welcher den besonderen Wein von St. Claude enthielt, in der andern Hand den Kaiserbecher. Er sagte zu dem heraus kommenden Nunnez: es wird noch eine Weile dauern, fürstliche Gnaden schreibt noch einen Brief, der gleich fort soll in die Schweiz. — Damit setzte er Krug und Becher auf den Schenktisch.

Nunnez erklärte sein Mißtrauen gegen den Wein von St. Claude, und meinte, der seinige werde doch besser sein. Er bat, ihn kosten zu dürfen.

Hoffmann hatte nichts dagegen. Er achtete die Küche- und Keller-Kenntniß des Mandelbaum-Wirthes hoch. Er goß aus dem Krüglein eine Neige in den nächst stehenden gemeinen Becher, und reichte ihn Nunnez. Dieser kostete wie ein Kenner kostet, einmal, zweimal, dreimal, zuckte die Achseln und sagte: Mein Alicante ist besser!

Kopfschüttelnd kostete nun auch Hoffmann, und sagte mit Zuversicht: Nein!

— Auch die Farbe ist unklar. Gießt ihn nur in den goldnen Becher, dann werdet Ihr's sehen.

— Nein, jetzt noch nicht. Er würde verduften, da der Herzog noch eine Weile ausbleibt.

Dieser Versuch also, welchem Norbert aufmerksam folgte, war gescheitert, und jetzt traten die Obersten ein. Zuletzt auch Mitzlau. Obwohl er nicht geladen war. Norberts Kenntniß seiner Lage hatte ihn veranlaßt, diesem kundigsten Patrone zu folgen. Er trat zu ihm. „Setzt Euch neben mich, wenn es zu Tische geht", flüsterte ihm Norbert zu, und bewegte sich nach der Thür zum Vorzimmer.

Da kam Rosen, und sah ihn von oben bis unten an. Als er Mitzlau im Hintergrunde des Zimmers erblickte, ging er geraden Wegs auf diesen zu, und fragte barsch: — Wer hat Euch denn geladen zur herzoglichen Tafel?

— Der Kavalier dort — erwiderte Mitzlau, auf Norbert deutend — hat mir, von einer Audienz beim Herrn Herzoge kommend, die Einladung gebracht.

— Ihr kennt den Kavalier?

— Ja.

— Er nannte Euch vorhin seinen werthen Freund?

— Ja.

Das Vorzimmer war unterdessen ganz leer geblieben, denn Hoffmann und Nunnez waren beim Eintritte der Tischgäste fortgegangen. Jetzt kam Hoffmann eilig, trat zum Schenktische, und goß aus dem Kruge den Wein in den Kaiserbecher. Dann eilte er zurück an die Eingangsthür des Vorzimmers, in welcher Herzog Bernhard erschien.

Norbert trat zur Seite und drückte sich in den Winkel neben der Speiseraum-Thür. Er wollte nicht sogleich von

Bernhard gesehen werden, damit er nicht angeredet würde. Gerade wenn Bernhard eingetreten wäre, hoffte er durch Nunnez's Hilfe das Beschlossene ausführen zu können.

Dies gelang auch. Bernhard bemerkte ihn nicht, und wendete sich zur Tafel. Ein Officier schob ihm den Sessel zu. Bernhard winkte: die Herrn möchten sich niederlassen.

Während dieser Verzögerung und Unruhe war Norbert längst an der Vorzimmer-Thür, und sah, daß Nunnez gekommen war, und sich Hoffmanns bemächtigt hatte. Er trug eine Weinflasche in der Hand, und schien zu verlangen, daß dem Herzoge von diesem besseren Weine vorgesetzt würde.

Er stand dabei an der äußeren Thüre des Vorzimmers, und der abwehrende Hoffmann kehrte dem Vorzimmer und dem Schenktische den Rücken. Auf dem Vorsaale draußen war kein Kellner zu sehen.

Norbert war von ungestörter Kaltblütigkeit. Er versicherte sich durch einen Rückblick auf die mit Herbeischaffung der Stühle beschäftigten Gesellschaft, daß kein Blick auf ihn gerichtet wäre, und schritt hinaus an den Schenktisch, zog das Fläschchen hervor, entkorkte es, goß das Gift in den Kaiserbecher, und steckte Kork wie Fläschchen wieder in seine Brusttasche. Wohl berechnet hatte er keinen Moment Zeit dazu verschwendet, den kleinen Kork wieder einzustopfen in das Fläschchen.

Und diese Berechnung sollte ihn gefährden!

Gerade als er mit dem Eingießen fertig geworden, trat ein Kriegsmann neben den disputirenden Hoffmann und Nunnez in das Vorzimmer, und schritt raschen Ganges auf

den Speiseraum zu. Er sah auf Norbert, dessen Erscheinung am Schenktische ihm auffallen mochte, und stand just neben ihm, als sich dieser hastig in den Speiseraum wenden wollte. Ihre Augen begegneten sich.

Norbert war zunächst davon unangenehm berührt, daß überhaupt Jemand so unerwartet neben ihm war, und langsam erst stieg der noch unangenehmere Gedanke in ihm auf: das ist ja —!

Die Vergeltung stand neben ihm. Es war Hans von Starschädel, der gegen Leders Vermuthung beim Heere war, und jetzt mit Rosens Truppen ankam.

Er erkannte den Pater Norbert sogleich. Die Scenen von Podiebrad waren ganz lebendig in seinem Gedächtnisse.

Während dieser kurzen Pause gegenseitiger Erkennung fiel etwas zwischen ihnen zur Erde. Es war der kleine Pfropf des Fläschchens, welcher aus der Brusttasche Norberts herabgekollert war —

Hans betrachtete ihn, und sah dann zum Schenktische. Sein Auge haftete an dem Kaiserbecher, aus welchem nur der Herzog zu trinken pflegte, und er machte dann, völlig stumm verbleibend, eine Handbewegung nach dem Speiseraume, welche besagte: Ihr wart auf dem Wege dorthin, laßt Euch nicht stören!

Norbert ging voraus. Er ging fest, obwohl er sich eingestand: jetzt ist Dein Leben so viel werth, wie eine taube Nuß.

Herzog Bernhard hatte eben nach ihm gefragt, und rief dem Eintretenden zu, sich an seiner Seite niederzulassen.

Norbert that das in guter Haltung, sich nach Mitzlau umsehend, welcher noch stand. Er winkte ihn neben sich, und dieser hatte die Dreistigkeit, sich so in der Nähe des Herzogs niederzusetzen.

Der Herzog bewillkommnete eben Hans, der nicht erwartet war in Pontarlier, und wies diesem den Platz an zu seiner Rechten. Er theilte ihm halblaut mit, daß er einen Abstecher machen wollte in die Schweiz hinüber, und daß ihn Hans begleiten sollte. — Die Eroberung hier ist so gut im Gange, daß wir eine Zeitlang entbehrlich sind — sagte er heiteren Blicks, und wendete sich zur Suppe, die jetzt aufgetragen wurde.

Herzog Bernhard pflegte rasch zu speisen, sogar etwas hastig. Die Suppe war also rasch verzehrt, und jetzt setzte Hoffmann den gefüllten Kaiserbecher mit dem tödtlichen Inhalte vor ihn hin unter den geflüsterten Worten: die neue Sorte von St. Claude!

Bernhard griff nach dem Becher, und hob ihn mit der rechten Hand. Da legte Hans seine Linke auf den Arm des Herzogs, und sagte leise: Trinkt nicht, Herzog!

— Warum nicht?

Hans sprach leise in ihn hinein. Den Becher fortwährend in der Hand hörte Bernhard zu, wie es schien ungläubig.

Sein Auge richtete sich auf Norbert, dessen Antlitz bleich war, der aber langsam seine Suppe aß, und nur mitunter, kaum bemerkbar, einen halben Blick nach der Hand des Herzogs sendete.

Endlich setzte Bernhard den Becher wieder hin, und sagte halblaut zu Hans: Unterrichte Rosen!

Hans stand auf, ging zu Rosen und sprach ihm in's Ohr.

Alles das wurde von den übrigen Tischgenossen nicht beachtet. Erst als Rosen von seinem Sitze aufsprang, und ziemlich laut die Worte ausstieß: „Das sieht dem „werthen Freunde" ähnlich," wurden einige aufmerksam. Rosen ging hinaus.

Es wurde Fleisch aufgetragen. Man speis'te ruhig weiter. Auch Bernhard aß. Hoffmann kam zu ihm mit der Frage, ob der neue Wein dem Herrn nicht munde? und erhielt keine Antwort.

Mittlerweile trat Rosen wieder ein, und sagte einigen speisenden Officieren ein Paar Worte in's Ohr. Diese legten augenblicklich Messer und Gabel hin — es entstand unheimliche Stille an der Tafel.

Bernhard, welcher seine Fleischportion verzehrt hatte, unterbrach jetzt diese Stille, und sagte zu dem neben ihm sitzenden Norbert: Ich weiß Euren Namen noch nicht, Herr!

— Norbert heiß ich — antwortete dieser mit fester Stimme.

— Von Zierotin — setzte Hans hinzu.

— Ich höre, Ihr seid ein Jesuit! fuhr Bernhard fort, und nun gerieth die ganze Tafel in Bewegung.

— Nein! erwiderte Norbert.

— Ihr bestätigt mir wohl dieses Nein dadurch, daß Ihr

mir aus meinem Becher herzhaft zutrinkt. Hier ist der Becher!

Norbert bezwang sich so, daß er lächeln konnte. Uebrigens schwieg er.

— Ihr wollt nicht trinken?

Norbert schüttelte unter demselben erzwungenen Lächeln den Kopf.

— Dann thut mir vielleicht Euer „werther Freund" Mitzlau, welcher ungeladen hier sitzt, die Ehre an, den Becher auf mein Wohlsein zu leeren?!

Mitzlau ahnte in Todesschrecken, daß Norbert nicht ohne den triftigsten Grund den Becher abgelehnt haben könnte, daß ein Attentat auf das Leben des Herzogs vorliege, daß auch er verloren wäre durch die „werthe Freundschaft" Norberts. Er ermannte sich zum Trotze, und sprach heftig: Ich habe den Mann neben mir seit zwanzig Jahren nicht gesehen, und habe nichts mit ihm zu schaffen.

— Ihr lehnt es also ab, — sagte Bernhard — meinen Becher auf mein Wohlbefinden zu leeren?

— Weil er es ablehnt! schrie Mitzlau.

— Wie erfahren wir also —? begann Bernhard, und sah sich im Kreise um.

— Ganz leicht, Herr Herzog; — rief Rosen — meine Leute haben einen Mönch eingebracht, welchen der Strick erwartet. Er hat sechs Mann in einem Hause eingeschlossen, und Feuer an das Haus gelegt. Sie wären verbrannt, wenn nicht neue Leute gekommen wären. Er ist kerngesund, und wird den vollen Becher als letzte Labung vor dem Gal-

gen willkommen heißen. Sein Befinden nach dem Trunk wird deutliche Auskunft geben.

— Da!

Bernhard reichte Rosen den Becher, und Rosen ging fort.

— Weiter auftragen! sagte Bernhard zu Hoffmann, der jetzt an allen Gliedern schlotternd hinter ihm stand, und sich bittre Vorwürfe machte, daß er den braven Nunnez abgewiesen mit dem unschuldigen Weine.

Es wurde weiter aufgetragen, und nach einigem Zögern wurde auch gegessen. Norbert wenigstens aß, und als die entsetzliche Stille allmählig in Murmeln übergegangen war — denn Jeder drückte seinem Nachbar seine Gedanken aus, und Einer theilte auch dem Andern mit, was Rosen vorhin nur Einzelnen still gesagt hatte — flüsterte Norbert Mitzlau zu: Wenn es zum Aeußersten kommt, erstechen wir den Herzog; macht Euer Schwert locker!

So verging eine Viertelstunde. Da trat Rosen wieder ein mit dem leeren Becher.

— Nun? fragte der Herzog.

— Der Mönch entgeht wirklich dem Galgen; — sagte dieser — er liegt in Konvulsionen, schreit vor Schmerz, und wird den Tag nicht überleben, wie die Feldärzte einstimmig sagen.

Ein wüthender Schrei der Officiere folgte dieser Rede. Alle waren von ihren Sesseln aufgesprungen. Nur Herzog Bernhard, Norbert und Mitzlau waren sitzen geblieben.

Bernhard winkte mit der Hand. Es wurde still.

Und zu Rosen sich wendend sagte er langsam: — Sechs Musketenschüsse! Drei für jeden dieser Herrn! — Er deutete auf Norbert und Mitzlau.

Da sprangen auch diese Beiden auf, rissen ihre Schwerter aus der Scheide — oder wollten sie aus der Scheide reißen. Rosens frühzeitige Anordnung verhinderte sie. Er hatte angeordnet, die beiden „Kerle" festzuhalten, sobald sie sich vom Sessel rührten, und zu visitiren.

Sie waren jetzt im Nu umringt und grimmig festgehalten. Und aus Norberts Brusttasche kam das leere Fläschchen zum Vorscheine.

Hans gab es Hoffmann, und trug ihm auf, den Stöpsel dazu neben dem Schenktische zu suchen. — Binnen einer Minute war das geschehen — der kleine Stöpsel paßte genau.

Der ruhig dasitzende Bernhard winkte Rosen: Norbert und Mitzlau wurden abgeführt. Mitzlau brüllte mehr als er schrie: Das ist ja niederträchtig! Ich habe mit einem Giftmischer keine Gemeinschaft.

— Mitgefangen, mitgehangen! entgegnete Rosen.

— Doch ja! — rief Herzog Bernhard plötzlich, indem er sich umwendete — der Jesuit hat ein frommes Werk zu thun gemeint. Er wird die Tröstungen seiner Kirche wünschen. Das will ich nicht stören. Es soll ihm ein Pater gerufen werden!

— Fürstliche Gnaden — sagte ein Officier — in ganz Pontarlier ist kein katholischer Geistlicher mehr zu finden. Was nicht erschlagen ist, hat sich geflüchtet oder versteckt.

Diese Rede war ein unangenehmer Eindruck für Bernhard, absonderlich für Hans. Die abscheulichste Seite des Religionskrieges kam da noch einmal an's Tageslicht.

— Dann kann ich nicht helfen; — sagte Bernhard tonlos — aber Mitzlau wenigstens gebt einen Feldpastor!

— Zum Teufel mit Eurem Pastor — brüllte dieser — ich bin mein Lebtag nicht zum Ketzerthum übergetreten!

— Ihr seht, Herzog — sagte Rosen — wie sehr er sein Schicksal verdient, dieser heuchlerische Verräther!

Und fort ging's mit Beiden. Der Vorsaal war voll Truppen, die Rosen bei seinem ersten Weggehen herauf beschieden hatte, und denen jetzt die armen Sünder überantwortet wurden.

Man band ihnen die Arme auf den Rücken, und auf Rosens Befehl wurden sie zur Kirche geführt, welche dem Mandelbaume gegenüber am Platze stand.

Unten im Hausflure stand Nunnez in einem Winkel. Er war gerade in diesen Winkel gekrochen, weil er sah, daß Norbert auf dieser Seite die Stiege herab kam. So mußte der Verurtheilte — für Nunnez ein heiliger Märtyrer — dicht an ihm vorüber. Norbert sah ihn, und sein Blick sprach zu ihm: Räche mich! Eine dunkle Flamme in Nunnez' Auge antwortete: Das ist geschworen. — Als sie zum Haus hinaus waren, kroch Nunnez die Treppen hinauf in das Zimmer, welches er heute Morgen Norbert angewiesen. Hier konnte er vom Fenster auf die Kirchenmauer sehen, welche entweiht werden sollte. Er warf sich auf die Kniee, und betete.

Norbert war todtenbleich, ging aber ohne Wanken über den Platz hinweg, und lehnte sich ruhig an die Kirchenmauer. Er sprach kein Wort. Mitzlau's Antlitz war karminroth, und nahm sich übel aus neben dem fuchsrothen Barte. Er schrie, schimpfte und fluchte ohne Unterlaß, und wollte sich nicht hinstellen. Der Korporal, welcher die sechs Musketiere befehligte, suchte ihm begreiflich zu machen, daß er dadurch nur selbst den Tod sich erschwerte. Denn wenn er nicht ruhig stünde, würde er schlecht getroffen, und hätte dann viel zu leiden. Ein tapfrer Officier wie er wüßte ja doch was sich schickte.

Das half. Noch ein Fluchwort gegen Norbert, welcher ihn in's Verderben gerissen, und er stand ruhig.

Ganz nahe, nur fünf Schritte entfernt, hatten sich die sechs Musketiere schon aufgestellt, und hatten die Musketen schon an den Backen genommen. Schnell kommandirte der Korporal „Feuer!" und Jeder hatte drei Kugeln in der Brust.

Nunnez oben am Fenster sah, daß sie vornüber auf's Antlitz fielen, und er stieß einen fanatischen Schrei aus.

Niemand hörte ihn da oben.

Es wäre den Weimaranern unten heilsam gewesen wenn sie ihn gehört hätten.

VIII.

Der Brief Margueritens an Bernhard, welchen Norbert gebracht, war kurz gewesen, und hatte gelautet:

Mein liebster Freund! Ich habe nur Zeit für zwei Worte. Diese wollen sagen: wie lange, wie lange haben wir unsern besten, unsern einzigen Freund nicht gesehen! Just ein Jahr lang nicht! Ein so langes Jahr! Die Mutter verschmerzt den Tod meines guten Vaters nicht, gar nicht. Ich auch nicht. Ach, er war so lieb! Aber ich meine doch, er sei mir nicht ganz verloren. Er steht so lebendig vor mir, oder vielmehr er sitzt zwischen mir und Euch, und spricht so freundlich, und nimmt Eure Hand und nimmt die meinige. Ach, lieber Bernhard, Ihr solltet doch nicht so weit von uns sein und bleiben! Täglich reite ich auf Eurem höchst vortrefflichen Schimmel gegen Westen hin, wo Ihr hinter dem Juragebirge fechten sollt, und strenge die Augen an, ob Ihr denn nicht einmal des Weges daher kommen werdet. O thut's bald; wir sind so einsam.

Eure Marguérite.

Bernhard hatte die Antwort gesendet:

Morgen reite ich durch den Jura, und es kommt zu seiner liebsten Freundin

Euer Bernhard.

So ritt er denn am nächsten Morgen aufwärts am Doubs, neben sich Hans, hinter sich ein Paar Reitknechte.

Der Morgen war frisch, die Luft hell. Sein Gemüth war zwischen zwei Empfindungen schwankend. Die eine schwellte ihm hoffnungsvoll die Brust, und zum ersten Male gab er ihr laute Worte, wenn auch kurze Worte. Er liebte Hans, und wußte, daß dieser die Liebe zu einem Weibe ehrlich verstehe. Auch in halben Worten verstehe. Er brauchte ihn dabei nicht anzusehen; er sprach über den Kopf seines Pferdes hinaus in die frische Luft. Du verstehst mich? warf er nur einmal dazwischen.

— Vollkommen, Herzog, und ich freue mich herzlich, die junge Dame kennen zu lernen. Sie soll so schön als tüchtig sein —

— Beides, Hans! Und ihr Besitz wird mich sehr beglücken. — Aber es thut auch Noth. Die gestrigen Erfahrungen lasten doch schwer auf mir. Den Mord fortwährend an der Ferse zu wissen ist auch für einen Kriegsmann niederschlagend. Die ganze Menschheit wird Einem verdächtig — — wer jagt da hinter uns?

Es waren zwei Reiter. Graf Guébriant war der eine, Erlach war der zweite. Beide kamen von Paris mit Botschaften und Erklärungen der französischen Regierung.

Guébriant bat um eine Unterredung unter vier Augen. Wär's ein andrer Franzos gewesen, so hätte Bernhard gesagt: Reitet neben mir, und sprecht. Guébriant achtete er als Soldaten, ihn und den jungen Vikomte von Turenne.

Er stieg also ab, und ging mit ihm in ein Häuschen am Flusse. Das zerstörte Fort Joux schaute von oben herab auf den schäumenden Doubs und das steinerne Häuschen.

Erlach und Hans warteten außen. Hans fragte, wie der Kardinal die Anzeige des Herzogs aufgenommen habe. Sehr ungünstig! antwortete Erlach, und führte alsdann des Breiteren aus, wie natürlich dies wäre, und wie Richelieu sich für geprellt erachten müßte. Um ein Stück Bergland könnte Frankreich nicht Jahre lang kostspielige Anstrengungen gemacht haben. Chevalier de Lisle, der Bote des Kardinals — schloß er — wartet drin in Pontarlier auf die Antwort, welche der Herzog dem Grafen Guébriant giebt, wie auf ein Ultimatum. Es steht zu fürchten, daß Frankreich den Spieß umkehrt, wenn sie ungenügend ausfällt. Verwendet Euren Einfluß, Herr von Starschädel, daß der Herzog nachgiebiger auftritt. Wenn Frankreich den Elsaß als unser Widersacher mit Truppen überzieht, so stehen wir zwischen zwei Feuern.

— Das zweite Feuer seh' ich nicht — erwiderte Hans; — denn es steht kein kaiserliches Heer im Felde, und mit den Franzosen wollen wir binnen einer Woche fertig werden. Macht Ihr Euch nur lieber frei von Eurer unseligen Ergebenheit für die Franzosen!

Erlach sah ihn betroffen, aber sehr unfreundlich an. Sein herber Blick schien zu fragen: Weißt Du Näheres von mir?

Erlach war nämlich bei seinem diesmaligen Aufenthalte in Paris der Verführung Desnoyers' völlig erlegen. Er hatte eine große Summe Geldes genommen, er hatte eine hohe Leibrente angenommen, er hatte sich vollständig bestechen lassen. Wozu? Den Franzosen bei erster Gelegenheit Breisach auszuliefern und die festen Plätze im

Elsaß, in Vorderösterreich, selbst die würtembergische Feste Hohentwiel.

Düsteren Blicks kamen jetzt Bernhard und Guébriant aus dem Häuschen, bestiegen ihre Pferde und trennten sich unter kühlem Gruße. Guébriant ritt nach Pontarlier zurück. —

Erlach ritt mit dem Herzoge weiter.

Bernhard forderte ihn auf, im Reiten Bericht zu erstatten.

Erlach that das in der Weise, wie er kurz vorher mit Hans gesprochen. Nur vorsichtiger und ausführlicher. Die persönliche Verstimmung des Königs und Richelieu's gegen Herzog Bernhard betonte er nachdrücklich.

— Mag sein! — schloß Bernhard — ich habe meine Schuldigkeit gethan, indem ich dies Land von den Spaniern erobert, und es der französischen Regierung überantworte. Ihr mögt zurückkehren nach Pontarlier, Oberst Erlach, und die Einrichtungen darnach treffen in diesem Lande, daß die Franzosen Besitz ergreifen können, sobald meine Truppen abziehen. Jenseits des Doubs, wo die deutsche Sprache anfängt, soll den Franzosen kein Dorf zufallen. — Dort macht die Runde durch alle festen Plätze. Sie sollen in straffer Armirung, und vor jedem Ueberfalle der Franzosen sicher gestellt sein. In acht Tagen denke ich bei Basel aus der Schweiz heraus zu kommen, und meinerseits eine große Rundreise zu unternehmen durch mein jetziges Reich, um die Landesverwaltung in meinem Sinne zu ordnen. In Breisach treffen wir zusammen. Dort erwart' ich Eure

Meldung, daß alle festen Plätze unter zuverlässiges Kommando gegeben sind.

Nach dieser Rede ritt auch Erlach gen Pontarlier zurück.

Er war entschlossen — denn er war bezahlt dafür — das Gegentheil von Dem zu thun, was ihm der deutsche Herzog aufgetragen.

Hans deutete darauf hin gegen Bernhard. Mißmuthig erwiderte dieser: Erschüttere nicht auch Du noch mein Vertrauen. Erleb ich nicht Verrath genug? Hab' ich nicht erst diesen Mitzlau strenger gestraft, als es rechtlich nothwendig sein mochte?! Wohin gerathen wir? Freilich hat dieser Schweizer ein übertrieben günstig Vorurtheil für die Franzosen. Aber nur aus Gründen, die ihm wohl zustehen, weil er unsere gestiegene Macht im deutschen Reiche nicht kennt. Uebrigens hat er sich doch stets als ein zuverlässiger, meinen Befehlen streng gehorchender Mann erwiesen. Ich thäte ihm Unrecht, wenn ich ihm was Falsches zutraute.

Unmuthig spornte er sein Pferd, und sie flogen nach der Tiefe hinab, in welcher sich der Neufchateler See ausbreitet.

Die Witterung erwies sich hier wirklich milder, und das Frühjahr schien sich als ein weiches, wahrscheinlich regnerisches anzukündigen.

Am folgenden Tage war auch die Stimmung Bernhards gründlich verändert. Alle die Kriegs- und Regierungssorgen und das Unbehagen, stets vom Morde bedroht zu sein, war verflogen. Höhere Gespräche, welche Hans anschlug, und auf welche Bernhard gegen seine Gewohnheit bereitwillig einging, erhoben sie über die Sorgen des Tages. Hans hatte

die Fähigkeit, in einfachen, natürlichen Ausdrücken intimere Betrachtungen anzustellen, und was Bernhard sonst lächelnd als „Philosophie" abzuweisen pflegte, das fand er jetzt ansprechend. Das Schicksal schien ihm eine Sammlung gewähren zu wollen. Sie sprachen von der Bestimmung des Menschen, und Hans führte aus, daß diese doch sehr mannigfaltig sein und auf sehr mannigfaltige Art Glück gewähren könne, wenigstens Befriedigung. Nach irgend einer Seite müßte auch der Glücklichste entsagen. Darum hielte der verständig fromme Mensch dies Leben nur für einen Uebergang, für eine Vorbereitung. Wem nun gar ein liebendes und geliebtes Weib beschieden und ein Kindersegen geschenkt sei, der könne sich eine lieblich umfriedete Welt bilden. Ich habe zwei solche Beispiele vor mir — fuhr er fort — das Familienglück eines Freundes aus dem Waldsteinschen Kreise, Leo Steinwald ist er geheißen, und mein eigenes. Freund Leo, welchen ich auf meiner letzten Reise besucht, lebt im mecklenburgischen Lande wie auf einer glücklichen Oase mit Frau und Kind. Er schafft Gutes und nützt, wo er nützen kann. Das empfinden und achten selbst die Kriegführer in seiner Nähe, und verschonen den Umkreis seiner Wirksamkeit. Und ich selbst habe mich in den letzten trüben Jahren, da Ihr in Frankreich verschwunden waret, mit dem Gedanken vertraut gemacht: unsere Sache des Glaubens und Vaterlandes in Leid und Trübsal verfallen zu sehen. Die Sache des Glaubens ist es ja für mich schon lange; denn Eure lutheranischen Grenzen sind nicht die meinigen. Dennoch — o, es hat freilich schmerzliche Kämpfe

gekostet! — hab' ich mit meiner Marie einen Standpunkt gefunden, welcher uns leidlich beruhigt. Wir erziehen unsern Sohn für unsere Ideen, wir vertreten unsre Grundsätze überall im Alltagsleben fest und ruhig, wir wirken still für die Zukunft. Sind unsre Gedanken wahr, so befruchten sie auch, und die Familie ist der kleine Staat, welchen keine Gewaltthat verwüsten und vernichten kann.

— Ja, Hans — sprach Bernhard — Du bist ein guter Sproß unsrer sächsischen Heimath, und Du erweckst mir sehnsüchtige Gedanken an diese Heimath. Seit wie lange hab' ich diese Sehnsucht nicht gekannt! Erfurt wäre ein guter Mittelpunkt, wenn Gott mir ferner Leben und Sieg schenken will. Da wären wir nahe bei einander, und sähen uns oft, und unsre Frauen schlössen Freundschaft.

Hans sah erschrocken auf Bernhards Auge, welches mit ungewöhnlichem Blicke in's Weite schaute. Warum war er denn erschrocken? Die Rede Bernhards, und sein Blick wie sein Wesen erweckten in Hans einen erschreckenden Gedanken. Bernhard kam ihm ganz verwandelt vor, und der erschreckende Gedanke sprang ihm aus einem alten Volksspruche vor die Seele, aus dem Volksspruche: Der muß nahe an seinem Tode sein, denn so war er nie!

Hans schob es auf die immer wiederkehrenden Vergiftungs-Attentate, und wurde auch rasch davon abgelenkt. Denn Bernhard zeigte hastig mit dem Arme hinauf — sie waren am Fuße eines Hügels — und rief: Sieh doch, sieh doch! Meine Ahnung! Das kann Niemand sein als — das ist der Zelter, das ist sie!

Und wie ein Pfeil flog sein Pferd hinauf.

Hans blieb zurück; er wollte das Wiedersehen nicht stören. Zwei Frauen und ein Mann kamen von der Höhe des Hügels herab.

Es war Marguérite, Marthe und Mathieu.

Wie schwang sie ihr Taschentuch als begrüßende Flagge, da sie Bernhard heranstürmen sah, mit welchem Freudenrufe reichte sie ihm beide Hände entgegen, als er dicht bei ihr sein schnaubendes Roß jählings zum Stehen brachte. Denn sie konnte die Zügel fallen lassen, ihr Zelter war fromm wie ein Lamm bei allem Feuer.

Sie ritten allein neben einander den Hügel hinab. Marthe und Mathieu warteten auf Hans und die Reitknechte. Marthe schien der Meinung zu sein, daß Mathieu nicht zu hören brauchte, was die jungen Herrschaften einander zu sagen hätten; sie schnitt ihm wenigstens eine mißbilligende Grimasse, als er sein Pferd ihnen nachwenden wollte.

Die jungen Herrschaften Marthes aber kamen gar nicht dazu, sich etwas zu sagen. Sie fragten und fragten, und fragten in Ausrufungen, welche keiner Antwort bedurften. Endlich kam's doch zur Klarheit zwischen ihnen, daß Königsfelden noch einige Meilen entfernt, und daß Marguérite schon einige Stunden unterwegs wäre.

— Gestern Abend kam Euer Bote an — sagte sie in hastiger Rede — und wir erfuhren, daß Ihr kommen wolltet. War das eine Freude! Ich rief gleich aus: mit dem Frühesten reite ich ihm entgegen! Und als die Mutter sprach: So in's Ungewisse hinaus und ungeleitet, das geht ja nicht,

und schickt sich nicht! — da fragte ich meine alte Marthe, ob sie mitreiten wollte, und die gute Marthe lachte — ich weiß nicht recht, warum sie lachte! — und sagte Ja. Außerdem versprach ich der Mutter, nur bis zur Mittagsstunde zu reiten, und wenn ich Euch bis dahin nicht begegnet wäre, dann wieder umzukehren. Ihr seid aber gekommen just um die Mittagsstunde. 's hat himmlisch gepaßt, Alles!

— Aber da werdet Ihr ja ganz erschöpft sein, obwohl Ihr gar nicht so aussieht — rief Bernhard — habt Ihr denn Lebensmittel bei Euch? Oder seid Ihr eingekehrt?

— O nein! Wir sind immerfort scharf geritten, bis Marthe anfing zu stöhnen. Ich bin auch gar nicht erschöpft, ein wenig durstig vielleicht.

— Dort unten stehen Häuser am Wege! Da steigen wir ab, und verlangen Milch, und ruhen eine Weile!

— Ja wohl: Das wird auch der Marthe erwünscht sein. Wie mich das freut, so selbständig in die Welt hinein zu sprengen! Einen Augenblick vorhin, eh' wir auf den Hügel hinauf kamen, wurde mir bange. Jetzt, da Ihr neben mir seid, fühl' ich mich so sicher, als ob mein lieber Vater neben mir wäre.

— Fast hätte ich nicht kommen können!

— Warum nicht?

— Der Tod streckte die Hand nach mir aus.

— Um Gotteswillen!

Und nun erzählte er ihr das Attentat, welches ihr Briefbote Norbert gegen ihn gerichtet.

Sie erschrak so, daß sie blaß wurde. — Und daß sie selbst den bösen Mann geschickt hatte —!

Sie zitterte, als Bernhard vor dem ersten Hause still hielt, abstieg, und ihr vom Pferde half. Sie zitterte so, daß er sie herunter heben mußte. Es durchschauerte auch ihn, als er fühlte, in welcher Aufregung der weiche, voll gewordene Mädchenkörper bebte unter seinen Händen.

Ein Bursch aus dem Hausflure kam herbei, und hielt die Pferde. Eine rüstige Bauersfrau öffnete eine leere Stube für das vornehme Paar, und versprach Milch.

Bernhard führte Marguérite in die Stube und zu einem Sessel von grobem Holze, ihr Muth zusprechend. Als Tochter eines tapfern Vaters müsse sie ja wissen, daß ein Kriegsmann stündlich in Gefahr schwebe, und doch gewöhnlich heil aus der Gefahr heraus schreite.

— Ja, so dacht' ich wohl in meiner Jugend, bis mein armer Vater an jenem Abende plötzlich schwieg, starren Auges, athemlos! Oh, da hab' ich mit Entsetzen erfahren, was Tod heißt! Und wenn ich mir vorstelle, daß auch Ihr —

Bernhard stand dicht vor ihr, und legte leise beide Hände auf ihre Schultern, und sagte mit verhaltener Stimme: Liebe Marguérite, bin ich Euch wirklich so werth, daß Ihr —?

— O wahrhaftig! — unterbrach sie ihn, und sah so treuherzig zu ihm auf mit thränenfeuchtem Auge, daß ihm das Herz in Wonne bebte — wahrhaftig! Die Mutter und Ihr — mein Gott, daran hab' ich noch gar nicht gedacht, daß ich die Mutter verlieren könnte, aber —

Die Thür ging auf, Bernhard trat sogleich einen Schritt zurück. Die Bauersfrau brachte die Milch, und fragte, ob sie Feuer machen sollte in dem kalten Zimmer?

— O nein! — antwortete Marguérite.

Die Bauersfrau ging.

— Wollt Ihr nicht trinken? — fragte Bernhard, und reichte ihr den ganz saubern Topf.

— Ich habe keinen Durst mehr.

— Aber Ihr braucht eine Labung. Fort mit den Todesgedanken. Wir leben ja beide frisch und kräftig. Wir haben, will's Gott, ein langes Leben vor uns. Lächelt, liebe Marguérite, lächelt getrost. So! Und nun trinkt herzhaft, trinkt mir zu auf unser Wohlergehen!

— Auf Euer Wohlergehen!

— Nein, auf unseres! — Wollt Ihr das nicht?

— Wie gern!

Sie trank, und ihre Augen sprachen zu ihm eine reizende Sprache.

Als sie ihm das Gefäß reichte, führte er es da an die Lippen, wo die ihrigen geruht. Sie erröthete unter seinem Blick.

Er stellte das Gefäß auf einen Tisch, und holte sich einen Sessel, welchen er dicht neben sie setzte.

Er empfand es im Geiste und im Herzen, daß die Jahre lange Liebeshoffnung langsam aber glücklich gereift sei in Marguérite, welche wie eine eben aufgeblühte Rose still da saß, still zur Erde schauend. Nur daß draußen das Gefolge ankommen, und den schönsten Augenblick unterbrechen konnte,

war eine Störung. Schnell also meinte er sich überzeugen zu müssen, ob die selige Empfindung in ihm vollen Widerhall finde im Geiste und Herzen Marguéritens.

— Marguérite! — sagte er halblaut, indem er sich niederließ — ich möchte gern wissen, wie es in Eurem Herzen aussieht!

— In meinem —? und dabei ließ sie die Handschuhe, welche sie ausgezogen, aus den Händen fallen. Einer blieb im Schooß des blauen Reitkleides, der andere glitt auf den Fußboden. Sie bückte sich, ihn aufzuheben, und klagte, daß ihr Blut und Wärme so sehr nach dem Kopfe steige —

— Das macht Euer Hütchen, welches so fest sitzt, und welches Ihr so scharf unter dem Kinn gebunden habt. Erlaubt!

Und nun lös'te er mit nicht recht sicherer Hand — der sonst! so tapfere Kriegsheld — die Bandschleife unter ihrem Kinn, und berührte ungeschickt mehrfach ihre untere warme Wange — und dann hob er das Hütchen von ihrem vollen dunklen Haare, und ermannte sich sogar, das ein wenig wirr gewordene Haar glatt zu streichen, indem er noch leiser sagte: Ihr habt Eure Antwort unterbrochen, ob in Eurem Herzen —

— Das weiß ich ja nicht — unterbrach sie ihn.

— Seht nur tapfer hinein!

— Wie kann man das?

— Man stellt sich Fragen.

— Welche?

— Zuerst, ob man ganz befriedigt ist, oder ob man was vermißt. Seid Ihr immer ganz befriedigt?

Sie schwieg.

— Oder hofft Ihr noch etwas, was noch nicht da ist?

— Letzteres wohl!

— Und wenn Ihr der Hoffnung einen Namen geben solltet, wie würde der Name lauten?

Da erhob sie die großen dunklen Augen und sah ihn an. So vertrauensvoll und doch nicht ganz ohne Schalkhaftigkeit, so warm, so lieb, und der kleine Mund mit seinen schwellenden Lippen öffnete sich, der Name schwebte darauf, es fehlte nur noch der Muth des Athems, welcher ihm Ton geben sollte, und Bernhard selbst unterdrückte diesen Ton! Als wollte er die leiseste Betonung gewiß vernehmen, hatte er sich näher und näher zu ihrem Munde gebeugt, und der erste Kuß entstand wie eine Uebereilung — der Laut „Bernard" kam erst nachträglich und für den Sprachforscher zweideutig zu Gehör, als ein Klopfen an der Thür den Kuß unterbrach —

Marthe hatte draußen sich erinnert, daß sie die jungen Herrschaften doch wohl auch beaufsichtigen sollte, und hatte gemeint, daß sie nun lange genug allein geblieben wären, um sich das Nothwendige zu sagen — thörichte alte Amme! Es ist den Menschen so wenig Zeit vergönnt zum Glücke, und man spricht deshalb nur von glücklichen Augenblicken. Gute Freunde sollten sie nicht noch abkürzen. Am Wenigsten einem Manne wie Bernhard, dessen Leben so heftig bedroht war mit Abkürzung.

Und dennoch wurden es drei glückliche Tage in Königsfelden. Die schönsten seines Lebens. Das natürliche Wesen, die frische Jugendliebe Margueritens entfaltete sich ihm während dieser drei Tage zu nie empfundenem Entzücken.

Und Bernhard wußte den Werth der Zeit zu schätzen: er trat vor die Frau Herzogin hin, und bat sie, die Hand Margueritens ihm sogleich zu gewähren. Was Pomp und Hochzeitsprangen! — rief er — die ich allerdings selbst vorbereitet, wir stehen im Kriege, und jede Verzögerung kann unwiederbringlicher Verlust sein. Laßt den nächsten Prediger kommen, und bewilligt unsere Trauung!

Das war leider gegen den Charakter der etwas förmlichen Frau. Sie fand solch eine Heirath aus dem Stegreif nicht schicklich. Des Pompes bedürfe es nicht, meinte sie, aber überraschen dürfe die Heirath einer Rohan die Welt nicht. Zudem sei das Trauerjahr für den verstorbenen Vater kaum abgelaufen, und mindestens fünf Vierteljahre schreibe die Sitte ihres Hauses vor zwischen Grab und Brautbett. Sobald der Sommer über Wald und Feld eingekehrt sei, werde sie ihm die Tochter nach Breisach bringen. —

— Ich werde sie holen lassen wie eine Königin! sagte Bernhard seufzend, denn er wußte nur zu gut, daß diese strenge Frau nicht abzubringen wäre von ihren Grundsätzen.

Die Frau Herzogin beraubte zwei glückliche Menschen, wie Marthe sie beraubt hatte.

In Pontarlier entwickelte sich denn auch die letzte, wahrscheinlich entscheidende Gefahr für Bernhard.

Nunnez hatte rathlos dem fortreitenden Herzog Bernhard nachgesehen. Nach der Schweiz hatte es geheißen, und nach Pontarlier kehrt er nimmer wieder! Was blieb dem ingrimmigen Greise für eine Hoffnung übrig, dem König Jehu an's Leben zu greifen?

Leibdiener Hoffmann mit seiner unerschöpflichen Weisheit blieb ihm übrig.

Er trat zu Nunnez unter das Hausthor, und kündigte ihm an, daß auch er abreise, und zwar nach Neuenburg, wo er seinen Herrn erwarten solle. Und nun verlangte der Leibdiener mit der unglücklichen Hand etwas, was Nunnez nicht besser hätte erfinden oder wünschen können, er verlangte einen Vorrath spanischen Weins für den Herzog. Kein Schatten von Mißtrauen war in ihm gegen Nunnez. Ganz im Gegentheile! Reue bewegte ihn, daß er gestern nicht den Wein des ehrlichen Nunnez angenommen hatte für den Kaiserbecher; dann wäre dem Giftmischer wahrscheinlich die Gelegenheit entgangen, unbemerkt an den Schenktisch zu treten. Er meinte also sogar, Nunnez eine Art Entschädigung schuldig zu sein, und forderte ihn jetzt auf, die Lieferung spanischen Weines für den Herzog auch nach Deutschland, auch für den Burgkeller in Breisach zu übernehmen.

Nunnez' trübgewordenes Auge blitzte auf. Sein Geist fand: da öffnet sich ein Weg!

Als praktischer Händler machte er Schwierigkeiten; er mußte sich selst Zeit lassen, den richtigen Fußpfad auf diesem

Wege auszufinden. Der Transport dieses feinsten spanischen Weines — sagte er zögernd — hat große Schwierigkeiten. Wenn er gefahren wird, so macht ihn das Schütteln trübe. Wenn ich was liefre, so will ich's gut liefern, um meinen guten Ruf zu erhalten.

— Nun dann — erwiderte Hoffmann — dann schickt die Fässer nicht auf Wagen!

— Fässer dürfen's überhaupt nicht sein. Den feinen Alicante muß man zeitig abziehen auf Krüge und Flaschen, den feinsten auf ganz kleine Steinflaschen, so daß nicht mehr als ein Kelch voll beisammen ist.

— So schickt ihn abgezogen in Krügen, Flaschen und kleinen Flaschen wie hier zu Lande das Meiste transportirt wird — auf Maulthieren.

— Das wär' nöthig. Aber 's hat auch seinen Haken. Man müßte dabei sein, und dafür bin ich zu alt. Die Racker von Maulthiertreibern, die aus Spanien bis hierher kommen, und die den Transport verstehen, die müssen beaufsichtigt werden. Sie saufen unterwegs aus den Krügen und Flaschen, und gießen Wasser zu, um die Krüge und Flaschen wieder voll zu machen. Man muß dabei sein, wenn man für gutes Getränk einstehen soll, und ich alter Krüppel wag' mich nicht mehr auf so weite Reise.

— Weite Reise! Ein Paar Meilen über den Doubs hinunter, was ist denn das? Der Herr Herzog hat mir gesagt, daß er eine Rundreise durch sein jetziges Reich machen, und diese Rundreise am Doubs, also etwa bei St. Hippolyte abschließen will. Dort wird er seine hiesige Kriegsmacht

erwarten und nach Breisach führen zum Feldzuge in's innere Reich. In Hippolyte also trefft Ihr uns. Was ist das für 'ne Reise! Ihr kommt gar nicht aus Euren Bergen heraus.

— Wann denn?

— Das laß' ich Euch sagen. Es gehen ja täglich Boten vom Heere zum Herzoge, und vom Herzoge zu Euch. Und sobald wir uns dem Doubs zuwenden, schick' ich Euch einen Zettel und Ihr brecht auf.

— Das kann also noch lange dauern?

— An sechs bis acht Wochen.

— Wer da noch lebt!

— Paperlapap! Ihr seid zäher als ein Junger!

— Seit Kurzem nicht mehr. Na also meinethalben! Aber nun verlaß' ich mich drauf, denn ich mache Auslagen, um das beste Gewächs zu bringen, und so wie's hier im Lande zugeht, ist nichts auf den Straßen sicher vor Raubsoldaten. Ich kann das Risiko nicht auf's Ungewisse übernehmen.

— Ungewiß! Alter Narr! Bin des regierenden Herrn Leibdiener. Was ich bestelle, ist sichrer bestellt, als wenn's der Kaiser thäte. Mein Zettel kommt so bestimmt wie die wärmere Jahreszeit kommt, und dann haltet Wort!

— Ja, Herr.

So schieden sie. Und nun begann eine qualvolle Zeit für Nunnez. Qualvoll, weil er zweierlei fürchtete. Erstens, daß wirklich sein Leben nicht so lange vorhielte, wenigstens

seine Lebenskraft, welche zur Reise und zur letzten Ausführung nöthig wäre. Er war sehr alt, und die Erschießung Norberts hatte ihn arg erschüttert. Ein beständiges und bedenkliches Zittern verließ ihn seit gestern nicht mehr, und der Athem war ihm seit gestern kurz geworden. Zweitens, daß dieser Leibdiener vergessen könnte, den Zettel zu schicken. Wie gebrechlich er sich fühlte, die Begierde in ihm war doch grenzenlos, die Rachethat an dem ketzerischen Herzoge zu vollenden.

Zweimal täglich keuchte er von nun an in die Kirche hinüber, und betete inbrünstig zu seinem Heiligen um Kraft und Gelegenheit zur frommen That. Denn daß es eine solche wäre, das stand zweifellos in seiner Seele. Und jedesmal wenn er aus der Kirche kam, trat er an die Mauer hin, an welcher Norbert erschossen worden. Er küßte sie, und sprach murmelnd einen gräßlichen Fluch aus über den teuflischen Herzog, welcher die Hinrichtung befohlen.

So vergingen vier Wochen. Die warmen Lüfte kamen vom Mittelmeer, und versetzten den greisen Körper in erhöhte Aufregung. Die Furcht, daß er erliegen könnte, steigerte sich in ihm, und erschöpfte ihn — er blieb eines Abends liegen an der Kirchenmauer, er mußte nach Hause getragen, er mußte in's Bett gelegt werden.

Vier Wochen lag er schon. Wenn nun auch der Zettel kam, er konnte nicht aufstehen. Er versuchte es mehrmals, aber er erhielt sich nicht auf den Füßen, die Kraftlosigkeit warf ihn stets wieder auf's Lager zurück.

Der alte Mann weinte wie ein Kind. Der Plan, welchen er gefaßt, war so leicht und einfach! In eine der kleinen Flaschen, welche kaum so viel enthielten als jener Becher faßte, wollte er das Gift gießen, wollte diese Flasche versiegeln und sie zuerst und allein dem Hoffmann einhändigen kurz vor der Mahlzeit. Das war so schlicht und so sicher! Jedermann konnte es ausführen, und Nunnez in seiner Schwäche kam denn auch endlich auf die Idee, die Ausführung einem Andern zu übertragen. Aber er wußte keinen Zuverlässigen. Sein altes Gesinde war verjagt durch die feindlichen Krieger, und ein Pater, der Jemand hätte beschaffen können, war in Pontarlier nicht vorhanden; es wagte sich keiner zurück, so lange die Weimaraner herrschten; es gab seit Monaten keinen Gottesdienst. Und einem nicht ganz Zuverlässigen wollte er's um keinen Preis anvertrauen. Dann konnte ja das letzte, so glücklich vorbereitete Mittel verloren gehen!

So kam der Monat Mai, und die Gefahr für Bernhard schien vorüber zu gehen. Nunnez erholte sich nicht mehr, und der Zettel Hoffmanns blieb aus. Woche auf Woche verging — im Mandelbaume verfiel die Wirthschaft, und man sagte sich laut: der alte Nunnez liegt im Sterben.

Da füllte sich Pontarlier mehr und mehr mit Weimar'schen Truppen. Sie sammeln sich zum Abzuge, hieß es, der Herzog nähert sich, und will Musterung halten jenseits des Doubs.

Diese Nachricht drang auch zu Nunnez. Gleichzeitig war in der Nacht ein heftiger Umschlag des Wetters eingetreten.

Das ganze Frühjahr war regnerisch gewesen, und die Wege waren nirgends trocken geworden, ein Grund wohl für Bernhard, seine Rundreise zu verlängern und den Zug in's innere Reich hinauszuschieben. In der Nacht aber hatte ein heftiger Nordwind die dicke, feuchte Luft weggefegt, es war kühl geworden, und dieser Umschlag war auch den gesunkenen Nerven des alten Nunnez erkräftigend geworden. Als er die Nachrichten von der Annäherung des Herzogs vernahm, gab er von seinem Geiste aus dem matten Körper einen neuen, heftigen Anstoß, er taumelte aus dem Bette, er hielt sich an den Sessel, er versuchte zu stehen — er stand, und nach einigen Stunden konnte er mit einem Stocke langsam gehen.

Er humpelte zur Kirche hinüber. Das Gebet stärkte ihn wunderbar. Heimkehrend ließ er den damals schon vorbereiteten Wein verpacken, ließ er die Maulthiere rüsten.

Er war entschlossen, auch ohne den Zettel Hoffmanns aufzubrechen, wenn der Körper es irgend zuließe. Auf dem Maulthiere, meinte er, werde ja wenig Kraft in Anspruch genommen, und wenn er nur ankäme, und die kleine Steinflasche übergeben könnte, dann möchte der Tod ihn niederwerfen, das Werk sei ja vollbracht —!

Der Nordwind hielt an. Am nächsten Morgen war Nunnez um einen großen Grad frischer, und gegen Mittag — wurde durch einen Reiter Hoffmann's Zettel im Mandelbaume abgegeben.

Um die Mittagsstunde ließ sich Nunnez auf's Maulthier heben, und ritt langsam mit dem Transporte von sechs

andern Maulthieren aus Pontarlier, abwärts gen St. Hippolyte.

IX.

Der Nordwind hielt an. Seine Frische hielt den alten Nunnez aufrecht im Sattel seines Maulthiers, obwohl der Marsch sehr beschwerlich war. Weimar'sche Truppen nämlich, welche die burgundische Freigrafschaft verließen, nahmen die Heerstraße ein, und Nunnez mit seinen sechs Maulthieren wurde oft unsanft zur Seite gedrängt in Getreidefelder oder unwegsame Lehden.

Es war gegen Abend, als er vor St. Hippolyte ankam. Aber er ward nicht eingelassen. Ein Weimar'scher Officier hielt zu Pferde vor dem Thore, und wies Jedermann zurück. Die Truppen mußten links und rechts die Stadt umgehen. Warum? Die Pest sei in St. Hippolyte ausgebrochen.

— Und der Herzog von Weimar?! — stöhnte Nunnez.

— Ist längst fort nach Pfirt!

So war es auch. Bernhard hatte von hier aus ein glänzendes Geleit unter Hansens Führung nach der Schweiz abgesendet, um seine Braut Marguérite von Rohan nach Breisach einholen zu lassen, und hatte die Stadt verlassen, weil wirklich Todesfälle vorgekommen waren, denen man Zeichen der Pest absehen wollte.

Nunnez mußte also weiter. Es war ein harter Marsch

für ihn des anderen Tages durch das Pruntrutsche — eine Schweizerecke, welche hier herüber greift — in's deutsche Land hinein. Der Wind kam in's Schwanken, die Luft wurde wärmer, er selbst wurde schwächer und schwächer. Sein mattes Auge sah trübselig auf das Land hin, welches in Sommerlust üppig grünte und blühte. Denn die reichlichen Frühlingsregen hatten die Fruchtbarkeit erweckt auch auf den dürrsten Hügeln. Und er hatte den Tod im Herzen und in seiner Satteltasche.

Als er spät Abends die Thürme von Pfirt sah, da ächzte er: Endlich! Wenn er auch hier nicht mehr wäre, dann erreicht' ich ihn nimmer; denn weiter kann ich nicht mehr.

Er war nicht mehr da. Das Schicksal stellte sich an, als wollte es ihn erretten. Man erzählte in Pfirt, daß er ernst und schwermüthig gewesen. Wohl wegen grausamer Aufführung seiner Truppen in Mont Benoit. Auch die Hingebung der Pfirter Einwohnerschaft hatte nur seine Melancholie vermehrt. Die Leute hier waren gut deutsch und protestantisch, und hatten sich zu ihm gedrängt, seinen Stiefel zu küssen, hatten sich auf die Erde geworfen, hatten ihn gefeiert wie einen Gott. Das hatte er abgewehrt so viel er gekonnt, und zu seinem Hofprediger sollte er gesagt haben: „Ich befürchte, das Schicksal des Schwedenkönigs theilen zu müssen! Denn sobald das Volk mehr auf diesen als auf Gott sah, mußte er sterben.“

Eiligst hatte er Pfirt verlassen, und war nach Hüningen aufgebrochen.

— Nun ist's aus! — murmelte Nunnez, und fiel auf's Lager in der Herberge.

Am andern Morgen meinte er, nicht mehr aufstehen zu können.

Der Gastwirth nöthigte ihn dazu. Der Zudrang von Truppen war immer größer geworden, er konnte die Officiere nicht mehr unterbringen, und machte mit dem alten Spanier keine Umstände. Er sah's ihm an, und hörte es aus seinem gebrochenen Deutsch, daß er oben aus den Pfaffenschluchten stammte, und schon deshalb verdiente, an die Luft gesetzt zu werden.

Nunnez hatte bald gar kein andres Plätzchen mehr als den Sattel auf seinem Maulthiere. Er wurde von dem Soldatengedränge geradezu hinausgeschoben aus der Stadt Pfirt, und wurde in diesem Tumulte außerdem auch noch von seinen übrigen Maulthieren getrennt. Allein sah er sich auf der Heerstraße. Aber es war die Straße nach Hüningen, und sein Maulthier war ein starkes lustiges Thier, es schritt vorwärts ohne ihn zu fragen.

Da sein Reiter nirgends anhielt — er schlummerte wie ein Mann, der sich zum Sterben anschickt — so suchte es sich selbst seine Mahlzeiten in den Getreidefeldern, im langsamen Vorübergehen fleißig die jungen Aehren abzupfend.

Bei einbrechender Nacht schritt es durch das Thor von Hüningen. Die Thorwache weckte den hinsterbenden Nunnez zum Leben auf, und der einzige Gedanke, welcher noch in ihm lebte, gab ihm die richtigen Fragen ein:

— Ist der Herzog von Weimar — noch hier?

— Freilich!

— Wo find' ich — seinen Leibdiener — Hoffmann?

— Neben dem Rathhause.

Nun erwachte noch einmal die Lebenskraft des fanatischen Greises, wie der letzte Oeltropfe in einer verglimmenden Lampe aufleuchtet.

Er fand das Haus neben dem Rathhause, er berief sich darauf, daß der Leibdiener des Herzogs ihn dringend herbestellt habe, er erreichte dadurch, daß man nach Hoffmann schickte, daß man ihm ein kleines Kämmerchen anwies hinter der großen Wirthsstube, und daß man ihm den Sattel seines Maulthiers nachtrug in dies Kämmerchen.

Hier fiel er auf ein Strohlager, das im Winkel ausgebreitet war, und bat seinen Heiligen inbrünstig, ihn nur so lange am Leben und bei Sinnen zu erhalten, bis Hoffmann gekommen wäre, und die kleine Steinflasche aus dem Sattel in Empfang genommen hätte.

Es war nicht viel Aussicht dazu vorhanden: sein Athem wurde kürzer und kürzer, seine Besinnung immer unklarer, und Hoffmann kam nicht.

Ein Hausknecht, welcher die Bestellung übernommen hatte, war im obern Stocke, wo der Herzog wohnte, nicht durchgedrungen bis zu Hoffmann. Zahlreiche Officiere und Deputationen hatten ihn zurück geschoben, und weil sie schwer anzubringen war, hatte er die Meldung auf sich beruhen lassen.

Am andern Vormittage erst, als der Wirth das Kämmerchen brauchte, erinnerte er sich, daß der Leibdiener ja nicht

gekommen wäre. Er rief den Hausknecht, und trat in das Kämmerchen.

Nunnez lag leise röchelnd bewußtlos auf dem Stroh.

— „Der alte Mann stirbt mir hier, und macht mir Ungelegenheiten jetzt, wo man ohnehin alle Hände voll zu thun hat!“ Und als der Hausknecht eingestanden, daß er gestern nicht zum Ziel gekommen, ging der Wirth selbst hinauf, suchte und fand Hoffmann und machte ihm die Anzeige.

Hoffmann erkannte nach der Beschreibung sogleich, daß es der alte Gastwirth aus Pontarlier wäre mit dem sehnlich erwarteten Weine, und folgte dem Wirth auf der Stelle.

Im Hinuntergehen machte dieser Hoffmann aufmerksam, daß ein Gewitter am Himmel stehe drüben über dem Rhein, und daß die Gewitter, welche mit der Morgenluft kämen, sehr schwere zu sein pflegten in Hüningen. Der Herr Leibdiener möchte also Ordre geben, daß die im Hofe offen stehenden Wagen der herzoglichen Hoheit unter Dach gebracht würden.

Der Donner grollte schon von fern, und die Luft verfinsterte sich, als Hoffmann in das Kämmerchen trat, und recht erschrocken war, daß der kläglich aussehende Nunnez nicht aufwachen wollte.

— Ich hab's ja gesagt — rief der Wirth — der alte Mann liegt im Sterben.

Da leuchtete ein breiter Blitz durch das große Gastzimmer bis in das dunkle Kämmerchen, und ein heftiger Donner folgte ihm nach —

Nunnez krümmte sich, und schlug die Augen auf. Sein

Leben und Sterben hing offenbar von atmosphärischen Einflüssen ab.

Hoffmann sprach in ihn hinein — Nunnez kam zu sich, und in abgebrochenen Worten machte er sich dahin verständlich: daß die Maulthiere mit den Weinkörben in Pfirt von ihm getrennt worden —

— Sie werden schon nachkommen — sagte Hoffmann ärgerlich — dann haben wir aber für die heutige Tafel wieder nichts Gutes!

Nunnez richtete mühsam seinen Blick auf den Sattel. Bei dem Scheine eines neuen Blitzes folgte Hoffmann diesem Blicke, und fragte: — In der Satteltasche?

— Ja — das Beste!

Hoffmann zog die steinerne kleine Flasche hervor, und sagte: — Bravo! Versiegelt?

— Erst öffnen — wenn getrunken — werden soll — sonst —

— Verfliegt die Blume! — ergänzte Hoffmann des Nunnez Rede. — Das soll geschehen! Und Ihr, Herr Wirth, schickt einen Boten, daß die Maulthiere mit den Körben hierher gelangen. Die kleine Flasche wird heut' verbraucht; wir brauchen morgen mehr. Und laßt den Mann pflegen; er hat sich für uns geopfert!

So ging er fort mit der kleinen Steinflasche.

Das Gewitter brach aus, und tobte stundenlang. Unter seinem Toben und unter einem Regengusse ging man oben zur herzoglichen Tafel.

Plötzlich entstand ein Laufen und Rufen. Diener kamen

die Treppe herab, und sprangen in den Hof. Ein Wagen sollte sogleich angespannt, ein Bote sollte an den Rhein hinunter geschickt werden. Der Herzog wollte an's Wasser hinab fahren, und dort zu Schiffe nach Neuenburg gebracht sein.

— Was ist vorgefallen? — fragte der herbei stürzende Wirth.

— Der Herzog ist unwohl geworden!

— Unwohl?

— Pest oder Vergiftung! — schrie ein Diener, indem er beide Hände neben den Mund hielt, um das Schreien zu dämpfen oder zu steigern.

— Halt Dein Maul, Lästerzunge! Was weißt Du davon?! Eine einfache Uebelkeit, wie sie Jedermann passirt. Woher sollte heute die Vergiftung kommen!

Dies sprach Hoffmann, dessen entsetzlich glotzende Augen aber zu diesen Worten gar nicht stimmten.

Er eilte durch die Gaststube nach dem dunklen Kämmerchen. Der Wirth folgte ihm.

Hoffmann rüttelte den regungslos daliegenden Nunnez, und rief ihn bei Namen.

Der Wirth that desgleichen, da sich gar keine Wirkung zeigte, und beugte sich nieder. — Der Mann ist todt! — sagte er endlich.

— Todt?! — lallte Hoffmann.

— Mausetodt. — Ich hab's wohl gedacht.

Hoffmann taumelte zurück in die Gaststube. Sein breiter Mund stand offen, seine großen Ochsenaugen stierten regungslos in's dunkle Kämmerchen — nein! nein!! sagte er erst

leise, dann laut, und nochmals sagte er nein! mit erkünstelter Festigkeit.

— Was denn? fragte der Wirth. — Man ruft Euch auf der Stiege, Herr Leibdiener! setzte er hinzu.

Hoffmann ging wie ein Betrunkener zur Stiege und stolperte hinauf.

Trotz des Gewitterregens füllte sich der Hof mit Menschen. Sie wollten den Herzog sehen.

Auf zwei Officiere gestützt kam er die Treppe herab, und schritt in den Regen hinaus. Man wollte ihn schützen vor dem Regen, er aber machte eine ablehnende Bewegung, die Nässe schien ihm willkommen, er richtete das unbedeckte Haupt in die Höhe und ließ sich in's Antlitz regnen. Seine Augen sahen starr in die nasse Luft, und erschienen sehr groß, die Züge waren schmerzlich verzogen, die Kniee wankten —

— Der Herr ist sehr krank! flüsterte der Wirth.

In eine bedeckte Kutsche ward er gehoben, vor welche die Pferde erst gespannt wurden. Langsam fuhr dann die Kutsche nach dem Rheinthore und an's Ufer des Stroms.

Das Schiff war bereit. Ein Dach wurde aufgeschlagen gegen den Regen. Unter dies Dach wurde Bernhard gelegt. Zwei Dutzend Ruderer fingen an zu arbeiten, und dahin flog das Schiff in großer Schnelligkeit. Das nasse Frühjahr hatte den Rhein überfüllt; „bis zur Nacht", meinten Zuschauer, „kann der kranke Herr in Neuenburg sein."

Es war am achten Juli 1639. Der Morgen war rein und schön und warm. Die Vögel sangen lustig von den großen Bäumen zwischen dem Rhein und dem herzoglichen Wohnhause in Neuenburg. In dem Hause selbst aber sah es traurig aus.

Drei Tage lang litt Herzog Bernhard hier auf seinem Schmerzenslager. Doktor Schmidt, der herbeigerufene Arzt, verzweifelte an seiner Kunst, und der Herzog selbst hatte heut bei Tagesanbruch geäußert: So übel habe ich mich nie befunden — es ist der Tod, der über mich hereinbricht — ich bin vergiftet! — Wer ist von meinen Generalen und Obersten in Neuenburg?

Hoffmann hatte unter Schluchzen geantwortet: Erlach, Ehm und Rosen.

Sie waren gerufen worden, und kamen jetzt. Es war sechs Uhr. Sie mußten sich durch eine dichte Menschenmenge drängen, welche vor dem Hause stand. Bürger, Frauen, Soldaten waren's. Alle waren tief traurig, alte Soldaten sogar weinten.

Erlach, Ehm und Rosen schritten durch's Vorzimmer in den gewölbten Saal. Von hier aus sahen sie ihn schon, die Thür zu Bernhards Zimmer stand offen; der Thür gegenüber mitten im Zimmer sein Bett. In diesem der Kranke sitzend, das Antlitz gegen die offne Thür.

Er war bleich und erschöpft. Das Gift der Tollkirsche, obwohl abgeschwächt durch das Quantum Wein, hatte grimmige Verwüstung angerichtet. Das Athmen war beschleunigt und mühsam, auf der Stirn und den Händen zeigten

sich blaue und röthliche Flecke. Dennoch sprach er vernehmlich, wenn auch in Absätzen zu den drei Kriegern, welche auf beiden Seiten an sein Bett getreten waren:

— Wie's scheint — muß ich sterben, Freunde — eh' ich mein Werk vollendet. — Haltet treulich zusammen — treulich! Meine Absichten — kennt Ihr. Vollführt sie! — Laßt die gute Sache — nicht sinken. — Und hütet Euch — vor dem Laster — vor dem Laster der Zwietracht.

Nun winkte er mit der Hand: sie möchten gehn! Und sagte leise: Mein Kanzler!

Die Generale gingen. Leder kam, und setzte sich auf bloßes Augenwinken des Herzögs an einen Tisch, um den wahrscheinlich letzten Willen seines Herrn niederzuschreiben.

Der Herzog schwieg und machte nur eine kleine Bewegung mit den Fingern. Leder rückte den Tisch dicht an's Bett; der Herzog nickte, sprach aber immer noch nicht. Er deutete auf Brust und Hals — Hoffmann brachte einen vorbereiteten Suppenteller und einen Löffel. In dem Teller war verdünnter Rheinwein, Zucker und geriebenes Brot, was man in Sachsen „kalte Schale" nennt und was der Herzog liebte. Hoffmann reichte dem Herzoge eine Anzahl Löffel; das stärkte ihn, und er sprach zu Leder: Schreibe! Zu Hoffmann aber: laß uns allein! — Der Hofprediger soll warten!

Hoffmann ging; der Herzog diktirte mit schwacher Stimme:

„Die Länder, welche ich erobert, — sollen — beim Reiche der — deutschen Nation — verbleiben."

„Meine Brüder — sollen sie übernehmen — unter dem Schutze — der Schweden.“

„Nur, wenn meine Brüder — nicht wollen oder nicht können — darf Frankreich gestattet sein — meinem Heere zu helfen — bei Bewachung der Länder —“

„Alle aber müssen sie — nach geschlossenem allgemeinen Frieden — an's deutsche Reich abgetreten werden.“

„Erlach, Graf von Nassau, Ehm und — Rosen sollen — mein Heer führen.“

Leder fragte leise: neben einander? Oder unter wessen Oberbefehl?

Bernhard antwortete nicht darauf, sondern fuhr fort: „Mein Schlachtroß an Guébriant; meine Kleinodien an meine Brüder —“

— Ein Wort, fürstliche Gnaden, wegen des Oberbefehls —

„Unterbrich nicht — meine Kraft und Zeit — verrinnt ohnedies — und verschweige den Inhalt zunächst standhaft — schwöre!“

Leder schwor. Aber was hieß „zunächst“? Er wollte fragen. Doch Bernhard's Kopf sank in's Kissen zurück, und kaum verständlich nur sagte er: der Prediger!

Leder holte den Hofprediger Rücker herein. Dieser ertheilt dem Herzoge unter wenigen, frommen Worten das Abendmahl. Bernhard empfängt es lautlos. Leder wartet mit der Schrift und mit der Feder, und reicht Beides dem Herzoge, sobald der Prediger zurück tritt. Der Herzog nimmt die Feder, sie zittert in seiner Hand, und mühsam,

undeutlich unterschreibt er auf der nachgebenden Bettdecke seinen Namen. „Es ist hohe Zeit gewesen!“ stöhnt er —

— Nichts weiter zu erinnern? fragt Leder und deutet auf das Blatt.

„Oh, ich hätte — noch Viel — aber die Zeit — wird mir zu kurz!

— Ich höre, fürstliche Gnaden!

Leise spricht der Herzog, in langen Absätzen, noch einige Vermächtnisse aus, und Leder schreibt sie an den Rand der Schrift — da geht die Thür auf, und Alles, was zur Umgebung des Herzogs gehört, Hoffmann an der Spitze, drängt sich herein. Jeder will seinen verehrten Herrn noch einmal sehen. Die Meisten bleiben jedoch in einer gewissen Entfernung. Sie hatten von den blau und rothen Flecken gehört, und dachten an die Pest.

— Starschädel? fragt leise der Herzog.

Hoffmann macht eine traurige Bewegung, die sagen will: er ist ja von Euch gesendet!

Bernhard senkt das Haupt. Nach längerer Weile scheint er die letzte Kraft zusammen zu raffen, er hebt den Kopf, sieht rasch über alle hin, und spricht fast wie er in gesunden Tagen gesprochen: „Kinder, lebt wohl! — Und geht jetzt hinaus! Ihr macht mich sonst irre. Ich muß mit Gott sprechen.“

Unter heftigem Schluchzen leeren sie das Zimmer. Der Hofprediger tritt an's Bett, und betet. Bernhard schließt die Augen; der Athem wird immer kürzer, aber das Herz schlägt noch heftig. Man sieht es an dem bewegten Hemde.

Da legt Bernhard die Hand auf's Herz, und sagt mit schwacher Stimme: „Ich wundre mich, daß das Herz noch so frisch ist, und sich zum Tode — nicht schicken will. — Vater! — In Deine Hände — befehl' ich — meinen Geist!“

Langsam, mühselig versucht er noch mit der rechten Hand ein Kreuzchen vor seinem Angesichte zu machen, faltet dann tastend die Hände, ruft „Jesus!“ und — verscheidet.

Die Thurmuhr in Neuenburg schlug gerade Sieben.

Wie auf Fittichen des Sturmwindes flog die Nachricht nach allen Ländern, daß der gewaltigste Fahnenträger der Evangelischen des Todes verblichen wäre.

Hans von Starschädel war just in Königsfelden angekommen, als die Schreckenskunde eintraf.

Die Herzogin faltete die Hände, Marguérite aber brach in eine leidenschaftliche Verzweiflung aus, welche Niemand dem heitern Mädchen zugetraut hätte. Wie eine gesunde Pflanze war die Liebe zu Bernhard in ihr erwachsen, langsam aber regelmäßig. Jetzt stand sie in festen Wurzeln. Da kam der verheerende Sturmwind. „Es ist ja nicht möglich, ist nicht möglich,“ schrie das entsetzte Mädchen ihrer Mutter zu. „„Und doch ist es,““ sagte diese leise in trauriger Resignation.

— O Mutter, Mutter! was hast Du gethan! — rief Marguérite wie in wahnsinnähnlicher Verstörung — Du

hast uns getrennt, als der Himmel Ja sagte zu unsrer Hochzeit, Du hast uns getrennt aus nichtigen formellen Gründen. Alles wäre anders geworden! Ich wäre immer an seiner Seite gewesen, keinen Schluck hätte er trinken können, den ich nicht vorher geprüft — Mutter, Mutter, was hast Du angerichtet!

— O mein Kind!

— Verzeih Deiner bösen, unglücklichen Tochter, o verzeih, verzeih! — schrie Marguérite im nächsten Augenblicke mit brechender Stimme, und sank laut weinend der Mutter in die Arme.

Hans eilte spornstreichs nach Breisach. Der Tod des Freundes hatte ihn nieder geworfen, die Sorge um das Vaterland hatte ihn aufgerissen. Erlach, welchem er immer mißtrauisch zugesehen, trat vor sein Auge. Der Mann — sagte er sich — wird Alles an Frankreich verrathen und ausliefern, was Bernhard erobert hat. Auf! Dies nach Kräften zu hindern!

Umsonst. Als Hans nach Breisach kam, war Alles schon geschehen. Erlach hatte gehandelt wie ein von Frankreich angestellter Mann. Dem schwachen Leder hatte er den „letzten Willen" Bernhards abgetrotzt, und hatte den Generalen und Obersten versichert: der sterbende Herzog hätte befohlen, Heer und Festungen in den Schutz Frankreichs zu stellen. Bernhards Kasse hatte er erbrochen, und das Geld verwendet, sich unter den Generalen und Obersten eine übermächtige Partei zu schaffen. Guébriant hatte er gerufen mit allen nur erreichbaren französischen Truppen, damit sie in

Breisach, in Freiburg, in Neuenburg einrückten. Kouriere auf Kouriere hatte er nach Paris gesendet an Desnoyers um Geld, Geld, Geld und Truppen.

Beides war in Fülle unterwegs, als Hans auf der Breisacher Burg den jetzigen Generalmajor Erlach zur Rede stellte. Er war der Mann, Rede zu stehen. Die Unterredung wurde grimmig, und Erlach erklärte nachdrücklich, daß er den Herrn von Starschädel verhaften lassen würde, wenn dieser Meuterei stiftete. Die vier Direktoren, er selbst, Rosen, Ehm und der Graf von Nassau hätten laut letzter Ordre des verstorbenen Herzogs zu komandiren, sonst Niemand.

— Die Weimarschen Herzöge, die Brüder unsers verstorbenen Herzogs sind die natürlichen und die eingesetzten Herrn! rief Hans.

— Sie sollen kommen und zusehen, wie Viel sie gelten! — entgegnete Erlach.

Hans blieb unmächtig. Erlach hatte dafür gesorgt, daß seine drei Mitdirektoren über das Land vertheilt und nicht in Breisach waren, er hatte dafür gesorgt, daß die Obersten und Truppentheile, welche nichts von Frankreich wissen wollten, auseinander gelegt waren in ferne Garnisonen — Hans stand machtlos vor der listig gesammelten Macht des Usurpators.

Seine letzte Hoffnung war Herzog Wilhelm, der ältere Bruder Bernhards.

Er nahm seine Regimenter, und führte sie in's Badische. Sie sollten keinem Befehle Erlachs gehorchen; sie sollten einen Monat lang harren auf ihn, und erst wenn er dann

nicht wieder käme, auseinandergehen. Konrad weihte er ein in seine Gedanken, und ließ er zurück.

Alles umsonst. Während dieses Monats bemächtigten sich die Franzosen aller Zügel in den eroberten Ländern Bernhards. Hans mußte verzichten, und mußte bestätigen, was er selbst gesagt: zu seiner Familie mußte er heimkehren nach Gnadenfrei, und seinen Sohn erziehen für die Zukunft. Seine Ahnung war ebenso jammervoll bestätigt: daß die Herbeiziehung der Franzosen in den deutschen Krieg den Untergang des deutschen Reiches veranlassen würde.

Ein Führer läßt sich nicht erfinden. An einem deutschen Führer fehlte es von nun an der evangelischen Sache gänzlich, und so ging die Leitung des Krieges völlig an die Fremden über.

Und das Schicksal schenkte obenein den Schweden einen genialen Führer. Gustav Torstenson war dies. Ein kränklicher Körper, welcher fast mehr in der Sänfte als zu Pferde Schlachten lieferte, entwickelte er geistig und moralisch alle Eigenschaften eines großen Feldherrn, und belebte das letzte Drittheil des dreißigjährigen Krieges mit kühnen Märschen und glänzenden Schlachten. Er führte aus, was Bernhard zuletzt vorgehabt, er brach in Böhmen ein, schlug im Süden dieses Königreichs, bei Jankau, eine große siegreiche Feldschlacht, und rückte bis an die Donau vor Wien. Bis an den Spitz bei Floridsdorf, den Donauauen gegenüber, hinter welchen die Spitze des Stephansdoms emporragt, führte er seine Schweden. Seine Schweden? Ach nein! Seine Deutschen, die unter schwedischer Fahne fochten. Der Bartkon-

rad unter ihnen, welcher die Gelegenheit ausgespürt hatte, noch einmal siegreich in österreichisches Land zu kommen. Er ist alsdann verschollen.

Das Weimarsche Heer selber hat sich in große Haufen zerspalten, und ist bald mit den Franzosen, bald mit den Schweden, bald mit den Hessen auf kleinen Schlachtfeldern erschienen, immer tapfer und ungestüm, allmählig ganz eine Lanzknechtschaar.

Mitten in diesem wüsten Kriegstreiben gingen Jahre lang Friedensunterhandlungen nebenher, und zu Osnabrück und Münster saßen die Friedensstifter vier Jahre lang und markteten mit einander, während die Kriegsfurie fort und fort tobte. Hatte der Kaiser einen Kriegsvortheil errungen, so erwiesen sich die kaiserlichen Gesandten, Max von Trautmannsdorf an ihrer Spitze, stolzer in ihren Ansprüchen; hatten die Schweden gesiegt, dann wuchsen die Ansprüche des jungen Oxenstierna und der Herren Longueville und d'Avaux. Noch im letzten Jahre, im Sommer 1648, warf eine Waffenthat die kaiserlichen Minister noch einmal in Nachtheil. Nach Torstenson thaten sich unter den Schweden auch zwei Wrangel und ein Königsmark hervor. Letzterer eroberte am 15. Juli 1648 die Kleinseite von Prag, und so endigte der Krieg da wo er angefangen. Unter diesem Eindrucke wurde im Herbst der westphälische Friede geschlossen, noch zuletzt also nachtheilig für den Kaiser und vortheilhaft für — die Evangelischen? O nein, vortheilhaft für die Franzosen und Schweden, denn auch die Schweden ließen die evangelische Freiheit der Deutschen

beim Friedensabschlusse im Stiche. Es brachte ihnen mehr Geld ein, wenn sie nicht auf ihr bestanden.

So wurde denn in der Religionsfreiheit festgestellt, daß es mit ihr so verbleiben sollte, wie es zu Anfange des Kriegs gewesen war. Zwei Normaljahre wurden bestimmt für den Besitzstand der säcularisirten Güter. 1624 für den Norden, 1618 für den Süden. Was die Evangelischen damals besessen, das konnten sie jetzt behalten. Nur Oesterreich war ausgenommen, da blieb die protestantische Kirche unterdrückt. Für dies Zugeständniß nahm Königin Christine ein gutes Stück Geld.

Die Reformirten allein errangen einen Vortheil. Es wurden ihnen gleiche Rechte wie den „Augsburger Confessionsverwandten" bewilligt. Der Religionsfriede von 1555 ward bestätigt, das war die ganze Errungenschaft eines dreißigjährigen Krieges in Sachen des Glaubens.

Im Politischen aber zahlte Deutschland, der Kaiser wie die Evangelischen, alle Kriegskosten in erschrecklichster Ausdehnung. Das deutsche Reich verlor neunzehn hundert Quadratmeilen, und vier und eine halbe Million Einwohner.

Frankreich erwarb die Landgrafschaft Elsaß, und seine Herrschaft über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun wurde anerkannt. Der Traum Richelieus, bis an den Rhein vorzudringen, war verwirklicht. Der Nebenerwerb Lothringens war nur noch eine Frage der Zeit, sowie die Besetzung der freien Reichsstadt Straßburg.

Schweden erhielt Vorpommern, Bremen, Verden, Wismar und fünf Millionen Thaler.

Die deutschen Reichsstände aber — und dies war der Keil, welcher das deutsche Reich innerlich zersprengte — erhielten das Recht der Landeshoheit. Sie konnten von nun an Bündnisse unter sich und mit fremden Mächten schließen. „Nur nicht gegen Kaiser und Reich“ wurde zwar hinzugesetzt, aber wir wissen, wie Viel das zu bedeuten hatte unter diplomatischer Erklärung. Die vielen deutschen Höfe und Cabinette entstanden hiermit und die mit ihnen verbundene auswärtige Diplomatie.

Der westphälische Friede vergiftete das deutsche Reich in Herz und Nieren. Er vergiftete den Kaiser, er vergiftete die Nation.

Hans von Starschädel überlebte auch diesen Friedensschluß. Er erklärte ihn seinem Sohne mit den Worten:

— Dies Unglück unsers Vaterlandes ist daraus entstanden, daß der Eine die Seele des Anderen nicht geachtet hat. Der Eine hat zum Andern gesagt: wenn Du Dir unsern Herrgott nicht gerade so vorstellst wie ich, wenn Du ihn nicht gerade so anbeten willst wie ich, dann bist Du ein Verbrecher, und ich schlage Dich nieder. Das mag bei romanischen Völkern ohne Gefahr ablaufen, denn bei ihnen gleichen sich die Unterschiede zwischen den einzelnen Personen leichter aus als bei uns. Wir sind eigensinniger. Aus guten und aus schlechten Gründen. Jeder will bei uns eine eigenthümliche Kraft sein — und das ist tüchtig; Jeder ist aber auch neidisch auf den Vorzug des Anderen — und das ist sehr übel. Dem deutschen Volke durfte also und darf man nie mit Tyrannei begegnen in religiösen Dingen. Thut

man es, wie man's gethan, dann stehen unsre besten wie unsre schlechtesten Eigenschaften zum Kampfe auf, und der Kampf dauert bis zu gegenseitiger Vernichtung. Dann kommen die Nachbarn und sagen: Eure Vernichtung müssen wir hindern! und berauben uns von allen Seiten. Das ist jetzt unser Schicksal. Diejenigen haben es verschuldet, welche dem deutschen Volke das Verhältniß zu Gott vorschreiben und befehlen wollen. Freiheit brauchen wir für all unsre höheren Bedürfnisse. Versagt man sie, so werden wir wild und unregierbar. Gewährt man sie, so sind wir fromm und in allem Untergeordneten lenksam. Mannigfaltigkeit muß unter uns gestattet sein, wenn wir ein Ganzes bilden sollen. Einförmigkeit lös't uns auf.

Seit Bernhards Tode bin ich dreimal auf dem Punkte gewesen, in's Heer des Kaisers überzutreten, um zu helfen, daß die Fremden aus dem Reiche geworfen würden. Ich gestand völlig zu, daß die beiden Habsburgischen Kaiser, der zweite wie der dritte Ferdinand standhaft ihr Alles daran setzten, die Einheit und Unverletzlichkeit des deutschen Reichsbodens zu bewahren. Aber dreimal schreckte mich die Tyrannei im Glauben zurück. Und dieses unselige Friedensdokument zeigt mir schrecklich, daß mein Zurückbleiben wohlbegründet war. Den letzten Pfennig giebt der Kaiser hin, damit wenigstens in seinen Erblanden kein Schatten von Glaubensfreiheit bestehen dürfe!

So ist die Zukunft düster wie die Gegenwart. Und das Alles im Namen des Christenthums, dessen Herzblut Liebe und Duldung war und ist und ewiglich sein soll!

— Amen! sagte Frau Marie, und umarmte weinend ihren Sohn und ihren Gatten, der seine Thränen mit den ihren mischte über das unabsehbare Unglück des deutschen Vaterlandes.

Die Asche Bernhards kam erst 1655 in die sächsische Heimath. Im Sankt Stephan zu Breisach war sie bis dahin verblieben. — Die Reichsstände — schreibt der Chronist — deren Gebiete der Zug berührte, erboten sich, die Leiche mit Gepränge durch ihre Lande begleiten zu lassen. Es wurde abgelehnt.

Auf sächsischem Boden aber, oben auf der Wartburg, wurde sie mit aller Pracht und Würde einer Landestrauer empfangen und gefeiert. Dort stand sie mehrere Monate, und wurde endlich am 12. December in der Stadtkirche zu Weimar beigesetzt. Derselbige Hofprediger Rücker, welcher dem sterbenden Herzoge in Neuenburg das letzte Abendmahl gereicht, sprach mit Begeisterung Bernhards letzte Grabrede über die biblischen Worte: „ich habe einen guten Kampf gekämpft.“

Auch des edlen Waffenfreundes Heinrichs von Rohan Asche wurde von den Glaubensgenossen würdig geehrt. Der Rath von Genf begehrte sie, und die Herzogin mit ihrer Tochter geleitete sie bis in die Peterskirche zu Genf. In dieser Hauptkirche Calvins fand sie ihre Ruhestätte, und Heinrich von Rohan wird in Genf noch heute als ein Held des reformirten Bekenntnisses geehrt.

Witwe und Tochter kehrten nach Frankreich zurück, wo drei Jahre nach Bernhard auch Richelieu gestorben war. Die reiche Erbin Marguérite war das Ziel zahlreicher Bewerbungen. Sie schlug alle aus, auch einen ältesten Sohn des Hauses Savoyen, auch Rupert, einen jüngeren Sohn des Winterkönigs. Erst spät, da sie die Schwierigkeit weiblichen Alleinstehens mehrmals peinlich empfunden hatte, entschloß sie sich zu einer äußerlichen Convenienzehe. Einem Marquis von Chabot war es um ihren großen Namen zu thun. Er nannte sich nun Herzog von Rohan-Chabot, ohne ein Rohan zu sein.

Die letzte ächte Linie der Rohans, zugleich die älteste — Rohan Guéménée — ist aus Frankreich verschwunden. Sie blüht aber jetzt noch in Böhmen, und ihr Haupt, Camille, ist erblicher Reichsrath des Herrenhauses von Oesterreich.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Laube, Heinrich,

Der deutsche Krieg historischer Roman in drei Büchern

Bd.: 3,2

Leipzig 1866